BUCHHANDLUNG & ANTIQUARIAT
EDUARD BEYER
WIEN
I. SCHOTTENGASSE 7

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/gesammeltenovell22talv

Gesammelte Novellen.

Zweiter Theil.

Gesammelte Novellen

von

Talvj.

Nebst

einer Auswahl bisher ungedruckter Gedichte

und

einer biographischen Einleitung.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1874.

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

RBR
Jantz
#931
c.2
bd.1

Inhalt.

	Seit
Das vergebliche Opfer	1
Der Lauf der Welt	143
Ein Bild aus seiner Zeit	235
Anhang. Gedichte	469

Das vergebliche Opfer.

1826.

Was ist es anders als Menschenschicksal, sein Maß auszuleeren, seinen Becher auszutrinken?
Goethe.

Traurig, mit aufgestütztem Arm saß Hilbert, ein junger Arzt, eines Abends in seinem einsamen Zimmer, als die Thür sich plötzlich öffnete und sein Freund Victor ihn mit lautem Jubel begrüßte.

Auch Hilbert's Züge erheiterten sich. „Bist du einmal wieder da, lieber Herumschwärmer? Und immer frisch und fröhlich, und blühender und kräftiger als je?"

„Gesund und wohl, und erfreut dich wieder zu sehen", antwortete jener. „Aber du? was ist aus dir geworden? Du sitzest hier in deiner Zelle wie ein Klausner, hängst den Kopf und brütest. Wie ist's dir ergangen?"

„Das Erzählen ist an dir, guter Freund", erwiderte Hilbert. „Während ich mich in dem engen Kreise

unſerer Stadt langweilig und mühſelig hin- und her-bewegte, haſt du die Welt durchflogen, und in einem Monat mehr erlebt und geſehen, als ich in den vier Jahren ſeitdem wir in Heidelberg voneinander Ab-ſchied nahmen."

Victor ſah ſeinem Freund tief in das Auge. „Sei es!" ſagte er endlich. „Die erſte Stunde unſers Wieder-ſehens ſoll der Freude gewidmet ſein, und da, wie es ſcheint, ich Froheres mitzutheilen habe als du, ſo will ich den Anfang machen. Du ſiehſt indeſſen," fuhr er fort, während Hilbert ſchellte und einige kleine Anſtalten zur Bewirthung des lieben Gaſtes machte, „du ſiehſt, es kommt nichts dabei heraus, wenn man hinter dem Ofen hockt und nur ans liebe Brot denkt und an morgen und übermorgen. Wärſt du mir gefolgt, hätteſt in Nord und Süd ein Weilchen das tolle Treiben der Menſchen mit angeſehen, du hätteſt dir Kräfte geſchöpft aus dem großen Strome der Begebenheiten, in dem ewig friſch und neu eine Welle wechſelnd die andere treibt, Kräfte, der Noth des Tags zu ſteuern oder ſie mit leichtem Muthe zu tragen."

„Ei", lachte Hilbert, indem er den Freund zum

gedeckten Tische führte und sich neben ihn setzte, „ich glaube, wir haben die Rollen gewechselt, wie kommst du zu dem didaktischen Tone? Ich bitte, vertausch' ihn mit dem epischen und sage mir: Bliebst du deinem Vorsatz getreu und war das schöne Neapel das erste Ziel deiner Wanderschaft?"

Victor gab dem Fragenden einen kurzen Abriß seiner Reise. Er hatte die bedeutendsten Länder Europas durchstreift, in den merkwürdigsten Städten verweilt. In der angeborenen, fröhlichen Weisheit seines Herzens hatte er beinahe nur die Früchte des Lebens gekostet; und wo ja hier oder da ein Dorn ihn ritzte, war die Wunde leicht zu heilen. Ueberall hatte dem schönen, reichen, kräftigen Jünglinge das Glück gelächelt. Die Achtung der Männer, die Gunst der Frauen war ihm ungesucht entgegengekommen. Die Bekanntschaft mit der großen Welt hatte seine Sitten nicht verderbt, aber sie hatte ihm die Hälfte des frischen, jugendlichen Enthusiasmus geraubt. Sie hatte ihm die reine Ansicht menschlicher Verhältnisse getrübt. Seine Phantasie war leichtfertig geworden, während sein Herz treu geblieben war. Mit Pietät hatte er festgehalten an den Erin-

nerungen seiner frühesten Jugend; mit dankbarer Wärme gedachte er als Mann der kleinsten Wohlthat, die der Knabe empfangen; er hatte nicht aufgehört, ein lebhafter, uneigennütziger Freund, ein guter, ehrerbietiger Sohn zu sein. Ja, im allmählichen Ersterben gewisser anderer Gefühle seiner Jugend hatten jene doppelt Kraft gewonnen. Allein indem er sich daran gewöhnte, mit dem Heiligen spielen zu sehen, hatte er die Scheu verloren, selbst damit zu spielen. Kirchliche Frömmigkeit war ihm ein Scherz, die Ehe eine Convenienz geworden. Unterdessen hatten sich seine Geisteskräfte bedeutend geschärft, und die edle Mäßigung der Gesinnung kleidete ihn wohl.

Aus dem weichen, reizbaren Knaben, aus dem schwärmerischen, haltlosen Jünglinge hatte ein heiterer, entschlossener Mann sich gebildet. Auf der Schule hatte der fleißigere und ausdauerndere Hilbert den Vorrang behauptet. Während der akademischen Jahre war er, innerlich viel beschäftigt, seinen stillen Weg fortgegangen, unterdessen Victor eine der bedeutendsten Rollen spielte. So hatte dieser sich von Kindheit an daran gewöhnt, den Freund hoch zu achten, sowie die liebende

Anhänglichkeit an ihn einen nothwendigen Bestandtheil seines Herzens auszumachen schien.

Auch jener hörte anfänglich mit warmer Theilnahme auf Victor's gedrungene Erzählung, die unverkennbar das Gepräge seines innersten Wesens trug.

Aber allmählich verlor sich seine Aufmerksamkeit. Er ward trüb und zerstreut und schien nur mit Mühe sich zusammenzunehmen.

Victor bemerkte es und endete kurz. „Jetzt gilt es, Hilbert", sagte er, mit bewegtem Gefühl ein Glas ergreifend, „unsere Freundschaft!"

Hilbert stieß an. „Nun", fuhr jener fort, „Vertrauen ist zur Freundschaft so nothwendig als die Luft zum Leben. Ist dir das heilige Wort nicht blos ein Wort — und es ist's nicht, das hast du mir unwidersprechlich bewiesen in jener nie zu vergessenden Stunde, als du mir nachsprangst in die Fluten des Rheins und dem Tode seine sichere Beute entrissest — ist sie dir, dem Manne, noch wie sie's dem Jünglinge war — das heiligste, göttlichste Gefühl der Menschenbrust — so sprich! Welch ein Kummer drückt dich nieder? Du bist bleich, abgemagert, und selbst die

lieben Augenblicke des Wiedersehens können dir nur ein flüchtiges Lächeln abgewinnen."

„Guter Mensch", sagte Hilbert weich, „die Freundschaft ist mir mehr als ein Wort, obwol du auf jene zufällige Rettung allzu viel Werth legst. Ich — ein geübter Schwimmer, du damals ein Anfänger in der Kunst. Ich habe es dir schon oft wiederholt. Aber leugnen will ich dir nicht, was ich dir doch nicht verhehlen könnte, ja, du siehst einen der unglücklichsten Menschen vor dir, die es gibt." Er fuhr sich mit der Hand über die umwölkte Stirn. „Ich liebe."

„Armer Freund", entgegnete Victor, „jetzt weiß ich alles, du liebst und bist nicht wieder geliebt."

„Nicht doch", erwiderte Hilbert; „ich werde geliebt mit der ganzen unbewußten Kraft eines jugendlichen, neuen Herzens; ein himmlisches reines Gemüth, das in dem Geliebten Vater und Mutter liebt, deren das Schicksal es beraubte."

„Nun? — aha! Aber die schöne Waise wird von einem Drachen von Oheim bewacht? Oder eine alte geizige Tante will sie verkuppeln? nicht? — Aber wäre es möglich, daß dies dich so niederschlüge?"

„Höre mich an", versetzte Hilbert, „laß mich weit ausholen. Du weißt, als wir, uns trennend, verschiedene Wege einschlugen, ging ich mit ernstem Sinne nur meinem Berufe nach. Ich ehrte meine Wissenschaft an sich, um ihrer umfassenden, geistreichen Tiefe willen; ich liebte sie wegen ihrer menschenfreundlichen Zwecke. So bereite ich mich treu und emsig zur öffentlichen Prüfung vor — ich schlage mich durch, sammle mannichfaltige Erfahrungen ein und alles geht erträglich, bis ich hierher zurückkomme, wo der alte Medicinalrath, wie du dich erinnerst, meinem seligen Vater längst gelobt hatte, mich einzuführen, durch die dornenvolle, gewundene Bahn der anfänglichen Praxis in das goldene Reich des Sicherstehens, des gegründeten Rufs, der ausgebreiteten Kundschaft. Denn du mußt wissen, während der berühmte Hoheprieſter des Aeskulap ungestraft jeglicher Laune fröhnen darf, die Freiheit hat, grob zu sein, unverschämt, geldgierig, sogar nachlässig, spielt der Priesterjünger, der, im Vorhof des Tempels weilend, noch nicht in das innere Heiligthum, nicht des Gottes, nein, eines Götzen, welchen das Glück mit der Charlatanerie erzeugte, gedrungen ist, die demüthigste

Rolle von der Welt. So kannst du schließen, wie die Noth jetzt erst recht anging. Du ahnst nicht die Mühe, die es kostet, sich in all die Thorheiten des Volks zu schicken, die Selbstverleugnung, sich zu fügen in die albernen Vorurtheile der hochgeborenen Herren, die Geduld, sich zu schmiegen in die Launen der vornehmen Damen, besonders der alten. Doch ward ich mit ihnen noch am besten fertig."

Victor zog die Stirne kraus. „Armer Hilbert! Sind das die Resultate dieser vier Jahre? Bist du derselbe noch, der den strengsten Befehlen der Obrigkeit mit kühnem Muthe zu trotzen wußte, der dem ganzen akademischen Senat ein Schnippchen schlug, und es mit seinen verhöhnenden Possen mit einem versammelten hohen Adel und einer ehrsamen Bürgerschaft aufnahm. Bist du derselbe noch? Schicken — ja, nur ein Thor trotzt der Nothwendigkeit — fügen — zu Zeiten allenfalls, z. B. wenn das Herz es befiehlt; aber schmiegen? — nie!"

„Schon gut", erwiderte Hilbert, „wir wollen nicht um Worte streiten. Du bist frei, reich, unabhängig; du brauchst dich um die ganze Welt nicht zu kümmern.

Was aber mich anbelangt, so sind die tollen Zeiten der Renommisterei längst vorüber. Ei, es ist etwas ganz anderes, wenn wir noch einen Herrn Papa im Hinterhalt haben, der allenfalls unsere Schulden bezahlt, oder uns durch Fürsprache und vornehme Connexionen vom dreimonatlichen Festungsarrest befreit; oder wenn wenigstens noch ein paar Jahre vor uns liegen, in uns zu gehen! Aber hat uns die Prosa des Lebens mit all ihren Sorgen und Bedenklichkeiten erst einmal gepackt, müssen wir erst ans Fortkommen denken, dann fahre hin froher Uebermuth der Jugend; dann brich, stolzer Sinn! — Du weißt auch, wie solid ich im letzten Universitätsjahre schon ward."

Victor's Stirn runzelte sich mehr und mehr. „Laß das jetzt", sagte er, „ein andermal mehr darüber. Erzähle nur weiter."

„Mit meinem Alten selber", fuhr Hilbert fort, „ging es gut. Aber ein böser Geist hatte ihm eingeflüstert, daß seine Tochter Antonie gerade mich und keinen Andern zum Manne haben müsse. Hinter allem, was er für mich that, seinen Belehrungen, seinen Em-

pfehlungen schielte der Gedanke vor, daß er für seinen Schwiegersohn handle."

„Nun, und das Mädchen gefiel dir nicht?"

„Antonie ist hübsch, gefeiert, nicht ohne Bildung, aber voller Koketterie und lächerlicher Ansprüche. Dennoch — ich wohne im Hause, war täglich ihr Gesellschafter, ihr Führer auf der Promenade, ihr Tänzer auf den Bällen — so hätte ich mich vielleicht an den Gedanken gewöhnt, wenn nicht —"

„Aha! rückst du endlich heraus?"

„Noch weiß ich nicht", fing Hilbert wieder an, „ob es mein guter oder mein böser Genius war, der meinen Alten im Krankenzimmer gefangen hielt, als ein bejahrter, wegen seines Hochmuths verrufener Domherr schickte, mit der dringenden Bitte, er möchte eilig kommen; seine Enkelin, ein siebzehnjähriges Mädchen, sei plötzlich vom Fieber befallen. Ungern folgte ich dem Auftrage des Alten, an seiner Statt hinzugehen. Zwar behandelt selbst der adelstolzeste Edelmann den Arzt, den Herrn über Tod und Leben, mit mehr Auszeichnung als andere Bürgerliche; aber ich habe hier am Ort die Connexionen mit den reichen Kaufleuten

stets vortheilhafter gefunden, als mit dem ahnenreichen, aber meist geldarmen Volke. Genug, ich gehe hin, finde den Domherrn und die Großmutter, wie ich sie mir vorgestellt, einfältig und dünkelhaft, aber die Enkelin! Das holdeste, duftigste Rosenknöspchen, die weichste, schönste Seele! Das lieblichste Bild meiner Phantasie war plötzlich verwirklicht, als ich eintrat und das reizende junge Geschöpf mich aus den schneeweißen Kissen heraus flüchtig anschaute, und hoch erröthend, bebend die schönsten aller Augen niederschlug vor dem Anblick des fremden Mannes! Meine Fragen beantwortete sie stammelnd, kaum hörbar; — den andern Tag schon ging es etwas besser, den dritten noch besser und so fort. Sie hatte ein langwieriges, aber nicht sehr bedenkliches Uebel. Glücklicherweise zog sich auch die Krankheit meines Alten in die Länge: so blieb mir das süße Kind ganz allein überlassen, und im eigentlichsten Sinne ganz allein. Es war eine Möglichkeit der Ansteckung da; dies war genug, den Großvater, der sie sonst lieb hatte, zu entfernen. Und die Großmutter nun gar, die hatte morgens genug zu thun, ihren Mops zu kämmen und abends ihr Geld im

Triktrak zu verlieren. Selbst die Dienstboten durften der Kranken nicht nahen, aus Furcht, daß sie das Gift in sich aufnehmen und nachher durch ihre Gegenwart der Hausfrau und dem Hausherrn Gefahr bringen könnten. Eine gedungene Wärterin saß der armen Kleinen zur Seite. Du kannst denken, daß ich sie zu rechter Zeit zu entfernen wußte. So saß ich stundenlang dem bezaubernden Wesen gegenüber, und bald glitt das süße Geheimniß über die Lippen, nachdem meine Augen es ihr schon tausendmal verrathen hatten. Victor! ich lebte nun die köstlichsten, reinsten Stunden des Lebens. Oft zwar fiel mir ein, was daraus werden solle? Aber wenn ich bei ihr war, vergaß ich alles, und sprach ich ja ein ängstliches, sorgliches Wort aus, so hatte sie selbst Muth, allen Gefahren zu trotzen.

„Als sie endlich genesen war, ward mir ein so armseliges Honorar zugetheilt, daß ich es gern auf der Stelle zurückgesendet hätte, wenn ich nicht gefürchtet hätte, Verdacht zu erwecken oder zu beleidigen. Dafür hatte ich die Ehre, zum Hausfreund angenommen zu werden, und da ich bei dieser Gelegenheit meine Meta

sah, ward mir diese Gnade unschätzbar. Sie mußte auf meinen Rath noch manchmal kleine Rückfälle haben, die mir den Besuch auf ihrem einsamen Zimmer verstatteten. Diese süßen Stunden und ein Briefwechsel, welchen wir führten, erhielt mich beinahe ein Jahr lang in dem Taumel des Glücks, bis vor ungefähr acht Wochen durch eine Unvorsichtigkeit des lieben Mädchens einer meiner Briefe in der Großmutter Hände fiel. Sie tobte vor Zorn; ebenso wüthend war der Alte, und es kam zu den entsetzlichsten Scenen. Daß mir das Haus verboten ward, versteht sich von selbst, und leider weigert sich Meta, mich außer demselben zu sehen, was doch wenigstens bisweilen geschehen könnte, wenn wir List und Verstellung zu Hülfe nehmen. Du hast keinen Begriff davon, was ich die Zeit her gelitten habe; sie nicht mehr sehen, die Sonne meiner Tage! Dazu kommt, daß der Medicinalrath deutlicher spricht wie je, und Antonie mit ihren falschen, halb erborgten Reizen, mit ihren Launen, ihrer Unnatur im Vergleich mit der himmlisch-unschuldigen Meta mir fast widerlich ist. Und doch sollte die Qual meines Herzens noch höher steigen. Vor acht Tagen erhalte ich einen

Brief, den ersten nach unserer Trennung, von meiner Geliebten. Sie schreibt mir, ihre Großältern wären entschlossen, aller Fortsetzung dessen, was sie eine kindische Liebelei nennten, durch eine schnelle Verheirathung ihrer Enkelin vorzubeugen. Man sei im Begriff, sie einem verhaßten Freier, dem alten Domdechanten, dessen du dich erinnerst, dem armseligsten Menschen von der gemeinsten Gesinnung aufzuopfern, weil gerade kein Anderer bei der Hand sei. Nur ihr Großvater verweigere noch seine Einwilligung aus Mitleiden mit ihrer Jugend. Doch werde ihre hartherzige Großmutter siegen. Dies Weib, nur die Stiefmutter von Meta's Vater, hat kein Gefühl der Liebe für das holdselige Kind — ich kenne sie. Sie beschwört mich, sie zu retten, sie ist in Verzweiflung, sie bittet mich, sie zu meinen Verwandten zu bringen — aber lies selbst, fühle wie mir zu Muthe sein muß, nachdem ich diese Zeilen gelesen."

Er zog ein von frischen Thränen befeuchtetes Blatt hervor, das er auf der Brust trug. Victor übersah stillschweigend die zitternden Züge einer feinen weiblichen Handschrift, halb ausgelöscht von den vereinigten

Thränen der schönen Schreiberin und des unglücklichen Empfängers. Der innigste Schmerz, die hingebendste Liebe, die zerreißendste Angst klagte ihm aus jedem Worte des Briefes entgegen. Victor las ihn mit inniger Rührung.

„Nun", sagte er, „und du zweifelst doch nicht, was du zu thun hast?"

„Was soll ich thun!" rief Hilbert unmuthig, „sie entführen, sie um ihren Ruf, mich um Brot und Ehre bringen? Ich habe keine Verwandten, zu denen ich sie führen könnte, und hätte ich sie, was sollte daraus werden?"

„Nun, eine Heirath, Mensch!" fiel Victor noch unmuthiger ein, „eine Heirath in bester Form! Was sonst? Hast du mit dem armen Dinge gespielt?"

„Der Himmel strafe mich, wenn ich es that", versetzte Hilbert; „nicht mit ihr habe ich gespielt, wohl aber mit mir, mit meinem Herzen. Ich, ich hätte alles vorher sehen, alles bedenken sollen. Sie ist jung, unerfahren. Hätte ich sie nie kennen gelernt! O, wäre nur wenigstens die Entdeckung nicht geschehen, dann könnte noch alles gut werden!"

Victor sah ihn finster an. „Hilbert!" sagte er, „diese Klagen sind feige und unmännlich. Hast du den

Muth gehabt, dich hinter dem Rücken der Aeltern in das Herz eines Mädchens zu stehlen, so habe auch den, es vor aller Welt zu bekennen, daß sie dein sei. Sprich mit dem erbärmlichen Wichte von Bräutigam. Steck' ein paar Pistolen zu dir. Ich kenn' ihn von sonst her. Ich will tausend gegen eins wetten, er steht zurück."

„Du bist von Sinnen. Solche Studentenstreiche würden mich lächerlich machen, ohne mir zu nützen. Und thät' ich, was sie in ihrer Unerfahrenheit, und wahrscheinlich auch nur in einem Augenblicke der Verzweiflung begehrt, entführt' ich sie — nun gut, wär' ich mit ihr getraut, so müßten die Alten wol Ja sagen; aber wovon soll ich sie ernähren? Mein Vermögen ist bei dem tollen Leben auf der Universität draufgegangen. Ich verdiene so viel wie nichts, und bring' ich mich um des Medicinalraths Schutz, so bin ich hier verloren. Ich kenne dies Cliquenwesen. Zehn andere, neidisch auf mein Glück, lauern mir auf, und werden begierig diesen Schritt benutzen, mich zu verdrängen. Die Häuser des ganzen Doms, ja des ganzen Adels sind dann ohnedem mir verschlossen."

„O weh!“ fuhr Victor auf, „über die verwünschte Kleinstädterei! Nun so versuche dein Glück wo anders — einem Menschen von deinem Kopf und Kenntnissen kann es nirgends fehlen.“

„Das sagt sich leicht. Du ahnst nichts von den Schwierigkeiten, die sich hierzulande dem praktischen Arzte, dem Anfänger in den Weg thürmen. Connexionen machen bei uns alles. Ich habe sie nirgends.“

„So geht nach Amerika. Da bist Du frei, bist dort willkommen, denn man braucht dort Menschen.“

„Arbeiter — ja! Bin ich dazu erzogen, das Feld zu bauen? Soll Meta die Kühe melken, Kartoffeln pflanzen? Nein, beim Himmel, ich liebe sie zu sehr, um sie, die Verwöhnte, Zarte, dem Drucke der Armuth, dem Schmuz unwürdiger Beschäftigungen preiszugeben. Das Leben fristen, ihr und mir, das wollt' ich zur Noth hier wie dort. Aber heißt das Liebe, wenn ich um des eigenen Vortheils ihres Besitzes willen sie erst um Ehre und Ruf, dann um alle Behaglichkeiten des Daseins bringe, auf deren gemächlichen Genuß sich allein ein dauerhaftes Glück gründen läßt? Nein, Eigennutz, Selbstsucht wäre es!“

„Hier haſt du recht, wenn auch nicht ganz", verſetzte Victor nach kurzem Bedenken, und ſein Ton war weicher, ſeine Miene ſanfter wie früher; „aber wenn du wirklich mein Freund biſt, ſo wirſt du ein Darlehn einer anſehnlichen Summe von mir nicht verſchmähen. Du gehſt nach Amerika. In zehn, zwanzig Jahren haſt du fünfmal ſo viel erworben, als der ganze Bettel beträgt. Dann bezahlſt du mich, und, beruhigt es dein Gewiſſen, mit Zinſen bei Heller und Pfennig."

„Du biſt der alte treue, edle Victor", ſagte Hilbert, nicht ohne Verwirrung. „Aber — es widerſpricht meinen Begriffen von Ehre, Geld von einem Freunde zu nehmen. Weiß ich doch, wie du ſelbſt über dieſen Punkt denkſt."

„Nun wahrhaftig", verſetzte Victor mit einiger Bitterkeit, „du biſt ebenſo gewiſſenhaft als Freund, wie gewiſſenlos als Liebhaber."

Eine lange Pauſe erfolgte. Endlich begann Hilbert: „Freund, ich will ganz aufrichtig ſein. Ich kann jetzt nicht von hier fort, kann jetzt nicht mein Verhältniß zu Meta erklären, ohne für den undankbarſten Menſchen zu gelten. Meine Ehre iſt dabei im Spiel. Der alte Medicinalrath,

mein Freund, mein Gönner, mein Wohlthäter, hofft sicherer als je, daß ich Antonien — Antonie selbst —"

Victor sah ihn fest und durchdringend an.

„Es wird sich, muß sich lösen", fuhr Hilbert fort, „aber käm' es gerade jetzt zur Sprache, daß ich schon so lange, ohne ihr Wissen dies Verständniß unterhalten, sie würden sehen — sie würden glauben, sie seien hintergangen, betrogen."

„Du Unschuldiger!" sagte Victor mit misfälligem Gefühl.

„Verkenne mich nicht, Victor", erwiderte Hilbert erröthend; „Antonie ist eine eitle Närrin; sie selbst hat sich betrogen, nicht ich sie. Die kleinste meiner Aufmerksamkeiten, die gewöhnlichste Galanterie war ihr von Bedeutung — bei Gott! ich habe nichts gethan, als sie nicht geradezu aus ihrem Irrthum gerissen. Und der Vater — nun der glaubt, was er wünscht. Ich ertrüge es nicht, vor dem Manne, den ich als Mensch wie als Gelehrten wahrhaft verehre, als Heuchler, als Betrüger zu stehen. Ich bin furchtbar verwickelt. Die Zeit wird alles sanfter lösen. Ich ziehe das Verhältniß so hin, ermüde Antonien, bis ein neuer Gegenstand mich ver-

drängt. Nur vor gewaltsamem Ausbruch muß ich mich hüten. Bedauere mich, Freund, verdamme mich nicht!"

„Nun und Meta, — du gibst sie also auf?"

„Ich vermag's nicht. Sie füllt des Tags all meine Gedanken, des Nachts meine Träume aus. Ich kann nicht leben ohne sie. O wäre nur die Entdeckung nicht — alles wäre gut."

„Seltsamer Mensch!" rief ungeduldig der Freund. „Einmal mußt'es doch herauskommen. Jetzt oder künftig."

„Mein Plan war gemacht", entgegnete Hilbert. „Ich habe die besten Aussichten. Meine Verbindungen, meine Kenntnisse geben mir die Hoffnung auf ein glänzendes Ziel. Unterdessen bleibt Meta im großälterlichen Hause. Ich genieße ihres Umgangs, und unsere Liebe bleibt ein Geheimniß. Die Alten können nicht ewig leben. Sie sind beide hochbejahrt und schwächlich. Bis zu diesem Punkte hat mich Glück und Fleiß der Geliebten um vieles näher gebracht; der angesehene berühmte Mann ist nicht mehr wie der blöde Anfänger zu behandeln. Die Großältern sind todt. Die entferntern Verwandten — wünschen werden sie die Verbindung nicht, aber auch nicht sich ihr entschieden widersetzen."

„Oho!“ rief Victor, „welch ein weitläufiger Plan! Nun ist sie damit zufrieden, so laß sie sich wehren, so gut sie kann. Schleppen werden sie sie doch nicht zum Altare, und thun sie's, so kann sie noch immer nein sagen.“

„Sie hat den Muth nicht“, seufzte der Bedrängte. „Ich kenne dies süße, weiche, willenlose Wesen. Sie zittert vor des Großvaters Zorn und wird bleich, wenn der Großmutter krächzende Eulenstimme lauter als gewöhnlich tönt. Sie wird gehorchen, langsam hinwelken und — sterben.“

Und nun begann er von neuem sich in stürmischen Klagen zu ergießen. Thränen strömten über sein Gesicht und laute Seufzer erstickten seine Stimme. Victor ergriff es seltsam, seinen Freund, so bewegt zu sehen. Er vergaß, was er in dessen Betragen misbilligte, und hörte nur auf die Stimme seines Herzens. „Könnt' ich dir helfen! Ließe sich etwas thun!“ rief er tausendmal — aber alle Rathschläge hatte er bereits erschöpft und der Klagende hatte alle verworfen.

Nach Mitternacht trennten sie sich endlich. Victor warf sich auf das Bett, aber er konnte nicht schlafen. Er verglich den kecken, übermüthigen Jüngling, den er

in Heidelberg verlassen, mit dem fügsamen, muth- und rathlosen Mann, den er wiedergefunden. Während zunehmendes Alter und erweiterte Lebenserfahrung seinem eigenen, empfänglichen, weichen, rasch auflodernden Gemüthe Mäßigung, Haltung und Festigkeit verliehen, hatten sie den Sinn des Freundes gebeugt, seinen Stolz geschmeidigt, und an den Ecken und Klippen des Lebens war ihm die freudige Kraft zum Handeln wie zum Dulden zerschellt. „Armer Hilbert!“ sagte er gerührt, und vor seiner Seele stand lebhaft das Bild seines nahen Todes in den Wellen des Rheins und die Gestalt des rettenden Freundes. Ein Gefühl drängte das andere in seiner mächtig aufgeregten Brust; ein Gedanke fuhr ihm wie ein Lichtstrahl plötzlich durch den Kopf, und, ohne lange zu prüfen, war sein großmüthiger Entschluß gefaßt.

Den andern Morgen war Hilbert kaum aufgestanden, als Victor schon zu ihm eintrat. „Nun“, sagte er, „hast du etwas ausgesonnen?“

Hilbert's Bläße, sein verstörtes Ansehen antworteten für ihn. „Es ist vorbei“, rief er schmerzlich; „ich bin verloren.“

„Freund!“ versetzte Victor schnell und freudig, „ich weiß ein Mittel: ich will sie heirathen.“

„Es ist keine Zeit zum Scherzen“, entgegnete Hilbert finster.

„Es ist auch kein Scherz. Höre mich! Heirathen soll sie durchaus; nun, ich werde ihr Gemahl, das heißt ich leihe ihr meinen Namen, du aber bleibst ihr Geliebter und wahrhafter Gatte. Nun?“

„Du schwärmst, Victor!“

„Nicht doch; vernimm meinen Plan! Ich mache in des Domherrn Hause Besuch. Man ladet mich ein und ich sehe das Mädchen. Zweimal höchstens, dann werb' ich um sie. Da sie einmal heirathen soll, so darf ich ohne Eitelkeit voraussetzen, daß man mich annimmt. Mein Adel ist fleckenlos und mein Vermögen wenigstens nicht geringer als das jenes alten erbärmlichen Wüstlings, der, wie du sagst, ja noch des Großvaters Wort nicht hat. Du schreibst unterdessen deiner Meta, sie solle Vertrauen zu mir fassen und getrost einwilligen; so und so ständen die Sachen. Ich dringe nun auf baldige Hochzeit. Vier Wochen leb' ich, des Anstandes wegen, an ihrer Seite. Feste, Gesellschaften,

des neuen Paares wegen angestellt, verschlingen diese Zeit; allein bin ich höchstens stundenlang mit ihr; du aber hast mein Ehrenwort, daß ich nur deine Gattin, dein Eigenthum in ihr sehe. Dann ruft plötzlich ein Geschäft mich in die Ferne. Ich verreise — meine Abwesenheit dehnt sich zu Monden, zu einem halben Jahre aus. Endlich kommt ein Brief an von dem wankelmüthigen Gatten. Die Fesseln drücken ihn. Er verlangt Scheidung. Meta's Ehre bleibt ungekränkt, ich selbst nehme alle Schuld auf mich. Zur billigen Schadloshaltung setze ich der wider Willen und Wunsch Geschiedenen ein Ansehnliches aus. Hast du erst Brot für dich und sie, so verabreden wir weiter, wie's damit werden soll. Du magst es meinethalben als ein Darlehn betrachten. Und es wird dies kaum nöthig sein, denn Meta ist reich und ihre Vermählung macht sie mündig. Geschieden ist sie Herrin ihrer Hand. Drei Vierteljahre Geduld und du bist glücklich."

Hilbert stand in freudiger Bestürzung da.

„Nun", fuhr jener fort, „sagst du nichts? Kommt Zeit, kommt Rath! Unterdessen fahren die Alten vielleicht ab, oder sind sie so gefällig nicht — nun, das

Hauptband, das der Abhängigkeit Meta's, ist bereits von meinem kecken Muthe zerrissen, und so viel Herz werdet ihr am Ende doch beide haben, ihnen in einem höflichen Billet eine Heirathsannonce zu machen? Auf jeden Fall ist Meta für jetzt dir gerettet."

Der Freund lag an seinem Halse.

„Bruder", rief er innigst bewegt, „Gott lohne dir deine Großmuth, deine Freundschaft! Aber bedenke wohl, was du thust. Es sind doch immer Ketten, die du dir anlegst, wenn auch nur auf Monden. Gesetzt, du würdest früher selbst geneigt, ein Herzensband zu knüpfen."

„Dann laß ich mich desto eher scheiden", erwiderte Victor lachend. „Fürchte übrigens nichts. Ich bin nicht so entzündbar. Der geschiedene Ehemann wird wahrscheinlich die wiedergewonnene Freiheit nie benutzen. Das Lebenslängliche eines solchen Verhältnisses ekelt mich an, und zweimal kann man sich doch anständigerweise nicht scheiden lassen. Zwar heg' ich selbst ganz vernünftige Ansichten, aber erstens bin ich so ein Stück von einem bon homme; meine verwünschte Ehrlichkeit ist mir überall im Wege; und zweitens würd' ich es

nicht gut ertragen, wenn meine Frau ebenso liberal und vernünftig dächte. Aber jetzt — ans Werk! In ein paar Tagen ist hoffentlich alles abgemacht. Dann magst du Meta unterrichten. Leb' wohl, ich eile jetzt einige alte Bekannte wiederzusehen. Noch heute muß ich mich dem Domherrn vorstellen lassen."

Unter tausend Danksagungen und Segenswünschen entließ ihn Hilbert. Aber seine Brust war beklemmt, und trüben Blickes sah er dem Freunde nach, der diesem Abenteuer, wie jedem, mit frohem Muthe und dem besten Willen entgegenging.

An einem Vorwande, sich, ohne zudringlich zu scheinen, in des Domherrn Hause einzuführen, konnte es dem reichen und liebenswürdigen Ankömmling nicht fehlen. Als ein Stadtkind war er überdem mit dem halben Adel des Ortes verwandt: wie leicht ließ sich auch ein gewisser Zusammenhang zwischen seinem Stammbaume und dem von Meta's Familie auffinden! Der Domherr nahm den neuen Vetter mit gutmüthiger Höflichkeit auf, kam auf Victor's Aeltern und die guten alten Zeiten zu sprechen, und die musterhafte Geduld, mit welcher der lebhafte Jüngling ihm zuhörte, ließ ihn

sehr vortheilhafte Schlüsse auf seinen Verstand und Charakter machen.

Als endlich die Hausfrau erschien, einen trägen dicken Mops auf den Armen, fand Victor das Thier allerliebst, hatte Bonbons für dasselbe in der Tasche, und gestand, sie eigen für ihn gekauft zu haben, da er, den heutigen Besuch im Sinn, ihn gestern beim Vorbeigehen im Fenster hätte sitzen sehen. Die Dame war gerührt von des jungen Mannes Herzensgüte und Menschenfreundlichkeit. Während sie nun, sich in Lobeserhebungen ergießend, ihm des Mopses Eigenschaften entwickelte, und der Gemahl sie nicht zu unterbrechen wagte, kam diesem der Gedanke, daß Victor wol eine passendere Partie für das arme Ding, die Meta, sei, wie der alte zahnlose Domdechant. Diesen Betrachtungen zufolge wollte er gerade den Fremden bitten, heute Mittag mit ihnen fürliebzunehmen, als seine Gemahlin eben ihre Einladung für den folgenden Tag vortrug. Victor nahm sie an, empfahl sich und eilte zu seinem Freunde.

Er fand dessen Thüre verschlossen. Während er noch pochte und am Schlosse drehte, kam ein junges,

sehr modisch gekleidetes Frauenzimmer die Treppe herauf, und schien sich nach dem obern Stockwerk begeben zu wollen. Hut und Shawl bezeugten, daß sie ausgewesen war. Im Vorübergehen blickten ein Paar schöne Augen den grüßenden Victor forschend an. Sie ging mit Anmuth einige Schritte weiter; dann blieb sie stehen und sagte, den Kopf halb zurückwendend:

„Sie finden den Doctor Hilbert oben bei uns."

„Wenn ich nicht fürchtete, ihn so angenehmer Gesellschaft zu entziehen", versetzte Victor höflich, „so würde ich ihn rufen lassen."

„Irr' ich nicht", erwiderte die Dame, die jener leicht für Antonien erkannte, lächelnd, „so sind sie der neu angekommene, angebetete Freund unsers Hausgenossen?"

„Neu angekommen bin ich", antwortete er leicht, „aber unter letzterer Bezeichnung erkenne ich mein Verhältniß zu Freund Hilbert nicht wieder."

„Nun", sagte Antonie freundlich, „sind Sie nur der, den ich meine, so darf ich es schon wagen, selbst Ihre Führerin zu sein. Sie finden meinen Vater in gelehrten Debatten mit Ihrem Freund. Sie waren es, die mich aus dem Hause trieben, aber kaum darf ich hoffen, sie

schon beendigt zu sehen. Ich werde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Ihr Eintritt die trockene Verhandlung unterbricht."

Mit diesen Worten flog sie leichtfüßig die Treppe hinauf. Victor sah sich gedrungen, ihr zu folgen. Er war etwas verwundert über das zuvorkommende Betragen der Schönen, doch war er, bei aller Bescheidenheit, zu sehr Mann, um es nicht damit zu entschuldigen, daß es seiner eigenen Person galt.

„Was bring' ich Ihnen mit?" rief Antonie neckend Hilbert zu; „Sie wären der undankbarste Mensch unter der Sonne, wenn Sie die Großmuth nicht anerkennten, mit welcher ich selbst den Gegenstand herbeiführe, der, all Ihre Empfindungen in Anspruch nehmend, uns andere Freunde in Schatten und Dunkel stellt."

Hilbert erwiderte die Galanterie nicht, welche die Schöne wahrscheinlich erwartete. Victor's unvorhergesehene Erscheinung machte ihn bestürzt. Er scheute des Freundes redliches Auge und behauptete mit einiger Aengstlichkeit seine zweideutige Stellung. Antonie unterbrach das ernstere Gespräch, welches sich bald zwischen dem würdigen Hausherrn und dem vielgereisten jungen

Fremdling entspann, durch eine Aufforderung, zu Tische zu gehen, und so sah sich Victor in diesem Familienkreise eingeführt, ehe er es selbst wollte und ahnte. Die Unterhaltung rollte schnell und leicht dahin; der Medicinalrath ward munter beim Glase Wein, Antonie war lebhaft und gesprächig, Victor gewandt und geistreich, Hilbert sammelte sich, so gut er konnte; so ging der Mittag rasch vorüber. Victor entging indessen die Spannung des Freundes nicht. Er nahm eine Gelegenheit wahr, das Gespräch auf den Domherrn zu lenken und sagte gleichgültig: „Ich werde morgen dort speisen."

„So bereiten Sie sich nur auf einen recht langweiligen Mittag vor", sagte Antonie.

„Was sprichst du!" fiel der Vater ein, „der Anblick der schönen Meta ist wol ein paar Secunden Langerweile werth."

Antonie warf den rothen Mund etwas auf. „Darüber sind die Stimmen verschieden", meinte sie. „Ich für meine Person bin zwar ganz entzückt, wenn ich sie nur sehe, aber allgemein wird sie doch nicht schön gefunden. Zu mager find' ich sie selbst, und Sie zum

Beispiel, Hilbert, sagten Sie nicht noch neulich, es wäre eine fade Blondine?"

„Sie gilt für ein wenig zu blond", erwiderte der Gefragte.

Antonie steckte sich eine herabgefallene Locke ihres schwarzen Haares zurecht. „Es ist wahr", sagte sie, indem sie die großen dunkeln Augen weit aufschlug, „Geist spricht wenigstens nicht aus ihrem schönen Gesichte. Aber wo sollte der auch in ihre Augen kommen? Mit dem Ansehen muß man sich genügen lassen. Nie habe ich eine langweiligere und einsilbigere Person gekannt. Indessen soll sie doch nicht gerade sehr einfältig sein, aber leider ein wenig schläfrig. Ohne alle Lebhaftigkeit! In der Gesellschaft solcher Großältern freilich", fügte sie lachend hinzu, „und eines solchen Mopses muß auch wol jede angeborene Fähigkeit zu Grunde gehen."

„Ist das Fräulein dort erzogen?" fragte Victor.

„Nein", berichtete Antonie, „in einer Pensionsanstalt in der Nachbarschaft, deren Vorsteherin die lächerlichste, pedantischste Närrin war, die ich je gesehen. Hoch in den Vierzigen, aber noch so sentimental, daß sie die ihr anvertrauten Pflänzchen täglich mit Thränen begoß.

Ich habe einmal, als ich zufällig auf einer Reise begriffen war und in ihrem Dorfe ein Rad brach, einen halben Tag lang bei ihr zubringen müssen, aber ich bin fast gestorben vor Langerweile."

Der Medicinalrath meinte, Meta sei vielleicht nur blöde, übrigens brauchten die Mädchen keinen Verstand zu haben. Wenn sie das Herz am rechten Fleck hätten, und besonders, wenn sie hübsch wären, so sei es genug. Antonie, welche sich sehr viel Geist zutraute, ward ernstlich böse und rief den fremden Gast zum Schiedsrichter auf. Natürlich fiel Victor's Urtheil ganz zu ihren Gunsten aus; dabei war es ihm lieb, daß ein Gespräch, welches seinem Freunde nicht anders als peinlich sein konnte, eine allgemeine Wendung nahm. Nach dem Kaffee mußten die beiden Herren Krankenbesuche machen, und Victor empfahl sich, nachdem er vom Hausherrn freundlich zur Wiederholung seiner Besuche aufgefordert war. Antonie fragte ihn noch, ob er musikalisch sei, und ob er sie nicht zuweilen mit der Violine begleiten wolle; auch ob er gern tanze, und ob er die hiesigen Bälle besuchen werde. Dann fügte sie auch hinzu, daß sie den Tanz leidenschaftlich, besonders aber den Cotillon liebe.

Victor wußte nicht recht, ob sie durch ihr zuvorkommendes Betragen blos bezweckte, den träumerischen Hilbert zu strafen und eifersüchtig zu machen, oder ob sie es im Ernste darauf angelegt habe, ihn einzunehmen. Auf jeden Fall aber verließ er sie mit keiner unvortheilhaften Meinung, war es nun, daß sie als eine Getäuschte sein Mitleid oder durch ihre schmeichelnde Freundlichkeit seine Eitelkeit rege gemacht hatte. Er bedauerte zugleich seinen Freund, der, mit befangenem Herzen, in die Netze seiner schönen Wirthin gefallen sei. Denn seine Liebe zu Hilbert wollte gern das für geschmeichelte Eigenliebe halten, was kalte Berechnung war. So hinterging er sich selbst, da ein schärferer und unbefangenerer Blick ihn leicht hätte überzeugen können, Antonie sei mehr gefallsüchtig als kokett, mehr unzart und eitel, als listig und absichtlich. Ueberhaupt irren die Männer leicht, wenn sie da künstlich gelegte Schlingen vermuthen, wo gerade die so ungeschminkte wie unveredelte, rohe Natur des Weibes durchbricht.

Pläne, Berechnungen, schlaue Vorsätze, gelte es nun einen Liebhaber oder einen Mann, gehören meist nur den Aelteren des Geschlechts an. Einige Triumphe

ihrer kleinen Eitelkeit zu erleben, Königin der Bälle zu sein, angenehm mit Huldigungen und Galanterien unterhalten zu werden, den Neid der Gespielinnen zu erwecken — dieses Glück befriedigt die ehrgeizigsten Wünsche der Jüngeren. Antonie aber war noch nicht über die Zwanzig hinaus.

Als Victor den folgenden Mittag sich bei dem Domherrn einstellte, fand er eine kleine Gesellschaft versammelt, die man, wenn sie auch aus lauter sehr vornehmen Personen bestand, doch eben nicht eine auserwählte nennen konnte. Die prächtigen Engländer, mit welchen Victor angefahren kam, und der Mops der gnädigen Frau, der, behaglich auf seinem sammtenen Polster liegend, jeden, der sich ihm näherte, grimmig anknurrte, machten die Hauptgegenstände des Gesprächs aus. Erst als man eben zu Tische gehen wollte, erschien Meta. Victor war beinahe bestürzt über die außerordentliche Schönheit des Mädchens; eine hohe, luftige, fast allzu schlanke Gestalt, das lieblichste Oval des Gesichts, die reinste, jungfräulichste Stirn, eine edle Nase, ein feiner zarter Mund, eine weiße glänzende Haut, aber leider kaum einen schwachen Hauch des Lebens

auf den bleichen Wangen, und die schönen, stets auf den Boden gerichteten Augen dick von Thränen verschwollen. Der alte Domdechant setzte sich breit und dreist ihr zur Seite, aber Meta verbarg kaum den Widerwillen, den er ihr einflößte. Sie rückte so nah als es immer der Anstand erlaubte, an ihren andern Nachbar an, und beantwortete mit unverständlicher halber Stimme seine zudringlichen Fragen. Victor, dem der Ehrenplatz neben der Großmutter angewiesen war, glaubte den Schritt, den er sich vorgenommen, durch einige Aufmerksamkeiten vorbereiten zu müssen. Aber auch auf seine Anrede antwortete sie so kurz als möglich und die allerunbedeutendsten Worte. Als er aufgefordert ward, von seinen Reisen zu erzählen, richtete er sich mehrere male an das arme blöde Kind, und suchte sie mit all der verbindlichen Gewandtheit, die ihm eigen war, in das Gespräch zu ziehen. Alle seine Mühe war vergebens Denn wenn sie sich ja in die Nothwendigkeit versetzt sah, mehr als ja oder nein zu antworten, so redete sie so unzusammenhängend und stammelnd, was sie sagte, war so bedeutungslos und verkehrt, daß Victor sich überzeugte, Antonie habe recht.

Wie verblendet muß Hilbert durch ihr reizendes Aeußere sein! dachte er. Die Bemerkung befremdete ihn aber nicht, da er nur zu gut wußte, wie häufig die Neigung der gescheitesten Männer auf schöne, aber geist- und seelenlose Geschöpfe fällt.

Er gab endlich seine vergeblichen Versuche ganz auf. Die seltsame Rolle, die er hier spielte, kam ihm selbst langweilig genug vor, und da er sich vor der bösen Laune, in welche er zu gerathen fürchtete, vor allem hüten mußte, so zwang er sich anfänglich gewaltsam in eine scherzhafte hinein. Die gute Wirkung, die dies hervorbrachte, gab ihm bald seine alte Heiterkeit zurück, und als die Hausfrau die Tafel aufhob, war keiner unter den Gästen, der nicht von des Fremden Unterhaltungsgabe höchlich erbaut war. Während die schöne Meta den Kaffee einschenkte, zog der Domherr ihn vertraulich in eine Ecke. Mit Vergnügen hatte er Victor's Aufmerksamkeit auf seine Enkelin bemerkt, und es kam ihm nicht in den Sinn, daß das einfältig schüchterne Betragen derselben ihn könnte zurückgeschreckt haben. Er begann damit, von dem glücklichen Zustande seines Vermögens zu reden und fügte mit ziemlich unzwei-

deutiger Miene hinzu: „Alles das kriegt einmal die Meta. Aber das kleine Ding hat noch ein ansehnliches Mütterliches, ein Gut in der Lausitz, das ganz schuldenfrei ist, und 15000 Thaler in der Bank. Und gutherzig und wirthschaftlich ist sie auch.“

Wie günstig der Augenblick schien, Victor's Zartgefühl duldete nicht, daß er ihn benutzte. Doch wünschte er, die Sache sobald als möglich zu beendigen; daher leistete er schon den zweiten Tag darauf des Domherrn dringender Einladung, ihn bisweilen abends beim Spiel zu besuchen, Folge. Einige Tage lang ließ er vergehen, dann ging er wieder hin. Alle diese Stunden brachte er äußerst langweilig zu, und er sagte halb ernst, halb scherzhaft zu seinem Freunde: „Das größte Opfer, welches ich dir bei der Sache bringe, ist, daß ich mich diesen langweiligen Abenden jetzt, und nachher den tödlich-steifen Familienfêten unterziehe. — Aber laß nur, es wird ja auch vorübergehen, und du bist glücklich!“

Hilbert war allmählich ruhiger geworden. Die schöne Meta blieb sich gleich; in unbezwinglicher hocherröthender Schüchternheit beantwortete sie kaum nothdürftig Victor's Fragen, und er verschonte sie endlich

soviel wie möglich damit. Ueberdem sah er sie nie anders als in der Gesellschaft ihrer Aeltern, wo ohnehin jedes herzlichere Gespräch unmöglich war.

„Sie ist schön", sagte Victor freimüthig, „aber meine Schönheit ist's nicht. Die bloße todte Form genügt mir nicht. Ich liebe die pikanten, geistreichen Gesichter." — Hilbert hütete sich weislich vor dem Versuch, ihm eine andere Meinung beibringen zu wollen.

„Nun wird es wol Zeit", sagte eines Abends der Freund; „morgen geh' ich hin und halte um ihre Hand an; schreib' ihr heute Abend alles, daß sie sich nicht etwa weigert und aus der Komödie ein Thränenspiel wird."

Hilbert versprach es. Im Verlauf des Abends ward er nachdenklich und still. Er ging wenig auf Victor's heitere Unterhaltungsweise ein und das Gespräch stockte endlich ganz.

Victor brach auf. „Ich will dich begleiten", sagte der Doctor. „Der Abend ist schön, laß uns noch ein wenig auf den Wall und durch die Straßen gehen, da wir einmal zu dieser Zeit aus dem verwünschten Neste nicht mehr hinauskönnen."

Er griff dem Freund unter den Arm. Beide gingen schweigend zwischen den hohen Häusern hin, die langen, dunkeln Gassen hinunter. Als sie auf den freiern Wall traten, sahen sie den Mond bleich und heimlich sich in dem breiten Strome spiegeln, der unter ihren Füßen dahinfloß. Dunkle Wolken, abenteuerlich und bedeutungsvoll gestaltet, beschatteten von Zeit zu Zeit das Gestirn und den mattern Abglanz. Beide Freunde standen betrachtend still.

Auf einmal fühlte Victor ein heftiges Zittern an seinem Arm. Er blickte auf Hilbert und sah im hervorbrechenden Schimmer des Mondes betroffen des Freundes Wangen mit Todtenblässe überzogen, mit Thränen befeuchtet. „Hilbert!“ rief er bestürzt, „wie ist dir!“

„Befremdet es dich“, entgegnete Hilbert mit schmerzlichem Lächeln, „daß der verzweiflungsvolle Spieler bebt, wenn er sein Letztes, sein Alles auf Eine Karte gesetzt hat?“

„Was ist das!“ fuhr Victor finster auf.

„Ich mistraue dir nicht“, erwiderte jener, „ich traue keines Mannes Ehre so unbedingt wie der deinen, aber — du bist ein Mensch!“

„Noch ist's Zeit, Hilbert", versetzte Victor, „fürchtest du, so tret' ich willig zurück!"

„Ich wäre von neuem rathlos", sagte der Doctor; „aber ich beschwöre dich, mein Victor, werde nicht an mir zum Verräther!"

„Hilbert!" rief Victor erschüttert.

„Meta ist schön — du kennst nicht ihre unwiderstehliche Liebenswürdigkeit, sie wird sich dir entfalten in all ihrer Gewalt — aber, Victor, hintergehe den Freund nicht, der dir traut!"

„Welche Bürgschaft verlangst du, seltsamer Mensch!" entgegnete Victor. „Deine Zweifel sind beleidigend — dennoch zürn' ich dir nicht. Sag' mir den furchtbarsten der Eide vor; ich will ihn wörtlich dir nachschwören."

Hilbert faßte seinen Arm von neuem, zog ihn mit sich fort durch einige Gassen, bis sie vor dem erhabenen, geisterhaft vom gebrochenen Mondlicht beleuchteten Dome standen. Ein Geschäft hatte spät abends den Küster hineingeführt. Die Thür war nur angelehnt.

Victor folgte dem Freunde, der in heftiger Gemüthsbewegung mit stillen, raschen Schritten voranging. Der Fußtritt hallte schauerlich in dem weiten Gewölbe. Eine

bange Ahnung durchzuckte Victor, als sein Führer vor einer abgetheilten Vertiefung stillstand, welche die Grabstätte von Victor's Vorfahren war, wo auch die theuern Leichen seiner Aeltern ruhten.

Hier an dieser Stelle, deren Anblick zu dieser Stunde des liebenden Sohnes Herz auf das furchtbarste erschütterte, nahm Hilbert ihm einen feierlichen Eid ab. Bei der heiligen Asche seiner Aeltern, bei dem Frieden ihrer Seelen, bei der Hoffnung seiner einstigen Wiedervereinigung mit ihnen, mußte er schwören, daß er Meta als seines Freundes Gattin und Eigenthum, als angeborene Schwester ehren wolle. Ein kalter Schweiß lag auf beider Stirnen, als sie die Kirche verließen und gerade von ihren mächtigen Thürmen die grausigen Schläge der Mitternacht tönten. Hilbert wendete den Ueberrest der Nacht zu einem rührenden, herzerschütternden Briefe an Meta an. Victor's aufgeregtes Gemüth fand Ruhe in den Armen des Schlafs.

Den folgenden Morgen ging er zu Meta's Großältern. Der erfreute Domher bat sich und seiner Enkelin, der Form wegen, drei Tage Bedenkzeit aus, und der

Freier benutzte diese Frist zu einem Ausflug auf das Land.

Als er wieder zu Hause anlangte, fand er einen Brief vor, der ihm die Braut zusagte. Er ließ sich für den Abend bei dem Domherrn melden, ward angenommen und ging mit einiger Aengstlichkeit hin.

Meta war ihm bedeutender geworden seit jenem Abend. Hatte er früher sie mit vollkommener Gleichgültigkeit betrachtet, so fühlte er jetzt wenigstens, daß er sich hüten, daß er über sich wachen müsse. Das Mädchen selbst that alles, um ihm die strengste Zurückhaltung zu erleichtern. Als er sie mit verlegen-liebreicher Miene heute als seine Braut begrüßte und auf der Großältern Ermahnung sie umarmte, schien sie einer Ohnmacht nahe zu sein. Er küßte sie leise auf die Stirn und flüsterte ihr tröstende, freundliche Worte zu. Umsonst wiederholte er im Verlauf des Tags ihr, so oft er es unbemerkt konnte, die Versicherung seiner uneigennützigen Freundschaft und die Bitte um Vertrauen; umsonst warf ihr die Großmutter zürnend-strafende Blicke zu; vergebens forderte sie der Alte zum Frohsein auf, sie mit Geschenken überhäufend: die Be-

schämung über ihre Rolle schien sie fast zu Boden zu drücken. Sie litt unendlich, und Victor litt theilnehmend mit.

Er bat dringend, den Hochzeittag so sehr wie möglich zu beschleunigen; aber da Meta's Aussteuer noch nicht fertig war, so waren zwei Monate die kürzeste Zeit, die er erlangen konnte. Die Braut selbst schwieg ganz dazu.

Theils sie zu schonen, theils sich selbst langweilig-peinliche Stunden zu ersparen, wußte er es einzurichten, daß er während der acht Wochen des Bräutigamstandes die Hälfte der Tage zu kleinen Reisen, Ausfahrten auf das Land oder in benachbarte Städte benutzte. Die übrige Zeit mußte er natürlich viel im Hause des Domherrn sein. Aber sowol dieser wie seine Gemahlin sorgten dafür, daß er nicht länger als auf kurze Minuten mit seiner Braut allein war; denn der trostlose Herzenszustand derselben ließ sie fürchten, sie möchte eine unbewachte Stunde anwenden, sich ihrem Verlobten zu entdecken, der dann, ohnehin, wie es schien, ziemlich lau gesinnt, leicht sich geneigt finden könnte, zurückzutreten. Mit eben der Strenge bewachten sie auch die Corre-

ſpondenz des armen Mädchens. Meta ſelbſt ſchien indeſſen mehrere male ein Alleinſein mit ihm zu ſuchen; gelang es ihr aber, ſo ward ſie ſo von Verwirrung und Scham bewältigt, daß alle die Vorſätze zu reden und ſich zu erklären, die ſie etwa haben mochte, dadurch unwiderruflich vereitelt wurden. Sie öffnete die zuckenden Lippen, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Thränen drängten ſich ſchwer und langſam aus ihren Augen. Nicht das ſchüchterne Erröthen einer jungen Braut färbte ihre Wangen: ein flammendes Roth, das mit leichenhafter Bläſſe fieberiſch wechſelte.

Auch Victor verlor ſo den Muth, offenherzig mit ihr zu ſprechen, denn er brauchte nur durch irgendeine heimlichere Annäherung, durch einige doppelſinnige Worte, durch einen bedeutungsvollen Wink auf die Zukunft zu erkennen zu geben, daß er an ihr Verhältniß zu Hilbert denke, um ihre Verlegenheit bis zu dem peinlichſten Zuſtand zu ſteigern. So endete er gewöhnlich ſelbſt aus Mitleiden ſobald als möglich dieſe ſeltenen einſamen Augenblicke.

Nie hatte ſich ein Mann beſcheidener gegen ein

junges schönes Frauenzimmer betragen. Die weiche, liebreiche, gütige Gesinnung, welche er ihr fortwährend zeigte, war die eines überlegenen, ältern Freundes. Er fragte theilnehmend nach ihrer Gesundheit, empfahl ihr ein Buch zum Lesen, freute sich an der Zahmheit ihres Vogels, an dem Gelingen ihrer kleinen Arbeiten. Die Neckereien, denen ein Brautpaar nie entgeht, wußte er mit Feinheit, soviel wie es sich immer, ohne aufzufallen, thun ließ, abzuwenden. Die reichen Geschenke, welche er ihr, des Anstandes wegen, machte, ließ er ihr durch die Großältern überreichen. Den Vorabend der Hochzeit, der gewöhnlich so beziehungsreichen Scherzen zur Beschämung der Braut gewidmet ist, erklärte er im voraus, eines wichtigen Geschäfts wegen, abwesend sein zu müssen. So löste er mit Herzensgüte und Klugheit die schwierige Aufgabe seiner Rolle auf das beste.

Unterdessen war es ihm ebenfalls keine kleine Mühe, den verlassenen Freund zu trösten, welcher schmerzlich betroffen von der Geliebten gänzlichem Schweigen war. Die Strenge der Großältern, die Schonung, welche sie der Ehre ihres Verlobten schuldig war, mußten ihr zur

gerechten Entschuldigung dienen. Antonie war anfangs nicht wenig empfindlich, als sie von des glänzenden jungen Fremden Verlöbniß mit Meta hörte. Da jener aber vor wie nach noch manchen Abend vergnügt bei ihr zubrachte, mit ihr schwatzte, mit ihr sang, und bei einigen Freundinnen, die ihn in der Loge hinter ihr hatten stehen und auf dem Ball dreimal mit ihr tanzen sehen, für ihren Anbeter galt, gab sie sich zufrieden und bedauerte ihn um der Convenienzheirath willen.

Mittlerweile kam der Hochzeitmorgen heran.

Als nun Victor an diesem entscheidenden Tage, ungefähr eine Stunde vor der zur Trauung festgesetzten Zeit, in die Wohnung seiner Braut trat, kam ihm der Domherr, noch unangekleidet, entgegen und sagte:

„Nun, junger Herr! daß Sie doch heute einmal ein bischen ungeduldig sind! Die Meta ist auch schon fertig, wie ich höre, und Zeit ist's nun wol, daß Sie sie einmal allein haben. Kommen Sie", fuhr er fort, den Bräutigam am Arm nehmend und ihn in einen Corridor hinauf in Meta's entlegenes Zimmer ziehend, „wir wollen das Mädchen überraschen."

Er öffnete schnell die Thür. Meta stand völlig angekleidet in der Mitte des Gemachs, ihr zur Seite das Kammermädchen, das noch manches zurechtzuziehen und zu putzen hatte, hinter ihr eine Freundin derselben, die gekommen war, die schöne Braut zu sehen, und nun der sorglichen Zofe hülfreiche Hand leistete.

„Fort, ihr Jungfern", rief der eintretende Domherr, und scheuchte die Mädchen aus dem Zimmer fort, „der Bräutigam kommt!" Und Victor dicht vor die Braut führend: „Nun, junger Herr! Da haben Sie das kleine Ding! und nun haben Sie sie einmal recht lieb, und dann Ihr ganzes Leben lang so fort!" —

Und die eigene Rührung fürchtend, eilte er aus der Thür.

Die bezaubernde Schönheit der jungen, hocherröthenden Braut traf Victor wie ein elektrischer Strahl. Nie hatte sein Auge ein so liebliches Wesen erblickt. Glänzend umfloß der schimmerndste Atlas die zarte Gestalt bis zu den zierlichen silbernen Füßchen hinab. Kostbare Blonden schmückten Brust und Aermel. In reichen, künstlichen Flechten wand sich das blonde Haar um das

schön geformte Haupt, einige Perlenschnüre waren durch die bedeutsamen Myrten geschlungen, die es kränzten. Unbeweglich, einem Marmorbilde gleich, stand sie vor dem im Entzücken Erbebenden, aber die rosige Glut ihrer Wangen, ihr tiefer, ängstlicher Athem bezeugten, sie lebe.

Sprachlos hatte Victor, auf des Alten Geheiß, seine Arme um sie geschlungen. Jetzt drückte er sie fest an sich, labte das Auge an ihrer Schönheit, küßte sie mit Inbrunst mehreremal, betrachtete sie wieder und küßte sie von neuem. Geduldig ließ sie alles geschehen, aber ein leises Zittern bebte durch ihre Glieder. So schien es nur von dem bezauberten Jüngling abzuhängen, diese Stunde des Alleinseins den zärtlichsten Liebkosungen zu widmen. Aber jetzt zuckte wie ein zündender Blitz vom heitern Himmel der Gedanke an den verrathenen Freund durch seine Sinne. Er fuhr entsetzt zurück, ein flammendes Roth bedeckte sein Gesicht und gleich darauf tödtliche Blässe. So gedemüthigt vor sich selbst, so niedergeworfen aus dem festen Standpunkte seiner Tugend, stand er ein paar Secunden wie zu Boden geschmettert da.

Er fuhr sich mit der Hand über das bleiche Gesicht. „Vergeben Sie mir, Meta!“ sagte er stammelnd, „die Gewalt Ihrer Schönheit — aber nie, nie wieder — ich schwör' es Ihnen. — Zürnen Sie mir nicht! Ich selbst, ich selbst will dem Freund den augenblicklichen, willenlosen Verrath gestehen.“ —

Sie stand schweigend, regungslos, die Blicke fest an den Boden geheftet.

„Ja“, fuhr Victor gesammelter fort, „ich will es in der Stunde, die bald nun erscheint, wo ich selbst Ihnen den Freund wieder zuführe. Ungestört freuen Sie sich seines freundschaftlichen Umgangs, und lassen Sie mich so lange in Ihrem Bunde der Dritte sein, bis die Sicherheit Ihres Verhältnisses mir erlaubt, in die Ferne zu treten. Dann, liebe Meta, sind Sie ganz sein. Sehnsüchtig, ungeduldig harrt der Liebende dieses köstlichen Augenblicks!“

Meta zuckte zusammen. „Nie, nimmermehr!“ rief sie plötzlich emporfahrend.

Victor sah sie mit starrem Staunen an. „Meta!“ rief er.

„Nie, nie will ich ihn wiedersehen“, sprach sie leiser.

Victor traute seinen Sinnen nicht: „Wie ist mir denn!“ sagte er verwirrt; „empfingen Sie Hilbert's Brief nicht?“

„Um dieses Briefes willen verachte ich ihn doppelt“, rief sie, all ihren Muth zusammennehmend.

„Sie lieben ihn nicht mehr?“

„Ich verachte ihn.“

Victor trat schnell das Bild des verrathenen, betrogenen Freundes vor die Seele. Edelmüthig empfand er in diesem Augenblicke, nur für ihn, seinen Schmerz, seine Verzweiflung.

„Treulose!“ rief er zürnend, „was ist das? nach solcher Hingebung, nach solchen Versicherungen! nach einem jahrelangen heimlichen Verständniß wagen Sie zu sagen, Sie lieben ihn nicht?“

„Und warum“, antwortete sie schmerzlich, „warum soll ich ewig fehlen, weil ich einmal gefehlt? Warum soll der rechte Weg mir verschlossen sein, weil ich mich einmal verirrt? — Ja, ich hab' ihn geliebt, und oft ist mir, als hätt' ich es nie! Er überraschte mein Gefühl, er betrog mich um mein Herz! Jetzt aber, jetzt weiß ich's — ich liebe ihn nicht mehr, ich verachte ihn!“

„Wankelmüthige!“ rief Victor mit einer Donnerstimme; denn des Freundes klagender, vorwurfsvoller Blick sah ihn drohend an, und schraubte ihn in einen unnatürlichen Zorn hinauf. „Tauschen Sie Ihre Gefühle, wie Ihre Kleider? Auf welches Weibes Liebe darf der Mann rechnen, wenn nicht auf die Beständigkeit derer, die das großälterliche Haus heimlich verlassen will, um seinetwillen!“ — Und als fühlte er, der Vorwurf sei zu stark, fügte er sanfter hinzu: „Aber Sie sind nur beleidigt, empfindlich gegen ihn, aufgebracht. Sie werden zu sich kommen und, was er auch gegen Sie verbrochen hat, dem zärtlich, leidenschaftlich Liebenden verzeihen!“

„Ich sehe“, erwiderte die Gekränkte mit zitternder Stimme, „wie schonungslos der Unwürdige mit meiner Ehre umgegangen. Ja, als ich jenen unseligen Brief schrieb, lenkte die Verzweiflung meine Hand. Alles wollte ich thun, zum Entsetzlichsten war ich bereit, um dem Unglück einer, dem Auge Gottes misfälligen Ehe zu entgehen. Ich fühlte ich könne, einem Menschen gegenüber, den ich mit Ekel erblickte, den ich sittlich verachtete, die heiligen Pflichten einer Ehefrau nicht

erfüllen — und o! ich zitterte vor der Nichterfüllung meiner Pflichten, ich zitterte vor meinem strafenden Gewissen und betete: Führe mich nicht in Versuchung!"

Sie war im höchsten Grade bewegt. Victor wußte nichts zu thun, nichts zu sagen; die widersprechendsten Gefühle bestürmten sein Herz, und nie hatte er sich so ganz rathlos gesehen.

Meta fuhr fort: „War das wirklich Liebe, was ich einst für Hilbert empfand, nun so liebte ich ihn doch nur so lange, als ich ihn achten zu dürfen glaubte. Was aber sollte ich von seiner Ehre denken, als ich ihn mit kriechender Geschmeidigkeit um die Gunst der armseligsten Menschen buhlen sah? Was von seiner Liebe, als er das siebzehnjährige Mädchen zu niedrigen Künsten und listiger Verstellung abrichtete, die zu hintergehen, denen es Gehorsam und Ehrfurcht schuldig war? Was endlich von seiner Ehre und seiner Liebe, wenn er, nachdem er mit feiger Selbstsucht die Geliebte vierzehn gräßliche Tage und Nächte der Verzweiflung preisgegeben hat, sie endlich der Discretion eines Dritten übergibt und sie in das beschämendste Verhältniß zwingt?"

War es die Kraft der Wahrheit, war es die Bestürzung über den Geist, der sich plötzlich vor seinen Augen in dem schüchternen, blöden Mädchen entwickelte, was jetzt Victor's Blick niederschlug und seine Seele erschütterte? Schweigend duldete er es, daß sie weiter sprach.

„Und wie, sagen Sie mir, mein Herr! wie verträgt es sich mit Ihrer eigenen Ehre, Ihren hochberühmten Namen zu verleihen? Die einem Andern abzutreten, die Sie für Ihr Eigenthum erklärt haben? Die zu verschleudern, der Sie vor Gottes Altare Schutz und Obhut zuschwören wollen?"

Scharf verletzt fuhr Victor auf. „Meta", rief er unwillig, „wo es eines Mannes Ehre gilt, sind Frauen und Mädchen nicht Richterinnen! Aber", fuhr er schneidend fort, „wollen Sie einmal den Ton des Vorwurfs und der strengen Gewissenhaftigkeit anstimmen: warum erst heute diese Erörterungen? warum erklärten Sie sich nicht gleich meinem Freunde? warum jetzt, da es zu spät ist, und keiner mehr zurück kann?"

„Zu spät?" rief Meta, und der edelste Stolz überzog ihre Wangen mit höherm Roth, ihre schönen Augen

füllten sich mit Thränen und ihre Stimme bebte stärker; „zu spät? Noch nicht, mein Herr! noch sind Sie frei — es kostet Sie ein herzhaftes Wort und unsere Verbindung ist aufgelöst. Sprechen Sie es, ich will das zweite sagen. Ja, ja", fuhr sie in leidenschaftlicher Aufregung fort, „sprechen Sie es, erklären Sie, daß ich Ihnen zuwider sei, vernichten Sie meinen Ruf, vernichten Sie mich selbst, wenn ich Ihnen verhaßt bin!"

„Sie mir verhaßt!" rief Victor athemlos; „Meta! ich hasse mich selber! — Hilbert, wie! soll ich ihn betrügen! soll ich als ein Meineidiger vor seinen trauernden Blicken erscheinen! ich — ich meinen Freund verrathen!"

Es war, als ob die Weinende Muth aus seinen Worten schöpfe, denn gefaßter fuhr sie fort: „Er ist dieses Namens nicht würdig. O verkennen Sie mich nicht! Haben Sie nicht das unglückliche Geständniß tausendmal auf meinen zitternden Lippen schweben sehen? Ihm antwortete ich deutlich durch das Schweigen der Verachtung, und glauben Sie mir, er hat diese Stimme verstanden. Ich habe ihm keine Rechenschaft mehr zu geben. Aber Ihnen — ich sah Sie nicht

allein — und geschah es ja — o wie oft! — und durfte ich selbst — das Wort erstarb mir, ehe es gesprochen war. Ich hatte den Muth nicht — o ich hoffte — ich fürchtete — ach! lassen Sie mich!“ fuhr sie fort, mit den kleinen Händen das lieblich erröthende Gesicht deckend vor dem forschenden, durchdringenden Blick seiner Augen.

Sie war reizender als je in diesem Moment der Verwirrung. Zum ersten male durchfuhr Victor eine Ahnung, daß sie ihn liebe. Ein seliges Gefühl zog in sein Herz ein. Aber ehe er sich dessen noch deutlich bewußt ward, liehen schon die angeborene Großmuth seiner Seele, seine Ehre und die verrathene Freundschaft ihm Waffen, es zu bekämpfen. Er feindete sich selbst an um der Treulosigkeit seiner Gefühle willen; dunkel empfand er, daß nur ein kräftiger Entschluß seine Tugend retten könne. So rief er mit lauter Stimme:

„Nein, Meta, nein! ich liebe Sie nicht, ich habe Sie nie geliebt — Sie wußten es, meines Freundes willen, dem Retter meines Lebens zu vergelten, bot ich Ihnen Hand und Namen an. Nein, ich liebe Sie

nicht — ich bin kein Verräther. Sie sind Herrin Ihrer Handlungen — aber ich — hören Sie mein Gelübde: nie, nie sollen Sie mehr sein, als Gattin des Freundes — als solche will ich Sie, als Schwester Sie ehren."

„Wohlan", rief Meta heftig, „so hören Sie auch das meinige!" Sie hob feierlich die Rechte empor: „Ich schwöre hiermit, Hilbert nie wiederzusehen, nie wieder nur seinen geheimsten Händedruck zu dulden, ihn zu fliehen, wie die tödtende Pest, ihn, der meines jungen Lebens Glück auf ewig vergiftete. Ich will die Augen zudrücken, wenn er sich meinem Anblicke aufdrängt, ich will abwehrend die Hände vorhalten, wenn er sich mir naht. Jede meiner Bewegungen soll ihm zeigen, daß ich ihn verachte!"

Sie sank erschöpft auf einen Stuhl. Nach einer Weile sagte sie gesammelter: „Nun, mein Herr, thun Sie jetzt, was Sie nicht lassen können. Sie haben meinen Schwur gehört. Noch sind Sie frei: verreisen Sie eiligst; schreiben Sie meinem Großvater. Noch ist es Zeit."

Aber Victor stand noch immer in dumpfer Betäubung da. Eine lange schmerzliche Stille folgte.

Endlich öffnete die Großmutter die Thür. Sie trat mit feierlichem Anstand ein, und hatte, dem nöthigen Pathos zu gefallen, sogar den Mops heute in eine entfernte Kammer sperren lassen, wo er während der Ceremonie bleiben sollte, nicht aber ohne ihm die Einsamkeit durch allerlei der beliebtesten Leckerbissen zu versüßen.

„Meine Kinder", sagte sie, das Brautpaar bei den Händen nehmend, „die Gäste sind da, der Prediger wartet."

Und nachdem sie ihrer Enkelin eine ziemlich lange, erbauliche Rede gehalten, in welcher sie sie an die Pflichten mahnte, welche ihr neuer Stand ihr auferlegte, forderte sie den Bräutigam kurz auf, seine Gattin lieb zu behalten und Nachsicht mit ihrer Jugend zu haben, und führte sie in den Gesellschaftssaal.

Eine große, glänzende Versammlung, meist aus der ausgebreiteten Familie Meta's, zum Theil auch aus des Bräutigams entfernten Verwandten bestehend, harrte ihrer hier. Die Damen strahlten von Edelsteinen und

rauschten in kostbaren Stoffen; die Herren prangten mit Ordensbändern, Sternen und Kreuzen. Ein leises, feierliches Flüstern ging durch den steifen Halbkreis. Victor hatte Muth und Entschlossenheit, wie irgendein Mann; aber der Muth, vor diese Versammlung hinzutreten und seine veränderte Gesinnung zu erklären, gebrach ihm. In schweigender Verwirrung nahm das schöne Brautpaar die förmlichen Glückwünsche der Menge auf. Sie wurden getraut. Düster, mit erzwungener Fassung stand der Bräutigam da; geisterbleich und kalt, zur Bildsäule erstarrt die Braut. Keine Thräne füllte ihr gleichgültig vor sich hinblickendes Auge. Die Gäste, die von ihrem weichen Herzen mit Recht eine höchst lamentable Scene gefürchtet, schüttelten bedenklich den Kopf.

Bei der Tafel ward die Spannung noch merklicher. Ohne ein Wort miteinander zu sprechen, saßen die Neuvermählten einander zur Seite. Bebend fuhr Victor zurück, wenn er zufällig die Hand berührte, die er gestern noch mit liebreicher Unbefangenheit an seine Lippen gedrückt. Wäre es möglich gewesen, daß die Scheu von Meta's bisherigem Betragen gegen ihn noch

vermehrt hätte werden können, so hätte dieser Tag es bewirkt. Aber es war nicht mehr die ängstliche Schüchternheit eines Herzens, das schamhaft sich in sich selbst verbirgt. Es war eine spröde, kalte, abstoßende Zurückhaltung. Das tiefsinnige Wesen der Braut wußte die Gesellschaft jedoch leicht zu Gunsten ihrer Sittsamkeit auszulegen und durch ihre strenge Erziehung zu entschuldigen. Desto mehr aber wurde dem Bräutigam seine dumpfe Gefühllosigkeit verdacht. Victor sammelte sich, so gut er es vermochte. Gleichgültige Gespräche wurden angeknüpft; erlebte Begebenheiten wurden mitgetheilt, politische Streitfragen aufgestellt, und mit Wärme und Einseitigkeit, wie immer, beantwortet. So ging der Mittag vorüber, zu dem die reiche Bewirthung einen Theil des Abends gezogen. Für die andere Hälfte hatte Meta sich schon früher den Ball verbeten. Die peinliche Langeweile des Tags voraussehend, freilich aber ohne Ahnung seiner schmerzlichen Erschütterungen, hatte Victor einen durchreisenden Taschenspieler hierher beschieden, der durch seine Geschicklichkeiten und losen Künste die Gesellschaft erträglich unterhielt und sogar die Neuvermählten augenblicklich zu

beschäftigen schien. So kam die Stunde des Scheidens herbei. Halb ohnmächtig lag Meta in ihres gerührten Großvaters Armen; mit stammelnden Lippen bat sie die Großmutter um ihren Segen. Fast besinnungslos saß sie endlich im Wagen, dem Bräutigam zur Seite, der, fest in eine Ecke gedrückt, im düstersten Schweigen verharrte.

In der neuen Wohnung angelangt, führte er sie mit steifem Ceremoniell die Treppe hinauf, durch das Vorzimmer, in die ihr bestimmten Gemächer. Seine Miene sprach eine zornige Kälte aus, seine Bewegungen waren gezwungen. Schroff war der Ton seiner Stimme, abstoßender noch seine Worte, als er sie an der Thür ihres Cabinets mit einer frostigen Verbeugung verließ.

„Ich wünsche Ihnen eine gute Nacht, Madame", sagte er, „eine bessere, als Ihr eigensinniger Wankelmuth mir zubereitet hat."

Meta antwortete keine Silbe. Sie konnte nicht bleicher werden, als sie war. Ihr Kammermädchen wußte nicht, was sie denken sollte. „Am Hochzeittage schon Zank?" sagte sie, „das ist arg!"

In seinem Zimmer warf sich Victor mit Ungestüm auf einen Stuhl. Der langverhaltene Sturm seines Herzens brauste fürchterlich los. Zorn und Schmerz bewegten heftig seine Brust und kämpften mit Gewalt die neuerwachten, kaum in ihrer Schüchternheit anerkannten Empfindungen nieder. Konnte, ja mußte der unglückliche Freund nicht die veränderte Stimmung der Geliebten seinem verrätherischen Einflusse zuschreiben? Er sah, innerlich erbebend, Hilbert's bleiche, gramvolle Gestalt, er sah sich noch einmal mit ihm auf dem Grabe seiner Aeltern, und mit gepreßtem Busen wiederholte er sein Gelübde.

„Sie wird zu ihm zurückkehren", sagte er; „sie ist verletzt, empfindlich; sie wird seinem Flehen, seinen Thränen verzeihen!" Er wollte es glauben, und glaubte es doch nicht, und wußte nicht, daß auch sein innerstes Herz es zu glauben sich sträubte. Und wenn sie fest blieb, wenn er für einige Augenblicke den Freund vergaß: was war aus ihm geworden? welche unerwartete Wendung hatte sein eigenes Schicksal genommen? er sah sich plötzlich an eine Frau gekettet, die er nicht liebte, die er nicht gewählt hatte; sah sich gebunden in

den Jahren der Freiheit, ehe er noch einmal daran gedacht hatte, sich auf die häusliche Ruhe des ehelichen Lebens, auf sein langweiliges Einerlei, auf seine strengen Pflichten vorzubereiten. Große Pläne lagen noch vor ihm. Noch hatte er erst den kleinsten Theil der cultivirten Welt gesehen, und die Lust am Neuen und der jugendliche Muth seines Geistes trugen ihn weit über dieselbe hinaus. Er schauderte vor dem Bilde einer verlassenen, ihrem Gatten nachweinenden Frau; ein inniges Mitleid mit der schönen Meta ergriff ihn, wenn er daran dachte, daß dies ihr Los sein solle und müsse. Sein Zorn wendete sich gegen sich selbst, gegen seinen Freund. Er verwünschte seine Unbesonnenheit, verwünschte seinen Einfall, die Vaterstadt wiederzusehen; er verwünschte die feige Engherzigkeit Hilbert's. So, abwechselnd tobendem Ungestüm und schmerzlichster Wehmuth hingegeben, brachte er schlaflos die Nacht zu.

Gratulationsbesuche füllten den folgenden Morgen aus. Einladungen zu Mittags- und Abendfesten bei der zahlreichen Verwandtschaft halfen die Zeit hinbringen. Drei Tage waren vergangen, und Victor

hatte seine Gemahlin nicht anders allein gesehen, als während des Hin- und Herfahrens von einer Gesellschaft in die andere. Düster und gespannt saßen sie nebeneinander. Keine Berührung der Hand, kaum ein gegenseitiges Anblicken fand statt; der Gemahl war schroff und kalt, die Gemahlin feierlich und steif. Während der Morgenstunden verschloß sich ersterer sorgfältig in seinem Zimmer, aus Furcht, auf der Straße Hilbert zu begegnen. Denn was sollte er ihm sagen? was hatte er ihm mitzutheilen? Als er aber einst zu einem Mittagsmahle fuhr, zu welchem seine Gemahlin, die das Alleinsein mit ihm jetzt gern auf diese Weise vermied, sich schon voraus begeben hatte, begegnete er dem lang geflohenen Freund, der eilig in Geschäften zu sein schien. Rasch donnerten die Wagen aneinander vorüber, aber der schneidende, vorwurfsvolle Blick, das farblose, abgehärmte Gesicht Hilbert's warf einen neuen scharfen Stachel in Victor's Herz. Schnell war er entschlossen. Sowie der Wagen anhielt, schickte er, mit einem auf dem Knie geschriebenen Billet, seinen Bedienten zu Hilbert und ersuchte ihn, morgen in aller Frühe für ihn zu Hause zu sein.

Den folgenden Tag begab er sich zu ihm. Hilbert sah ernst und schwermüthig aus. Schweigend bot er dem Freund einen Stuhl. Der angeborenen Redlichkeit Victor's war der Zwang, die Zurückhaltung, die auch diesem Verhältnisse drohte, ganz unerträglich. Und doch war er verwirrt wie nie sonst, Hilbert gegenüber. Er sagte sich selbst: Du hast dir nichts vorzuwerfen! und fühlte sich dennoch wie ein Schwerschuldiger.

„Bruder!" begann er endlich, „laß uns aufrichtig sein! Die Sachen stehen nicht, wie sie sollen. Meta ist beleidigt; sie ist höchst aufgebracht auf dich."

„In der That?" fragte Hilbert gezwungen.

„Und gesteh' es: sie hat Ursache. Die Tage der Angst und Qual, während deren du sie sich selbst überlassen, ohne ihr nur den Trost deines Zuspruchs zu geben — verdenk' es ihr nicht, wenn sie darüber empfindlich ist."

„Was sollte ich thun?" rief jener aufgeregt.

„Sie sah es als einen Mangel an Liebe an", fuhr Victor fort, „sie glaubte sich verschmäht. Es wird keine leichte Arbeit sein, sie zu versöhnen."

„Und wie", fuhr Hilbert auf, „wie sollte mir das

gelingen? Ich sehe sie, spreche sie nicht, ich bin fern von ihr, entfremde ihr ganz!“ Und nun ergoß er sich von neuem in einen Strom der schmerzlichsten Klagen. Dem Freunde, obwol er ihm keine Vorwürfe machte, entging doch die gegen ihn gerichtete Bitterkeit derselben nicht. Lebhaft gekränkt, erbot er sich selbst, alles zu thun, was in seinen Kräften stände, Meta zu einer Unterredung mit ihm zu bewegen. Dies war sogar über die frühere Abrede hinaus großmüthig, da nach derselben, solange Victor anwesend war, die Liebenden zur Schonung seiner Ehre sich nicht wiedersehen sollten. Auch schien es Hilbert innig zu empfinden. Victor übermannte fast die Wehmuth, als der Freund sich an seine Brust warf und knabenhaft weinte. Er erkannte in dieser Unfähigkeit, den männlichen Anstand zu behaupten, die ganze Tiefe seines Gefühls. Er sprach ihm zu und tröstete ihn, indem er ihm ausführlich erzählte, welche fremde, steife Stellung er der ihm Anvermählten gegenüber behauptete. Er ahnte nicht, daß er dadurch von neuem den glimmenden Funken des Verdachtes, der die wunde Brust des Freundes zehrte, zur hellen Flamme anblies. Denn scharfsichtig und

mistrauisch von Natur, wußte Hilbert leicht in dieser gezwungenen Zurückhaltung das ängstliche Bewachen der keimenden Liebe zu erkennen.

Zu Hause angekommen, ließ Victor, all seinen Muth zusammennehmend, sich sogleich bei seiner Gemahlin melden. Die arme Meta schien diesen so ungewohnten Besuch in so einsamer Stunde zu ihres Herzens Gunsten gedeutet zu haben. Ein holder Strahl der Freude erleuchtete, halb von geheimer innerer Angst überschattet, das schöne Gesicht, als er hereintrat und sie langsamen Schrittes, mit leisem Beben ihm entgegenkam. Victor's Entschluß zerschmolz fast vor diesem lieblich-verwirrten Blick, vor dieser rührenden Gestalt. Gewaltsam nahm er sich zusammen und setzte sich stumm neben sie auf das Sofa, wo sie ihm schweigend einen Platz angewiesen hatte.

Nach einer langen Pause fragte endlich Meta mit freundlicher Bescheidenheit, wie es schien, nur um ein Gespräch anzuknüpfen:

„Sie waren heute so früh schon aus?"

Die Frage half Victor auf die Bahn. „Ja", sagte er herzhaft, aber mit niedergeschlagenem Blick, „ich war

bei einem der unglücklichsten und trostlosesten Menschen unter der Sonne. Ich war bei Hilbert. Ich sah ihn in Verzweiflung, Ihren Zorn auf sich geladen zu haben. Er trägt es nicht. Nur einmal müssen Sie ihn sehen, anhören, was er zu seiner Rechtfertigung zu sagen hat. Einem Verbrecher wären Sie diese Genugthuung schuldig. Wie dürften Sie sie einem liebenden Manne verweigern, welcher blos aus Furcht, Sie zu verlieren, Sie verloren zu haben scheint."

Eine neue ängstliche Stille erfolgte, in welcher die grausam Getäuschte sich mühsam erholte.

„Ist es möglich", begann sie nach einigen Secunden, und ihre Stimme zitterte merklich, „ist es möglich, daß Sie noch jetzt mir diesen Vorschlag machen können? Ist es möglich, daß Sie es mir jemals zumuthen konnten? daß Sie wünschen konnten, eine Frau, welche Sie der Ehre Ihres Namens gewürdigt, welche Ihnen feierlich vor Gott von ihren Angehörigen übergeben worden, könne sich zu einem demüthigenden, erniedrigenden Liebeshandel herablassen? Und Sie selbst können eine solche Ehrlosigkeit einem unerfahrenen jungen Ge-

schöpfe rathen, zu deren Schützer und Vormund die Gesetze und die Kirche sie ernannt haben?"

Finster und nicht ohne innere Beschämung erwiderte Victor: „Der Fall, in welchem wir uns befinden, ist so einzig, wie neu. Es ist Spitzfindigkeit, Sophisterei ist's, ihn nach allgemeinen Grundsätzen beurtheilen zu wollen. Meine Ehre ist mir heilig, und in jedem andern Verhältniß bin ich bereit, sie mit meinem Blute zu vertheidigen; hier aber" — —

„Sie meinen", fiel ihm Meta mit sanfter Beredsamkeit ins Wort, „in einem Verhältniß, in welchem Ihre Gattin Ihnen theuer wäre. Aber — o! verkennen Sie mich nicht: nicht Ihre Liebe will ich Ihnen abdringen — nur das fordere ich von Ihnen, nur darum bitte ich Sie flehentlich — quälen, beschimpfen Sie mich nie wieder mit einem ähnlichen Antrage. Wenn Sie als Mann, wenn Sie als Cavalier ihn mit Ihrer Ehre versöhnen können, dürfen Sie als Mensch mir diese Bitte verweigern?"

„Meta!" rief Victor heftig, „Sie wissen nicht, was Sie von mir fordern! Soll ich wortbrüchig werden? Soll ich mich dem gerechten Vorwurfe aussetzen, lau

und lässig des Freundes Sache geführt zu haben? Soll ich vor seinen Blicken erröthen?"

„Und um ein großmüthiger Freund Hilbert's zu sein, wollen Sie mir ein falscher, irreleitender Freund werden? Denn haben Sie nicht auch mir Freundschaft versprochen, mir nicht mehr als einmal gesagt: ich solle Vertrauen zu Ihnen fassen, ich solle bauen auf Sie als auf meinen Bruder? Nicht als Gatten, als Freund ruf' ich Sie auf: Ist es recht, ist es billig, daß Sie ein leichtsinniges Weib aus mir machen wollen, um ein unüberlegtes, ja frevelhaftes Wort zu lösen? Ist es nicht Selbstsucht, daß Sie meinen sittlichen Ruf opfern wollen, um sich den Namen eines gewissenhaften Freundes zu retten?"

„Sie, Meta", rief Victor erhitzt, „Sie sind es, die ungerecht ist, aus unreif-tugendhafter Ueberspannung. Ihren Ruf opfern? Ist es etwas Ehrenrühriges, was ich von Ihnen begehre? Verständigen sollen Sie sich mit Hilbert, erst nach der Scheidung ihm angehören. Ist Ihnen eine Geschiedene eine Ehrlose, nun so wähnen Sie wenigstens nicht, daß die Welt Ihre altmodisch-romanhafte, kleinstädtisch-beschränkte Ansicht

theile. Und haben Sie nicht schon selbst manche getrennte, treffliche Frau gekannt?"

„Meine Erfahrung ist gering", entgegnete Meta, „aber fern sei es von mir, einen Stein aufzuheben. Ja, ich kann mir deutlich Verhältnisse denken, die einen solchen Schritt entschuldigen, andere, welche ihn rechtfertigen. Wo Mishandlungen stattfinden, wo die Gefahr moralischer Entwürdigung droht, da wird er eine Pflicht gegen sich selbst. Aber misverstehen Sie mich nicht, Victor! In die Scheidung werde ich willigen, wenn Sie unwiderruflich Ihres Sinnes bleiben. Aber nie, um keinen Preis um eines andern Mannes willen! Dieser frivole Tausch ist's, vor dem mein besseres Selbst zurückbeben würde, und wäre mir Hilbert noch, was er mir einst in jugendlich-phantastischer Verblendung war; dieses frevelhafte Spiel mit dem Heiligen! Knüpfen und lösen und wieder knüpfen, als wär' es ein Gürtelband meines Kleides! — Victor! Möge meine Ansicht die richtige sein, möge sie es nicht — sie ist die meines innersten Herzens. Die Ruhe meines Gewissens hängt davon ab. Wollen Sie mir meinen Frieden rauben? Victor! Victor! Wollen

Sie das Heil der Seele eines armen, jungen Geschöpfes gefährden, dem Sie geschworen haben, Freund und Führer zu sein?"

„Es ist genug", sagte Victor. „Kein Wort mehr aus meinem Munde, das Sie kränke! Sie sind streng — mögen Sie es sein! Nur eins, eins nur versagen Sie mir nicht. Sprechen Sie ihn selbst, sagen Sie ihm selbst, wie Sie gesinnt sind."

„Ich darf es nicht", versetzte Meta sanft, aber fest; „ich will es nicht. Fürchten Sie nicht, daß er unser Verhältniß verkenne. Er ist scharfsichtig. Ueberdem — Ihr Gewissen spricht Sie frei."

„Aber er wird verzweifeln! Der Gram wird ihn verzehren! Hätten Sie ihn gesehen, die bleichen, trostlosen Züge!"

„Er wird sich beruhigen. Wenn er bisjetzt unglücklicher, zerrissener war als ein anderer Mann in seiner Lage, so war er es, weil der Conflict der verschiedensten Empfindungen ihn peinigte: das, was er Liebe zu mir nannte, und ungezähmte Geldgier, kleinliche, aber leidenschaftliche Ehrsucht, und die Scham sein Wort zu brechen. Aber eben, weil sein Herz von jeher

die Beute vieler heftig einander bestreitenden Begierden war, wird keine einzige es überwältigen. Der Zwiespalt dieser Empfindungen wird ihn stets quälen, aber er wird auch beständig in Befriedigung der einen ein Gegengewicht für die Verletzung der andern finden."

Die jugendliche Weisheit tönte, obwol mit Einfachheit ausgesprochen, wie ein Orakelspruch von Meta's schönen Lippen in Ohr und Seele des Hörers. Die beruhigende Ueberzeugung mußte in seinen milder werdenden Gesichtszügen zu lesen sein; denn mit erneutem Muthe fuhr die reizende Sprecherin fort:

„Verdenken Sie es mir nicht, wenn ich diesen Augenblick zu meiner eigenen Rechtfertigung zu benutzen suche. Bei Gott, der mich sieht und hört, meine Seele ist frei von jedem niedrigen Vorsatz, frei von jedem eigennützigen Plane. Wenn ich fehlte — und o, ich fühle, ich that es, als ich in schweigender, schüchterner Zurückhaltung um einen Schritt breit abwich von der geraden Bahn der Ehrlichkeit und Offenheit — und schon seh' ich die Strafe mich einholen; wenn ich fehlte, so war es Muthlosigkeit, die mich verleitete, mädchenhafte Schwäche, unbezwingliche Blödigkeit. Sie fragen,

was mich jetzt stark macht, was mir jetzt Kühnheit und Muth gibt? O, wissen Sie nicht, daß die Flut unaufhaltsam ausströmt, wenn der Damm einmal zerbrochen ist? Was das Element rastlos treibt, ist die innere Nothwendigkeit, die Bedingung seines Daseins; es ist die des meinen, die mich" —

Sie unterbrach sich erröthend: „Hören Sie mich in Geduld an", fuhr sie fort. „Vielleicht entschuldigt meine Geschichte meinen Irrthum am besten. Ich hatte das Unglück, beide liebende Aeltern früh zu verlieren. Meines Vaters erinnere ich mich kaum; meine Mutter überlebte ihn. Ihre Tage waren seitdem zwischen ihrem Grame und meiner Erziehung getheilt. In diesem letztern Geschäfte stand ihr eine Jugendfreundin bei, die unverheirathet und ganz ohne Vermögen in ihrem Hause lebte und den gewöhnlichen Namen einer Gouvernante führte. Es war eines der trefflichsten und gebildetsten Frauenzimmer, die je gelebt haben mögen. Die zärtlichste Liebe leitete mich und führte mich ins Leben ein. Als ich acht Jahre alt war, starb auch meine theure Mutter. Während ihres langen und schmerzlichen Krankenlagers, wo sie mir früh ein Muster

erhabener christlicher Geduld ward, entwarf sie den Plan, und sprach die Ausführung desselben als ihren letzten Willen aus, daß ihre Freundin meine Erziehung vollenden sollte. Um sie vor einer peinlichen Abhängigkeit von meinen Großältern zu sichern, setzte sie ihr ein beträchtliches Legat aus und verabredete mit ihr, daß sie sich auf dem Lande ankaufen, und dort ein wenig Glieder umfassendes Erziehungsinstitut gründen solle. In dieser Anstalt sollte ich bis zu meinem achtzehnten Jahre bleiben. Die Aeltern meines Vaters — sie selbst hatte weder Aeltern noch nähere Verwandte mehr — waren ganz zufrieden mit diesem Plane, da die Pflege eines so jungen Kindes ihnen nur Beschwerde gemacht hätte. Meine Großmutter, die Stiefmutter meines Vaters, liebte überdem weder mich noch meine Mutter. Sie hatte den Stiefsohn mit einer ihrer eigenen Verwandten zu verheirathen gewünscht — so strafte sie die Gattin seiner Wahl wie deren arme Tochter mit eisiger Kälte. Mein Großvater besuchte mich bisweilen in unserm friedlichen Dörfchen und freute sich stets über meine damals blühende Gesundheit und über mein Glück. Wir waren zehn junge Mädchen, von denen

ich einige wie Schwestern liebte und keine einzige mir gleichgültig war. Die liebevollste, weiseste Sorgfalt wachte über uns. So wuchsen wir auf in klösterlicher Einsamkeit, aber in einer heitern idyllischen Landschaft, arbeitsam, harmlos und glücklich. Das Andenken meiner Mutter blieb mir lebendig und stets wußte meine Pflegerin mein Herz mit der Seligen in einem frommen Zusammenhang zu erhalten. Funfzehn Jahre war ich erst alt, als auch sie mir der Tod raubte. Eine frühe unglückliche Liebe hatte die Blüte ihrer jugendlichen Kraft geknickt. Weinend gingen ihre Zöglinginnen, ihre Töchter auseinander: einige fanden Trost in den Armen liebender Aeltern; andere verheiratheten sich — ach! ich habe keine wiedergesehen!

„Der fürchterliche Contrast vernichtete mich fast, als ich nun in das Haus meiner Großältern kam und die frostigste Gleichgültigkeit mich empfing. Mein Großvater liebte mich zwar ein wenig, aber immer kam es mir vor, nur wo es galt, mit mir zu tändeln, mich zu hätscheln wie ein Kind; er verstand keine meiner Empfindungen, mein wahres Wohl war ihm gleichgültig, mein ganzes Wesen war ihm fremd. Er that

nichts, mich glücklich zu machen, aber wenn ich traurig war, ward er böse und sagte: er könnte einmal keine verweinten Gesichter sehen; meine Klagen langweilten ihn, mein Schmerz war ihm lästig. So lernte ich es bald, mich tief in mich selbst zu verschließen; aber mein Herz war liebebedürftiger wie je. Bisweilen bat ich meine Großältern, sie möchten mir erlauben, eine von meinen Gespielinnen auf einige Monate zu mir einzuladen; aber sie waren meist bürgerlich, ich sollte nicht mehr vertraulich mit ihnen umgehen; andere waren zu fern und die Kosten der Reise zu beträchtlich — ich getraute mich nicht vorzuschlagen, daß sie es von dem Erbe meiner theuern Mutter bezahlen möchten.

„Zwei Jahre vergingen. Die Sehnsucht nach einer Herzensfreundin war fast Leidenschaft in mir geworden. In dieser weichen, krankhaft-sehnsüchtigen, Mittheilung begehrenden Stimmung befiel mich ein Nervenfieber, vielleicht eine Folge derselben. Mein Uebel war ansteckend und entfernte alle Hausgenossen von mir. Nur eine gemiethete Wärterin war bei mir. Ich lag einsam, verlassen. Hilbert allein kam zu mir, brachte mir Erquickung, Labsal; nur er unterhielt mich, pflegte

mich — liebte mich. Dumpfer Langeweile hingegeben, ohne Beschäftigung, brachte mir nur sein Kommen Leben, seine Gegenwart Freude. Er erzählte mir, er las mir vor, er scherzte mit mir; er sah mich gerührt an, als ich ihm von meinen Müttern, von meinen Freundinnen erzählte. O war es ein Wunder, daß mein armes verstoßenes Herz sich an die einzige Seele schmiegte, die es zu verstehen schien; daß ich die Hand faßte, die in dieser traurigen Nacht meines Daseins er mir liebreich entgegenstreckte? War ich leichtsinnig, daß ich nachsichtig des erfahrenern, überlegenen Mannes wachsende Kühnheit duldete? O ich glaubte ihn mit allen Kräften der Seele zu lieben. Ich war ihm dankbar als dem Retter meines Lebens, ich bewunderte ihn als den gebildetsten, klügsten Mann, den ich je gekannt. Meine Einbildungskraft beherrschte mein Herz. Ich war stolz auf meine Liebe. Ich erwartete mit Ungeduld, meinen Freund doppelt glänzen zu sehen im Kreise der mittelmäßigen, oberflächlichen, leeren Menschen, welche die Gesellschaft meiner Großältern bildeten. So freute ich mich auf meine Wiederherstellung.

Aber mit der Genesung des Leibes sollte ich die

Krankheit der Seele erkennen. Ich sah den unabhängigen, geistvollen, allem Vorurtheil spottenden Mann sich beugen vor den hochadelichen Tröpfen, kriechen vor den vornehmen Gönnern, hörte ihn unterwürfig den jämmerlichen Thorheiten schmeicheln, die er heimlich verlachte. Und dies alles, um sich eine Carrière zu machen! sich zu poussiren! aus Liebe zu mir! — Und o, ich erlebte es, daß er in meine junge Seele das Gift der Verstellung und der Falschheit träufelte; ich mußte Krankheiten erdichten, Listen gebrauchen, mich durch feige Lügen erniedrigen vor mir selbst. Lange war ich mir des innern Zwiespaltes nur dunkel bewußt; ich folgte ihm, ich that, was er wollte, aber ich war nicht glücklich mehr!

„Da änderte sich die Lage der Dinge: meine Großmutter war bereits der Verirrung ihrer Enkelin auf der Spur; ein verlorener Brief gab ihr vollkommene Gewißheit. Welch eine Scene gab es da! Wie einen auf der That ertappten Schulknaben sah ich den, ihm geistig so weit überlegenen Mann meinem tobenden Großvater gegenüberstehen, da er schon durch das Uebermaß, die Uebertreibung in dessen Vorwürfen un-

widersprechlich zur Rechtfertigung hätte aufgefordert werden müssen. Zitternd und erbleichend stand ich dabei; aber ich zitterte nicht vor dem Zürnenden, ich erblaßte vor des Freundes Feigheit. Hier, glaube ich, löste sich das Band gänzlich, das mein Herz an das seine knüpfte. Und doch wähnte ich, fest an ihm halten zu müssen, an ihm, dessen Briefe ihn mir als einen Unglücklichen, Verzweifelnden schilderten. Ich erschien mir wie eine Verrätherin an der heiligen Treue, ich betrog mich selbst, als ich ihn mit Beständigkeit meiner Gefühle täuschte. Doch zog ich mich mehr und mehr zurück, verweigerte es, ihn zu sehen und gelangte allmählich zur Klarheit über den Zustand meines Innern. Zweifeln Sie nicht, daß ich mich dabei höchst unglücklich fühlte!

„Da bewarb sich ein armseliger, verächtlicher Mensch um meine Hand. Von Jugend auf hatten mir meine Erzieherinnen eine misgeformte ungleiche Ehe als das höchste Elend, als moralisch verderblich, als sündhaft vorgestellt. Meiner Großmutter Befehl brachte mich der Verzweiflung nahe. Mein ganzes Wesen empörte sich. Ich glaubte in einem Augenblick aufgeregtester

Phantasie mich an dem Freund vergangen zu haben, dem ich, um viel geringerer Schwächen willen, als der Domdechant offen vor sich hertrug, meine Achtung entzogen. Ich war zu allem entschlossen, einer gezwungenen Heirath zu entgehen. Sie wissen, was ich that, welchen Brief ich schrieb. O Sie verachteten mich wol schon darum, ehe Sie mich kannten! Sie verdammten mich, ehe Sie mich hörten!"

„Nein, Meta!" entgegnete Victor lebhaft, „bei Gott, Sie thun mir Unrecht! Aber ich glaubte die innigste, rücksichtloseste Liebe darin zu erkennen, und dieser Irrthum führte mich weiter und weiter."

„Ich erhielt keine Antwort", fuhr Meta fort. „Mein Großvater verweigerte noch seine Einwilligung: dies rettete mich. Da erschienen Sie. Ich hatte Sie noch nicht gesehen, als schon mein Großvater — er meinte es gut. Ich sah Sie nun öfters, und Sie schienen dem armen schüchternen Mädchen liebreich gesinnt zu sein. Täglich hörte ich, welch ein Glück es für mich sein würde. — Der Domdechant — —"

Meta holte tief Athem und sprach dann leise weiter:

„Eines Tages sagte mir mein Großvater: Sie hätten um meine Hand angehalten. Als ich gleich darauf in mein Zimmer gehe, um mich zu sammeln und zu fassen, find' ich einen Brief auf meinem Nähtisch liegen und erkenne Hilbert's Hand. Ein Zittern überfällt mich. Ich öffne widerstrebend. Ich lese und traue meinen Sinnen kaum. Ich war empört, auf das äußerste gekränkt. O! ich hatte den schmeichelnden Gedanken genährt, die freundliche Aufmerksamkeit, welche Sie — nun war ich grausam enttäuscht. Ich weinte, ich zürnte. Mehrere male nahm ich die Feder zur Hand, Hilbert mit Vorwürfen zu überschütten, daß er es wage, mit solchem Antrage mich zu beleidigen. Ich sollte spielen mit Gottes heiligem Wort! mich vermählen und scheiden lassen, wie ich mich anzog und auszog! — Ich vermochte es nicht vor Zorn und Verachtung. Dazu kam, daß meine Großmutter mich strenger als je bewachte. Ich glaubte endlich, keine Antwort sei auch eine Antwort. Nach drei Tagen forderte mein Großvater mein Ja. Es war eine Form; denn hätte ich es nicht gegeben, er hätte es mir entrissen. Der Domdechant stand drohend im Hinter-

grund. — O Victor! Jetzt werden Sie mich verdammen! Ich hatte gekämpft und gerungen; ich hoffte, es würde meinem herzlichen Bestreben, der treuen Erfüllung meiner Pflichten gelingen — endlich Ihre Achtung, Ihre Neigung zu gewinnen. Er forderte mein Ja — und ich gab es ihm!"

Ein langverhaltener Thränenstrom brach hier aus den schönen Augen der Sprecherin. Sie verbarg das Gesicht in ihr Tuch. Victor ergriff sprachlos ihre Hand, drückte sie an sein Herz, an seine Lippen.

Nach einer Weile setzte sie ihre Erzählung unter Thränen fort.

„O ich hatte gefehlt, und kaum war das Wort gesprochen, so war ich mir's lebhaft, schmerzlich bewußt. Sie müssen es bemerkt haben, daß ein Geheimniß lastend auf meinem Herzen lag, ein Geständniß auf meinen Lippen zitterte. Aber Sie deuteten es anders. Großmüthig wollten Sie mich schonen, mir jede Erklärung ersparen. So vereitelten Sie es selbst, wenn ich mühselig einmal den Muth gefunden, eine geheime Unterredung einzuleiten. Sie waren häufig abwesend —

ach! Sie vermieden mich. Am Hochzeittage endlich — o Sie wissen nun alles!"

Victor sprang unruhig auf. Ja, er wußte nun alles, und mehr, als ihr furchtsamer Mund deutlich auszusprechen gewagt. Er sah sich geliebt mit der innigsten, heftigsten Empfindung und mußte herzlos diese Liebe zurückweisen. Er konnte der beglückteste, beglückendste Mann sein, und mußte sich und die süße Freundin zu grausamer Entsagung verdammen!

Aber es sollten Stunden noch härterer Prüfung kommen. Geringe Achtsamkeit auf seine Gesundheit und die heftige Gemüthsbewegung der letzten Tage hatten ein langverjährtes Uebel von neuem geweckt: eine an sich unbedeutende Wunde im Arm, die er sich in früher Jugend einmal im Zweikampf zugezogen hatte, brach auf. In der Nacht, welche den Unterredungen mit Hilbert und Meta folgte, befiel ihn plötzlich ein Fieber, und den Morgen raffte er sich mühsam empor und sah sich außer Stande, sich in eine andere als in eine häusliche Morgenkleidung zu werfen. Die Einsamkeit des heutigen Tags fürchtend, hoffte er anfänglich noch immer, der Einladung zum Mittagessen und abends

zum Spiel Folge leisten zu können. Allein der Wundarzt, den er endlich rufen ließ, verbot ihm das Ausgehen bestimmt; so sah er sich genöthigt, absagen zu lassen.

Als er den Bedienten hinaussendete, dies Geschäft zu verrichten, blieb zufällig die Thür seines Zimmers halb offen. So hörte er deutlich Meta eilig aus ihrem Gemache kommen und den Bedienten beauftragen, auch sie zu entschuldigen. Er trat in die Thür.

„Ich bitte Sie, Meta, fahren Sie allein hin", sagte er mit gerunzelter Stirn.

„Sie werden mir doch nicht zumuthen, Sie in diesem fieberhaften Zustande allein zu lassen?" entgegnete sie, indem sie sorglich die Fenster des Vorzimmers schloß.

„Sie werden die Leute beleidigen. Das Diner ist unsertwegen veranstaltet."

„Noch mehr würden sie mir es verdenken, wenn ich allein käme", erwiderte sie bescheiden. „Erlauben Sie mir immer, bei Ihnen zu bleiben. Ich will Sie nicht hindern, wenn Sie etwa durch Lesen sich zerstreuen

wollen, oder durch Schlummer erquicken." Sie winkte dem Bedienten, zu gehen.

Der Gemahl hatte den Muth nicht, ihn zurückzurufen.

Zum ersten mal sollte er einen Tag allein mit ihr zubringen, und nach solchen Erklärungen, nach solchem Geständniß! Sie saß ihm bei Tisch gegenüber; er sah sie in lieblich stiller Geschäftigkeit walten als ordnende Hausfrau; die sorgsame Thätigkeit ihres Geistes machte ihre schönen Augen heller und freudiger strahlen. Anfangs war sie furchtsam und schüchtern. Doch verrieten ihre umständlichern, ausführlichen Antworten, wenn er sie anredete, daß sie geneigt war, ein unbefangenes Gespräch zu unterhalten. Nach und nach ward sie dreister; das Bestreben, ihn zu erheitern, zu zerstreuen, besiegte ihre Blödigkeit; sie fragte selbst, sie erzählte, sie theilte mit Bescheidenheit ihre Ansichten mit. Eine holde Anmuth des Geistes, ein reicher Verstand, ein fester Blick entfalteten sich vor Victor's bewundernder Seele. Alle weitern Erklärungen, alle wiederholten Herzenserschütterungen schien sie sorgfältig vermeiden zu wollen. Ihr Mädchen mußte arbeitend in

der offen stehenden Nebenstube sitzen; der Bediente sich häufig ein Geschäft im Vorzimmer machen.

Den Nachmittag kam der Chirurgus wieder, die Wunde von neuem zu verbinden. „Ich muß auf das Land", sagte er, „es wäre möglich, daß ich auf den Abend nicht wieder kommen könnte. Sie übernehmen dann wol mein Geschäft, gnädige Frau! Der Verband ist ganz einfach."

Meta erröthete. „Der Kammerdiener", sagte sie verlegen — „sein Herr ist an seine Bedienung gewöhnt."

„Aha! Wahrscheinlich können Sie kein Blut sehen", versetzte der Arzt. „Ja, ja, das ist so zarter Damen Art!"

„Das nicht", erwiderte Meta schnell, „ich fürchte nur . . ."

Victor errieth sie leicht. „Wollen Sie mir nicht diesen freundlichen Dienst erzeigen, Meta?" fragte er sanft.

„Gern, wenn Sie es wünschen", entgegnete Lise die noch höher Erröthende.

Der Chirurgus ging. Die Vermählten blieben allein.

Wir sind nicht gesonnen, dem Leser alle einzelnen wenig hervorstechenden Züge eines häuslichen Stillebens vor die Augen zu führen. Edlere Frauen erscheinen, der innersten Natur ihrer Stellung zum Manne nach, nie liebenswürdiger als im engen Kreise des Hauses. So konnte es nicht fehlen, daß das Band sich enger und enger um Victor's widerstrebendes Herz zog, daß er der süßen Gewalt unterlag, gegen die er so muthig, so ritterlich angekämpft hatte. Und nie war eine Liebe edler, nie fester begründet gewesen. In dem gefährlichsten Verhältniß der Berechtigung durch äußere Gesetze hatte er jung und feurig Meta's unvergleichlichen Reizen widerstanden und in der bewunderten Schönen die Erwählte des Freundes geehrt; er hatte in seinem heldenmüthigen Herzen die Kraft zur Entsagung gefunden, auch als der stammelnde Mund der Liebenden ihm verrieth, daß ihm selbst das seltene Glück einer freien weiblichen Neigung entgegenblühe. Was nicht der Schönheit, was nicht der Liebe gelungen war, das bewirkte Meta's sittliche Grazie, der innere Adel ihres Wesens, die stille Harmonie ihrer Seele. Wie er mehr und mehr sie innig verehren mußte, wie er im klaren Spiegel

ihres unbefangenen Betragens das edelste Bild eines lilienreinen, jungfräulichen Sinnes erkannte, zog eine gewaltige, heiße, unbezwingliche Leidenschaft in sein Herz ein. Noch wußte er nur halb, was er fühlte; noch blieben seine Aeußerungen, seine Worte im Gleichmaß ruhig-freundlichen Wohlgefallens. Meta empfand den Eindruck auf sein Gemüth, und begnügte sich damit. Es stand in ihrer Macht, das Hervorbrechen der Blüte durch einen einzigen unschuldigen Kunstgriff zu beschleunigen. Aber in zarter Sittsamkeit verschmähte sie es, die Waffen zu gebrauchen, die auch dem gewöhnlichsten Weibe zu Gebote stehen, das die Natur mit äußern Reizen geschmückt hat. Sie verbarg es nicht, daß sie ihm zu gefallen wünsche. Es war eine gewisse sittliche Koketterie in ihrem Wesen, eine sanfte Gefälligkeit, die ihn wunderbar rührte. Aber höher als je schien der strengste Anstand die Schranken zwischen ihr und dem Gemahl gethürmt zu haben. Sie setzte sich ihm nicht zur Seite, sie berührte seine Hand nicht, sie wäre vor sich selbst erröthet, seine Liebe einer unedlern Regung verdanken zu müssen.

Abends blieb der Chirurgus aus. „Wollen Sie

wol nun Ihr Amt antreten, Meta?" fragte Victor lächelnd. Sie fand sich sogleich bereitwillig. Mit Geschicklichkeit löste sie den Verband und zeigte in der ganzen Behandlung so viel Umsicht und Klugheit, daß es des Freundes lebhafteste Verwunderung erregte. Kein Zittern verrieth, daß es der Geliebte war, den sie pflegte. Ihre Hand war so fest als zart, und ihre Bescheidenheit that ihrer Genauigkeit keinen Eintrag.

„Es befremdet Sie", sagte sie lächelnd, „daß ich mich dabei nicht ein wenig ziere? Ich habe Uebung in diesem barmherzigen Schwestergeschäfte. Meine gute Pflegemutter hielt es für ein echt weibliches. Ihre eigene Jugend fiel in die Zeiten des Siebenjährigen Kriegs, wo sie ihrem Vater, einem Wundarzt, oft hatte hülfreiche Hand leisten müssen. So führte sie auch uns an das Lager der Kranken unsers Dorfs. Wenn ein wilder Knabe den Fuß verrenkt oder den Arm gebrochen, wenn ein Zimmermann verunglückt war, oder sonst ein Unfall einen Armen in unserm Kreise getroffen, mußten wir Mädchen abwechselnd Krankenpflegerinnen sein und uns in menschenfreundlichen Pflichten üben. Wir mußten dem Wundarzt zur Hand

gehen und die leichtern Dienste selbst übernehmen. Sie schalt uns, wenn wir in sinnbetäubendem Mitleiden in Thränen dahinschmolzen, wo wir ein thätliches beweisen konnten. Sie suchte uns zu überzeugen, daß Weichlichkeit nicht Weichheit sei und schätzte nichts höher als die stete Gegenwart des Geistes, den klug entschlossenen Sinn, der handelt, wo der sich selbstsüchtig Schonende weint."

Unter solchen Gesprächen, unter solchen Gefühlen war ein Tag und ein folgender vorübergegangen, und der Abend des zweiten fand Victor's Uebel eher schlimmer als besser. Seine Seele arbeitete heftig und heftiger. Was anfänglich ein heimliches, beklemmendes und doch fast süßes Leiden gewesen war, das war allmählich ein herbes, schneidendes Weh geworden, das zerriß jetzt als ein unendlicher, wüthender Schmerz seine Brust. Nah und näher war er der Geliebten gekommen, und noch gähnte ihn die Kluft an, in ihrer unübersteigbaren Breite, die schreckliche Kluft, die ihn auf ewig von ihr trennte. Er mußte es sehen, wie sie liebend, flehend die schöne Hand nach ihm ausstreckte, und durfte ihr die seine nicht reichen! In fieberhaft verträumter, ent-

setzlicher Nacht sah er die drohende Gestalt des hinter-
gangenen Freundes, sah er, aufgeschreckt aus ihrer
friedlichen Gruft durch das gebrochene Wort, die blei-
chen Schatten seiner verehrten Aeltern ihn zurückscheuchen,
wenn die Stimme seines Herzens ihm zurief: überspringe
mit keckem Muthe die trennende Kluft! Sie war sein
vor der Welt, sein durch ihren eigenen, innersten
Willen; alle Kräfte seines Wesens nannten sie sein,
und er sollte sie lassen! Es kam ihm in den aufgeregten
Sinn, des Freundes Großmuth aufzurufen, ihn anzu-
flehen um die Zurückgabe seines Wortes. Aber seine
eigene Großmuth bebte vor dem Schritte zurück, ein
verstecktes, von Zorn und Scham gemischtes Gefühl
unterstützte sie. Er gestand sich es selbst nicht, daß
seine liebende Empfindung für ihn sich in halben Haß
verwandelt hatte; er tobte gegen das Geschick, das mit
Menschenherzen spielt, gegen sich selbst, der in frevel-
haftem, übermüthigem Leichtsinn sich und die Geliebte
in solches unabsehbares Elend gestürzt.

Wie wechselnde und quälende Leidenschaften während
dieser entsetzlichen Nacht sein Herz durchströmt hatten,
die freudelose Helle des Morgens fand den einen Ge-

danken in ihm fest: „Es kann nicht so bleiben. Du mußt entsagen, so thu' es als ein Mann!"

Er fühlte nicht den Schmerz der erhitzten Wunde vor dem seines grausamen Entschlusses. Aber er schritt an das Werk wie ein Held. Das Betragen, welches er von jetzt an seiner zerrissenen Brust gegen die arme, bestürzte Meta abzwang, möchte schwer und verletzend zu schildern sein. Er war nicht schroff und kalt, wie in den ersten Tagen ihrer Ehe. Er war hart, bitter und lieblos; er vermied sie, er schloß sich ein, er trotzte der Gefahr der Wunde, ging aus und ließ sie tagelang in schmerzlicher Einsamkeit allein. Mit sanfter Geduld, mit stillem Leiden ertrug sie den grausamen Wechsel. Sie war nicht mehr liebevoll andringlich, nicht mehr dienstbeflissen und beredt; aber sie war gütig, milde, und all ihr Thun von freundlicher Würde beseelt. Victor konnte sie nicht sehen, ohne sich von bittern Vorwürfen zerrissen zu fühlen. „Ich will fort!" rief er jeden Abend, und vermochte es nicht am Morgen. Geflissentlicher noch vermied er den Freund zu sehen, dem er keinen Trost, keine Rechenschaft zu geben wußte. Er hatte ihm kurz gemeldet, daß Meta auf ihrem Ent-

schlusse beharre, ihn nicht wieder zu sprechen. Auf einmal erhielt er einen Brief von ihm, der ihn mit ebenso kurzen Worten bat, morgen früh um 7 Uhr sich bei ihm einzustellen.

Victor's erster Gedanke war an eine Ausforderung, und es war fast, als empfinde er eine Art Freude darüber. „Es ist das kürzeste Mittel, es zu enden!" rief er; allein ein reiflicheres Nachdenken verscheuchte den Gedanken bald ganz. Hilbert war nicht der Mann, sich ohne offene Nothwendigkeit auf eine Unternehmung dieser Art einzulassen. Er selbst schämte sich des Gefühls, das ihn überrascht hatte. Zu der bestimmten Stunde begab er sich zu Hilbert.

Er ging hin mit dem festen, edelmüthigen Vorsatz der vollkommensten Offenheit, aber die finstere Zurückhaltung, die gezwungene Höflichkeit, mit welcher ihn jener empfing, verschloß auch sein Herz krampfhaft wieder. Mit schweigendem Ernst, in gemessener Haltung standen sie einander gegenüber. Auf beider Stirnen war Kummer und Unschlüssigkeit deutlich zu lesen, und es wäre schwer zu entscheiden gewesen, welcher von den Freunden der Unglücklichste war.

„Victor!“ hob jetzt Hilbert an, „du haſt mir mit großmüthigem Herzen ein vergebliches Opfer gebracht. Es ſcheint, ich habe Meta verloren.“

„Du haſt ihr Herz verloren“, erwiderte Victor mit beklemmter Bruſt.

„So iſt es“, entgegnete Hilbert finſter, „aber nicht durch irgendeine Beleidigung, eine Vernachläſſigung. Es iſt eine alte Geſchichte, in allen ihren Kapiteln, «Der Wankelmuth der Weiber» überſchrieben. Sie liebt mich nicht mehr, weil — ſie dich liebt.“

Der Freund heftete ſprachlos den Blick an den Boden.

„Jetzt habe ich noch eine Bitte an dich“, fuhr jener mit ſchlecht erkünſtelter Kälte fort, „und du kannſt, du wirſt ſie mir nicht verſagen. Du biſt ſchöner, liebenswürdiger als ich. So lange ſie dich ſieht, ſo lange ſie noch hofft, dich gewinnen zu können, iſt ſie mir unwiederbringlich verloren. Dem neuen Gegenſtande ihrer treuloſen Leidenſchaft fern, wird die alte Neigung, die ſo lange ihr Herz beherrſcht, wiederkehren. Vier Wochen wollteſt du an ihrer Seite leben? Seit zehn Tagen biſt du vermählt — wenn du

wirklich mein Freund bist — laß es bei diesen Tagen bewenden!"

Victor fühlte, wie das Blut ihm aus den Wangen trat, wie die düstere Stirn sich mehr und mehr umwölkte. Der Doctor schien es absichtlich nicht bemerken zu wollen; denn schneidend fuhr er fort: „Nicht, mein Freund! als ob ich das mindeste Mistrauen gegen dich hegte. Wie könntest du je unredlich an deinem Hilbert handeln, wie vermöchtest du es, sein blindes Vertrauen zu verrathen, wie je die Nacht zu vergessen, wo du mir auf dem Grabe deiner Aeltern einen unwiderruflichen Schwur thatest! Nein, Victor, ich wiederhole es, ich habe nicht den geringsten Verdacht gegen deine Ehre: allein — laß mir das Feld frei! Es kann nicht fehlen, eine so rasch aufgeloderte Flamme muß, nicht mehr genährt, schnell wieder in Asche zusammensinken! Sie ist's, welche die frühere Glut überstrahlt. Laß mich von neuem um ihr Herz ringen!"

Victor stand ein paar Secunden unbeweglich, und der gewaltigste Schmerz drohte seine kämpfende Brust zu zersprengen.

„Wohlan!" rief er endlich; „es sei! So nimm

auch das noch von meiner Hand! Ich will fort! Du hast recht: es kann nicht so bleiben! Ja du hast recht: ich bin kein Meineidiger! — So nimm sie denn hin! — Versuche noch einmal dein Heil! Flehe sie an! Wirf dich vor ihr nieder! Sei glücklich, daß doch Einer es sei! — Ich will fliehen, ich will dich und sie niemals wiedersehen."

Der Freund schien nur zerstreut diesen wilden Ausbruch seines Schmerzes mit angehört zu haben. „Die Rolle, welche du zu spielen hast", sagte er, „muß dir ohnehin höchst lästig und beschwerlich sein. Du hast lange im Hafen gelegen. Bald wirst du die gebundenen Schwingen wieder frei bewegen können im neuen Ausflug in irgendeine unbekannte Weltgegend. Aber auf jeden Fall dank' ich dir. Wann denkst du zu reisen?"

„Heute", entgegnete Victor gereizt, aber gesammelter, fast bis zum Scheine der Kälte, „heute, jetzt gleich. Ich gehe fürs erste nach Wien: dort werden deine Briefe mich treffen. Schreib mir doch, wie weit du gelangst. Möge sie dir verzeihen, daß nicht alles vergeblich gewesen sei."

Er wendete sich rasch und wich des Freundes Um-

armung aus. Hilbert ergriff seine Hand; er schien noch etwas auf dem Herzen zu haben. Seine Miene ward weicher. Er wollte sprechen, aber mit verändertem Entschlusse ließ er plötzlich die Hand des ihn finster zweifelnd Anblickenden fahren und Victor eilte ohne weitern Abschied zur Thür. Rasch wendete er sich noch einmal hier um. Der in sein Innerstes zurückgedrängte Zorn suchte irgendeinen Ausweg, die schwere Brust zu erleichtern. Mit strengem, gebieterischem Tone sprach er:

„Noch eins, Hilbert! Meta zu bereden, sie anzuflehen, sie zu gewinnen, ist dir erlaubt. Aber daß sie mein ist, solange sie meinen Namen führt, dessen sei wohl eingedenk! Die kleinste Beleidigung meiner Ehre räch' ich gleich, ob an Freund oder Feind! Du bist der Retter meines Lebens und ich denke, ich habe dir vergolten. Wenn Meta's Herz sich dir von neuem zugewendet, melde es mir, dann sei sie frei; bis dahin, Hilbert!" . . .

Seine Stimme war fast drohend geworden während des Redens.

Hilbert erwiderte kalt: „Halte du dein Wort; ich werde die Bedingungen halten!“

Zu Hause befahl Victor seinem Kammerdiener, ohne Säumniß Postpferde zu bestellen und sogleich in aller Stille Koffer und Mantelsack zu packen. Während dessen schrieb er an seinen Geschäftsführer, gab ihm mehrere Aufträge und sorgte auf das großmüthigste für die zurückbleibende Gemahlin. Auch ein paar flüchtige Zeilen an den Domherrn nöthigte er sich ab, seine plötzliche Abreise mit einer dringenden Angelegenheit entschuldigend. Dann warf er sich in Reisekleider. In einer Stunde war alles abgemacht. Mit Entschlossenheit ging er nach Meta's Zimmer, denn noch einmal wollt' er und mußt' er sie sehen.

Schmerzlich klagende Accorde tönten ihm aus dem innern Gemache entgegen. Er hörte den Klang eines Fortepiano; es schien das Vorspiel eines zu beginnenden Gesanges zu sein. Unwillkürlich blieb er stehen. Da erhob sich leise anschwellend eine reine, jugendliche Stimme, und in einfacher, melodischer Weise drangen liebliche, weiche Töne einer tief bewegten Brust in das

Herz des Lauschenden. Klar und bestimmt glitten die Worte über der Sängerin Lippen:

So ist der Traum zerronnen,
Und du bist schon erwacht!
Kaum hat die Nacht begonnen,
Ach! deines Daseins Nacht!

Wie bang in heißen Thränen
Verseufzet und verklagt,
Wird Stund' auf Stund' sich dehnen,
Eh's deiner Seele tagt!

Weh mir! was Nacht ihr nennet,
Ist mir des Morgens Schein!
Was ihr als Tod erkennet,
Das muß mir Leben sein.

An meiner Kindheit Stätte,
Bereitet mir ein Haus!
Ein Haus, ein enges Bette,
Mein Herz! — da ruhst du aus!

Der Gesang löste sich in stilles, herzliches Weinen auf. Victor's Festigkeit zerschmolz in dem rührenden, trostlosen Klagelaut. Er selbst, während er eine kleine Weile regungslos stand, fand sich in sanften Thränen wieder. Schon erhob er die Hand, leise die Thür zu öffnen, als plötzlich in veränderter, muthigerer Weise Spiel und Gesang von neuem begannen:

Gönn', o gönne mir die Stunde,
Laß mich öffnen diese Wunde,
Stille Thränen träufeln drein!
Einmal noch laß mich genießen,
Laß sie fließen,
Dann gehör' ich ewig dein!

Streng ach! tönen deine Worte,
Scheuchen aus des Herzens Pforte
Alle Frühlingsträume mir!
Noch die scheidenden zu grüßen,
Laß sie fließen,
Dann gehör' ich ewig dir!

Monden, Jahre werden fliehen,
Mahnend mir vorüberziehen,
An die nothgedrungne Wahl,
Wohl, ich hab' es dir verhießen,
Laß sie fließen,
Ach, nur noch ein einzig mal!

Und von neuem schienen der Sängerin Thränen zu fließen. Aber Victor's Entschluß war gehemmt. Er wußte nicht deutlich, an wen die letzten Verse gerichtet waren, ob an Gott, ob an den Schatten ihrer Erzieherin, ob an die eigene Vernunft oder sonst eine höhere Kraft des Menschen selbst: allein was er klar erkannte, das war eine starke, muthige Seele im Kampfe mit einer überwältigenden, hoffnungslosen Neigung. Mit dem festen Vorsatz im Herzen,, sie zu

verlassen, war er, wie schmerzlich ihm auch die Vorstellung, daß sie ihn vergessen könne, sein mochte, doch zu edelmüthig, um durch seine verzweiflungsvolle Gegenwart sie noch einmal erschüttern zu wollen. Mit raschem, männlichem Schritt war er der Thür genaht, — leisen, zagenden Fußes kehrte er nach seinem Zimmer zurück. Aber kaum hatte er es betreten, als schon der Klang des Posthorns ihn schmetternd zum Aufbruch mahnte.

„Ich komme!“ rief er dem Kammerdiener zu. Als er durch das Vorzimmer ging, trat gerade Meta's Mädchen herein. Sie erschrak und ward blaß, als sie die Reiseanstalten erblickte. Victor erkannte, daß es in der Seele ihrer Gebieterin war. Er ging rasch, stumm an ihr vorüber — aber eilig kam die schnell Gesammelte hinter ihm drein gestürzt.

„Gnäd'ger Herr!“ rief sie athemlos; „Sie verreisen ohne Abschied? Was soll denn aus meiner armen gnäd'gen Frau werden?“

Victor warf sich verzweifelnd in den Wagen: „Bring ihr mein Lebewohl, Lisette!“ rief er außer sich, „und wenn du sie weinen siehst, dann gib ihr den Trost, daß ich noch tausendmal unglücklicher bin wie sie.“

Der Wagen rollte davon. Noch einmal tönte das Horn; Victor sah auf zu Meta's geschlossenen Fenstern. Aber stark bewohnt war das Haus, die Straße lebendig, und tief in dem Hintergrunde des Gemachs hielt ihr bewegtes Gefühl die Ahnungslose zurück.

Mehrere Monate lang durchstrich unser armer Flüchtling in verschiedenen Richtungen Deutschland, ehe er den Muth hatte, Wien zu berühren. Ihn auf seiner Reise zu begleiten, würde dem Leser eine traurige Mühe sein. Zum zweiten mal sah er das behagliche, selbstgefällige Sachsen, zum zweiten mal den herrlichen Rhein mit seinen alten stattlichen Städten. Er sah die blühenden Fluren Schwabens wieder und deren wackere Bewohner, die, während die Natur ihnen des physischen Lebens Vollgenuß beut, doch unabläßig den klug bedenklichen Sinn auf den Ernst der Zeiten gerichtet halten und das Eine, was noth ist. Aber wie ganz anders gestaltete sich die Welt vor seinem düstern Blicke! In die Ecke des Wagens gedrückt, über schmerzlichen Erinnerungen brütend oder bangen Zweifeln hingegeben, durchflog er unaufhaltsam das Land, das durch seine in üppiger Sommerfülle aufgeblühte Schöne, anfänglich,

den Contrast seines umschatteten, zerrissenen Innern herber und schneidender machte, dann in seinem herbstlichen Verwelken und Hinsterben seiner Schwermuth neue Nahrung reichte. In den Städten suchte er keinen seiner Bekannten auf; die er zufällig traf, erschienen ihm langweilig und kalt; der Männer frivole Jagd nach Genuß verletzte sein höher gestimmtes Gemüth; von den Frauen war keine so schön wie die verlassene Meta.

In Baiern wollte er verweilen; manche liebe Erinnerung knüpfte ihn an München, aber es zog ihn gewaltsam nach Wien. Es war, als harrte seiner dort Entscheidung seines Schicksals. War es Hilbert gelungen, sich von neuem Gunst zu erwerben? Es konnte nicht, durfte nicht sein! Seine weltmännischen Ansichten von dem Wankelmuth der Frauen scheiterten an der Vorstellung von Meta's edelm, reinem, festem Sinne. Dennoch quälte ihn rastlos der Gedanke daran, und wenn Hoffnung und Begierde nach endlicher Nachricht ihn vorwärts trieben, so hielt ihn wiederum Furcht vor einer Entscheidung zurück, die sein Herz zu zerschmettern drohte.

Es war im Spätherbst, als er so gespaltenen Sinnes in der Kaiserstadt einfuhr. Mehreremal hatte er schon längere Zeit hier verweilt. Sie war ihm eine zweite Heimat geworden; in vielen würdigen Häusern konnte er den besten Empfang, von mehrern bedeutenden und interessanten Personen ein freudiges Wiedersehen erwarten. Aber alle diese Gefühle wurden von dem einen Gedanken an Meta und Hilbert verdrängt. Er sendete sogleich nach der Post: keine Briefe waren da. „Sie ist mir treu!“ rief er und athmete freier auf. So lange er abwesend war, hatte er keine Nachricht von seiner Vaterstadt. Sorgfältig sah er die Zeitungen und das Intelligenzblatt seiner Provinz durch. Sparsam ward in erstern der Name seiner Heimat genannt, niemals im letztern Hilbert's oder Meta's erwähnt. Regelmäßig sendete er posttäglich nach Briefen, und unter Herzklopfen erwartete er jedesmal den Boten.

Aber während dem Ausbleiben der schlimmen Nachricht war er dennoch zuversichtlicher, im Verlauf der Zeit allmählich ruhiger geworden. Der vorschreitende Winter lockte ihn mehr und mehr zur Geselligkeit. Er sah sich, ehe er sich es bewußt ward, in neuen Ver-

bindungen, während auch die alten sich fester geschlungen hatten. Aber keinen Augenblick verließ ihn das lebendige, erwärmende Gefühl seiner Liebe. Indem er hoffte, fing er an, dem Leben wieder einen dürftigen Genuß abzugewinnen. „Sie ist mir treu", sagte er sich wiederholt; „Hilbert muß ermüden, endlich abstehen und zurücktreten. Dann ist sie mein und ich bin glücklich!" —

Solchen tröstlichen Gedanken überließ er sich eben, als ihm ein Brief überreicht ward, in dessen Aufschrift er mit Schreck des Freundes Hand erkannte. Das Blut stieg ihm glühend in das Gesicht, aber bleich und bleicher ward er, indem er las, bis das sprachlose Entsetzen einem tobenden Zorne wich. Der Brief lautete:

„Mein theurer Victor!

„Um deine Großmuth zu vollenden, mußtest du den Schritt thun, der allein mir wieder zu hoffen vergönnte. Es ist gelungen. Meta ist von neuem mein und bereit, es vor der Welt zu werden. Es hat mir Mühe und Seufzer genug gekostet. Sie zürnte mir sehr und hatte aus echter Frauenrachsucht, die sie mir jetzt tausendmal abbittet, ihr liebes kleines Herz mit

wahrem Eigensinn dir zugewendet, der sie verschmähte und verschmähen mußte. Ich habe ihr vergeben und sie mir. Reiche nun je eher je lieber die Klage wegen der Scheidung ein. Meta wird in alles willigen. Sie sagt mir, sie würde nur höchst ungern sich darüber in eine Correspondenz mit dir einlassen. Du kennst ihr holdes, verschämtes Gemüth und wirst billige Rücksicht darauf nehmen. Lebe wohl, mein theurer, großmüthiger Victor! Und habe tausend Dank von mir und meiner Meta, daß du uns retetest.

Dein Hilbert."

Wir wollen es nicht unternehmen, Victor's Gefühle zu schildern. „Es ist nicht wahr", rief er außer sich und trat das Blatt wüthend mit den Füßen, „er betrügt mich, der Bube!"

Aber war ein Betrug denkbar, dem die schleunigste Entdeckung drohte? Konnte dem Freund irgendeine Frucht daraus erwachsen? Er nahm den Brief auf, er las ihn zum zweiten mal: da stand es in klaren deutlichen Worten: Meta ist mein; sie willigt in die Scheidung.

Und in welchen hämisch-vertrauten Ausdrücken sprach

er von ihr! Er wußte nicht, ob er den glücklichen Freund heftiger haßte, oder die geliebte Unbeständige tiefer verachtete. Er machte sich selbst Vorwürfe, daß er sie unklug verlassen und sich so um ihr Herz betrogen hätte. Dann wieder zürnte er schamroth bei der Vorstellung, daß das seine ein Opfer eines albernen, verliebten Verdrusses geworden sein sollte. Er rief sich Meta's liebliches, edles Bild zurück, er wiederholte sich seine Unterredungen mit ihr, ihre feste, deutliche Erklärung über Hilbert's Gesinnung. Das war nicht die empfindliche Laune einer Liebenden, das war der klare, tiefgewurzelte Unwille, der aus dem innersten Misfallen am Unedeln und Gemeinen erwächst. „Es kann nicht sein", rief er noch einmal.

Und doch — was hätte Hilbert mit einer solchen Täuschung beabsichtigen können? Der Neid seines Herzens schärfte seinen Verdacht gegen den Freund. Wie dem auch sei, sagte er endlich, ich muß der Sache auf den Grund kommen. Er faßte seinen Entschluß und schrieb:

„Wie ungern auch Meta aus «holder Verschämtheit» sich über die bewußte Sache in einen Briefwechsel

mit mir einlassen mag; ich verlange durchaus, es von ihr selbst zu hören, daß sie die Scheidung wünscht. Sie entschließe sich daher, mir in einem paar Zeilen von ihrer eigenen Hand ihre Gesinnung zu melden. Sowie ich sie erhalte, werde ich meine Maßregeln nehmen und falls sie dir günstig sind, sogleich die Scheidungsklage einreichen.

Victor."

Unter schwerer Herzensbeklemmung verlebte unser junger Freund einige Wochen, bis die Antwort eintraf. Aber wie viel seine Seele auch in den letzten Monden gelitten, der Moment war der bitterste seines Lebens, als endlich ein neuer Brief Hilbert's anlangte und er folgende Worte las:

„Wärst du minder welterfahren, liebster Freund, so würde ich dir es weniger verdenken, daß du Beständigkeit und Consequenz bei einer von Evens schönen Töchtern suchst. Meta ist ein holdes, liebes Geschöpf, aber sie ist ein Weib. — Selbst an dich zu schreiben kann sie sich nicht entschließen und ohne unbillig zu sein, kannst du es auch nicht verlangen. Allein sie erlaubt mir, dir inliegendes Blatt zu senden, welches

ich vor einiger Zeit von ihr erhielt. Es ist unverkennbar Meta's Hand. Es muß dich überzeugen, wenn du nicht verblendet sein willst.

„Daß du mir nicht traueſt, verzeihe ich dir, obwol ich dir traute.

Hilbert."

Das Blatt, von welchem ihm in gräßlicher unleugbarer Deutlichkeit die schönen Schriftzüge Meta's entgegenstarrten, lautete:

„Weil sie zu Ihrem Glücke nothwendig ist, so willige ich in die Scheidung; denn Ihr Wohl wird stets eines der heiligsten Bedürfnisse meines Herzens sein. Ich mache nur eine Bedingung: die, daß schlechterdings nicht von einer Geldentschädigung die Rede sein darf. Ich bin reich und bedarf ihrer nicht. Ein einziges Wort solcher Art wird alles rückgängig machen.

„Ehe die Klage eingereicht ist, schreiben Sie nicht an meinen Großvater. Er würde Sie nur in Ihrem schnellen Gange zu hemmen suchen, sei es auf diese oder auf jene Art, und Sie würden so wenigstens später an das Ziel Ihres lebhaften Wunsches gelangen.

Meta."

Es war etwas seltsam Kaltes in diesem Briefe. Hilbert zu beglücken, seinen lebhaften Wunsch zu befriedigen — nicht ihren eigenen! Aber er war ja zum Vorzeigen geschrieben! Und die Besorgniß, daß ihr Großvater die schnelle Wiederverheirathung zu hindern suchen würde! Es blieb ihm kein Zweifel! es war unwidersprechlich bewiesen: Meta war zum zweiten mal treulos.

Er schrieb an seinen Geschäftsführer, beauftragte ihn kurz, aber bestimmt mit der ganzen Sache, gab ihm unbeschränkte Vollmacht, mit dem ausdrücklichen Verlangen, daß er ohne Säumniß zu Werke schreite. Obwol im höchsten Grade gegen die Wankelmüthige aufgeregt, war er doch seines frühern Wortes eingedenk, vor Gericht alle Schuld auf sich zu nehmen. Er gab demnach in seinem Privatbriefe seinen Wunsch, sich anderweitig zu verbinden, als Grund an, versicherte, seiner Gemahlin Einwilligung gewiß zu sein und bat den Sachwalter, den er als einen sehr klugen und feinen Mann kannte, die Sache nach Gutdünken, aber so schonend wie möglich für jene einzurichten.

Sein Herz, der krankhaftesten Bitterkeit voll, schien

zu Eis erstarrt, nachdem er diesen letzten Schritt zur gänzlichen Tödtung seiner Hoffnung gethan hatte. Er fühlte, er könne in dieser fürchterlichen Stimmung nicht ausdauern. Er wollte sich zerstreuen. Er durchreiste Ungarn, sah Italien wieder. Aber seine Seele schien unheilbar verwundet. Die sehnende Stimme seines Herzens zu betäuben, stürzte er sich in Vergnügungen, die ihn langweilten. Das unreine Bild, welches die Welt früh schon in seinem Gemüthe abspiegelte, verzerrte sich bis zur Caricatur, wo es ihm Frauengestalten zeigte. Er wähnte, das Geschlecht geringschätzen zu müssen, weil die Edelste, echt Weiblichste, die er gekannt, sich wetterwendisch und charakterlos gezeigt. So gefährlich gestimmt, gab er sich Versuchungen hin, die ihn ehemals angeekelt hatten, und die ihn jetzt nicht reizten. Ein verwöhnter Sohn des Glücks, hatte ihn dieser letzte Schlag zu einer Art von Rachsucht gestimmt gegen das Geschick, welches ihn mit allen Gaben des Lebens überhäuft hatte, aber die eine Einzige, von deren Besitz sein Wohl und Weh abhing, nur an seine Seele kettend, um sie grausam und hämisch wieder von ihm loszureißen.

So war der Winter vorübergezogen und das Geschäft der Scheidung unterdessen langsam vorwärts geschritten. Der Bevollmächtigte konnte es mit aller Gewandtheit nicht in schnellern Gang bringen. Es war kein eigentlicher Grund zur Klage vorhanden. Zwar erklärte sich Victor bereit, die Schuld einer Untreue auf sich zu nehmen; auch konnte seine schnelle Abreise leicht für „bösliche Verlassung" gelten; aber in beiden Fällen hätte Meta die Klagende sein müssen, und dazu war sie auf keine Weise zu bringen. „Unüberwindlicher Widerwille" blieb daher das einzige Motiv, welches vor Gericht anerkannt werden konnte. Und obwol das Geschäft durch den Umstand, daß beide Eheleute durchaus keinen weitern Anspruch aneinander machten, als den, geschieden zu sein, sehr vereinfacht ward, und keine Auseinandersetzung des Vermögens nöthig war, da nie gemeinschaftlicher Besitz stattgefunden hatte, so lag es doch wiederum in der Natur der Sache, daß es sowol um jenes unstatthaften und unerklärlichen Grundes willen verweigert wurde, als auch wegen Victor's großer Entfernung schwieriger werden mußte.

Das Frühjahr war schon weit vorgerückt, als ein

Brief des Sachwalters Victor in Venedig aufsuchte. Er meldete ihm, daß endlich das Geschäft sich seinem Ausgang nahe und daß er hoffe, ihn schon in wenigen Wochen in Besitz der Papiere setzen zu können, die ihn für gänzlich frei erklärten. Er setzte hinzu: „Binnen kurzer Zeit also sind Sie von neuem Herr Ihrer Hand! Ihren Freund, Herrn Dr. Hilbert, hatte ich zeither öfters die Ehre zu sehen, da er sich stets sehr eifrig nach dem Verlauf unsers Geschäfts bei mir zu erkundigen pflegte. Auch er rüstet sich, wie ich vernehme, zur Hochzeit — doch wissen Sie dieses ohne Zweifel bereits durch ihn selbst." —

So war denn alles vorbei. „Die Elende! Die Schamlose!" rief Victor verächtlich; „noch nicht einmal vollständig geschieden und schon voller Gedanken an die neue Hochzeit! Am besten wäre es, sie wäre Witwe geworden; dann ließe sich Leichen- und Hochzeitmahl schön ökonomisch vereinigen! Ein Thor wär' ich, wenn mich das kränkte! — Nein, ich bin gänzlich geheilt! Ich will zurück! Ich will sie sehen, ich will wissen, ob sie die Stirn hat, mir frei in das Gesicht zu schauen. Und wie sollte sie nicht, die Betrügerin! Sie hatte den

Muth, mein Herz zu zerschmettern, sie wird den haben, sich an meinen bleichen Wangen, an meiner zerrütteten Kraft zu erfreuen!"

Vielleicht hätte Victor diesen Entschluß rasch ausgeführt, wenn nicht in seinem von Natur sanften und besonnenen Gemüthe sich solche Rachegedanken jedesmal schnell in herzliche Wehmuth aufgelöst hätten, in welcher er vor der Vorstellung zurückschauderte, Meta als Hilbert's Gattin wiederzusehen. Seine Gesundheit war aber in der That unter solchen heftigen Gefühlen und bei der unbesonnenen und ungeregelten Lebensart, welche er führte, sehr angegriffen. Ein deutscher Arzt, welcher ihn behandelte, hatte bereits wiederholt gerathen, das nahende Frühjahr zu einer Reise in ein rheinisches Bad, welches er ihm namhaft machte, zu benutzen. Als er ihn den Tag, nachdem er jene Nachricht erhalten, kränker als je traf, drang er lebhafter in ihn, und machte ihm endlich den Gebrauch der berühmten Heilquelle zur unerlaßlichen Bedingung der Gesundheit. So entschloß sich Victor zuletzt, in sein Vaterland zurückzukehren, und erreichte in kurzem das dringend empfohlene Reiseziel.

Die Gesellschaft war zahlreich und glänzend. Mancher frühere Bekannte gesellte sich zu dem neuen Ankömmling; die Feinheit und Anmuth seiner Sitten erleichterte auch Fremden ein schnelles Anschließen. Den Tag nach seiner Ankunft ging er, von andern jungen Männern umgeben, in der Allee auf und nieder. Da sagte ein Offizier, mit dem er schon oft auf seinen Reisen zusammengetroffen, zu ihm:

„Wahrhaftig, Sie sind überall ein Glückskind. Kaum erschienen, und schon eine Eroberung gemacht! Sehen Sie nur, wie die junge Schöne dort Ihnen die prächtigen Augen nachsendet. Sie verläßt Sie mit keinem Blicke! Jetzt biegt sie sogar das Köpfchen zurück! und Sie bleiben so gleichgültig, als müßte es nur so sein! —"

Victor lächelte ablehnend. Als aber mehrere seiner Begleiter die Bemerkung bestätigten, konnte er doch nicht umhin, indem ihr Weg sie wieder an dem Platze vorüberführte, wo die Damen sich niedergelassen hatten, auf die beobachtende Schöne einen nähern Blick zu richten. Zwei feurige schwarze Augen begegneten ihm; ein angenehmes Lächeln ladete ihn zum Herzutreten ein. Er erkannte Antonien.

Zum ersten mal sah er einen Zeugen seiner Verhältnisse wieder. Alle die Nachrichten, die er zu gewärtigen hatte, drangen plötzlich quälend auf ihn ein. Voller Bestürzung trat er zurück. Er erröthete, und mit düsterer Miene grüßend, ging er vorüber.

Die Begleiter lächelten sich einander an.

„Eine alte Bekannte also?"

„Ja."

„Sie sind grausam. Schon hob sich ihr Fuß, Ihnen entgegenzutreten, als Sie kalt und stolz an ihr vorbeischritten."

Aehnliche Neckereien, scherzhafte Anspielungen wiederholten sich. Victor wies alles leicht zurück; doch fürchtete er endlich, Antonien zu compromittiren, wenn er sie nicht anredete, und glaubte, sein gleichgültiges Verhältniß zu ihr durch nichts besser als durch ein öffentliches, kalthöfliches Gespräch beurkunden zu können.

Er ging also mit gewohnter Artigkeit auf Antonien zu. Den vorigen flüchtigen Gruß suchte er mit der Ueberraschung, sie hier zu treffen, zu entschuldigen. Antonie war nicht wenig empfindlich; doch schmeichelte ihr die Bekanntschaft eines so glänzenden jungen Mannes

zu sehr, um sich es eben viel merken zu lassen. Sie begrüßte ihn holdselig und setzte hinzu: „Haben Sie Ihren Freund schon gesehen?"

„Meinen Freund?" wiederholte Victor bestürzt.

„Nun ja — Hilbert, wie wird er sich freuen, Sie zu finden!"

„Hilbert ist auch hier?"

„Allerdings! halten Sie ihn für so ungalant, seine junge Frau allein reisen zu lassen?"

„Seine junge Frau?"

„Lieber Baron! Sie sind wie ein Träumender! Wissen Sie denn nicht, daß wir seit drei Wochen schon verheirathet sind?"

„Sie — Sie sind Hilbert's Gattin?"

Seine Stimme erstarb fast, indem er diese Frage that. Todtenblässe überzog sein Gesicht. Antonie hatte bisjetzt sehr laut und munter, wie sie pflegte, gesprochen. Der Eindruck, welchen die Nachricht auf ihn machte, erschreckte sie halb, halb schmeichelte er ihr. Etwas leiser erwiderte sie: „Ja doch — wußten Sie das nicht?" und setzte wie entschuldigend und vorwurfsvoll

hinzu: „daß er mich liebte, war Ihnen ja damals schon bekannt, als Sie sich vermählten.“

Victor hatte in sprachloser Verwirrung die Hand an die Stirn gelegt. Die Umstehenden lächelten zum Theil verlegen, zum Theil schadenfroh-zufrieden, daß eine solche Scene einmal das langweilige Einerlei des Hin- und Herschlenderns unterbrach.

„Wo ist Hilbert?“ fragte plötzlich der sich mühsam Fassende.

„Da tritt er eben in die Allee. — Aber ich bitte Sie — was haben Sie vor?“

Victor sah die Allee hinauf. Mit finsterm Schweigen zog er den Hut und ihn fester in die Stirn drückend, eilte er mit großen, heftigen Schritten dem Kommenden entgegen. Die Damen sendeten neugierige Blicke nach. Die Männer waren zu discret, um zu folgen. Antonie ließ ihre Aengstlichkeit wegen der Zusammenkunft laut werden. Man war zu gespannt, um Zeit zu haben, sie zu trösten. Aller Augen waren in die Ferne auf die einander Begegnenden gerichtet.

Als Hilbert den auf ihn Zueilenden erkannte, schien er heftig zu erschrecken. Er hemmte unwillkürlich den

Schritt; auf einmal bog er rasch in einen Seitenweg, der zu jeder Tageszeit ganz menschenleer zu sein pflegte. Victor folgte ihm. So waren beide den forschenden Blicken der Menge entzogen.

Hilbert fing jetzt an, langsamer zu gehen, und der Freund erreichte ihn bald. Der rasche Gang hatte ihn noch mehr erhitzt; eine dunkle Glut deckte sein Gesicht; seine Augen funkelten, während jener bleich und beklommen den Blick auf den Boden heftete. Victor's erste Bewegung war, ihn bei der Brust zu packen. Aber die schon erhobene Hand sank unwillkürlich: des Freundes Anblick entwaffnete ihn bald. Er sah ihn mit verächtlichem, durchbohrendem Blicke an.

„Betrüger! Elender Betrüger!" rief er, „du wagst es, mir zu stehen?"

Hilbert blickte finster auf: „Ich bin gerächt", sagte er, „das wollte ich. Sie war treulos; ich mußte sie hassen."

„Bube!" rief Victor noch heftiger, „niederträchtiger Schurke — und um die Rachsucht deines feigen Herzens zu befriedigen, konntest du das Glück deines ältesten, treuesten Freundes untergraben, sein Herz brechen!"

Hilbert war nichts weniger wie furchtsam. Auf der Universität hatte er für viel geringere Beleidigungen sein Leben gewagt. Aber er war Staatsbürger und Ehemann; er blickte umher, und als er sich überzeugt hatte, daß niemand in der Nähe war, der jene Schmähworte hören konnte, fand er für gerathen, sie hinzunehmen.

„Victor!“ erwiderte er beruhigend, „daß ich auch dein Herz traf, wußt' ich nicht. Ich glaubte nicht, daß du sie liebtest. Sie wollte ich strafen, an ihr mußt' ich gerächt sein. Sie durfte die Frucht ihrer Treulosigkeit nicht genießen; sie durfte dich nicht besitzen.“

„Du lügst; du wußtest, daß ich sie anbetete, daß das Leben mir eine Last war ohne sie! Und hättest du es nicht gewußt — gerechter Gott! — du konntest dem Engel ein Henker werden wollen — du marterteſt, die du einmal geliebt! Unmensch! sprich, was ist aus Meta geworden? und durch welchen unerhörten Betrug bewogst du sie zur Scheidung?“

Hilbert schwieg einige Secunden. Er konnte des Freundes Blick nicht ertragen.

„Es ist geschehen“, sagte er. „Ich bin gestraft.

Die fürchterlichste Leidenschaft hat meines Herzens Kräfte aufgezehrt. Besonnen, planmäßig ging ich zu Werke: dennoch kann ich sagen — ich wußte nicht, was ich that. Du nicht bist zu beklagen — ich, ich selbst bin der unglücklichste Mensch unter der Sonne!"

Victor sah ihn an. Der Sturm der Gefühle hatte tiefe Furchen über des Jugendfreundes Antlitz gezogen; ein langer, heftiger Gram sprach aus seinem erloschenen Auge; er war auffallend gealtert, es lag etwas Herzerschütterndes in seinem Anblick, das Victor die Worte eingab:

„Sage mir alles! Wollte Gott, daß ich dir vergeben könnte."

„Wozu sollt' es frommen?" entgegnete Hilbert. „Vergiß sie! Sie ist nicht mehr dein. Du solltest und durftest der Ihre nicht sein."

Victor's Zorn loderte von neuem auf: „Elender! du irrst! Noch ist sie mein, und beim allmächtigen Gott, sie soll es bleiben! Sprich, wie betrogst du sie und mich?"

„Du weißt es von ihr selbst. Sie willigte in die Scheidung. Das Blatt war wahrhaftig echt."

„Es war ihre Hand — aber nur teufliſche Ränke konnten es ihr entreißen. Wagſt du noch jetzt, mir die Wahrheit zu verleugnen? — Die Strafe ſoll dich finden, verrätheriſcher Bube! Heute noch werfe ich mich in den Wagen; zu ihren Füßen will ich erfahren, wie du mich, wie du ſie hintergingſt. Zittere, Betrüger! vor den ſtrafenden Gerichten!“

„Verweile noch, Victor!“ ſagte Hilbert, „und komm“, ſetzte er entſchloſſen hinzu, „ich will dir es nicht leugnen: ich warb umſonſt um ſie; ſie blieb kalt, eiskalt bei meinem Flehen; ſie ſtieß mich zurück, ſie verachtete mich, ſie ließ mich nicht vor ſich. Ich liebte ſie glühend, ich hatte wie ein Raſender das gefährlichſte Spiel geſpielt um ihres Beſitzes willen, und ſollte es verloren haben? Sie war mein Geſchöpf — ich hatte ſie die Liebe gelehrt, und es ſollte für einen Andern geweſen ſein? Ihr hintergingt mich, im innerſten Herzen warſt du meineidig und ſpielteſt den Kalten, und ich hätte dich nicht haſſen ſollen. Ja, ich verabſcheute dich und ſie — ich verabſcheue euch jetzt!“

Eine furchtbare Leidenſchaft ſprach aus ſeinen Mienen. „Haß und Liebe iſt eins“, fuhr er düſter fort; „es iſt

die eine, höchste Kraft der Seele auf einen einzigen Punkt gerichtet. Die Begegnung, die sie findet, ist's allein, die sie verschieden gestaltet: wir lieben, was uns die Hoffnung des Besitzes gewährt; wir hassen, was uns reizt und zu gleicher Zeit unbezwinglich abstößt. Ich mußte sie hassen, hassen, daß sie mich also verrathen, also betrogen hatte. Ihr Verrath rechtfertigte den meinen; ihr Betrug adelte meine Arglist."

„Der grimmigste Neid ist's, der dich verblendet", versetzte Victor, „sie mußte dich verachten, wie ich dich jetzt verachte. Aber sage mir alles!"

„Was verlangst du?" erwiderte Hilbert mit erzwungener Kälte; „hasse mich, verachte mich; ich bin gerächt. Wozu soll ich das schwarze Gewebe vor deinen erhabenen Blicken entrollen? Die Liebe gab mir es in die Hand, die verschmähte, beleidigte Liebe. Meta zog nach dem einsamen Landsitz, den sie von ihrer Erzieherin geerbt hatte. Ich folgte ihr. Mein Gram, meine Liebe, mein Zorn rührten sie nicht. Sie sollte und durfte sich deiner Liebe nicht freuen. Und dir entzog ich ja nichts, du durftest sie doch nicht dein nennen: ein furchtbarer Eid band dich und bindet dich noch."

„Willst du mich wie ein Kind mit Gespenstern schrecken?“ fragte Victor verächtlich.

„Ich schrieb dir. Du wolltest Beweise. Du selbst zwangst mich zur List. Ihr Landgut liegt fern von der Poststraße; dies war mir günstig. Der wöchentliche Bote war leicht zu gewinnen. Ich schrieb in deinem Namen: ich verlangte, um einer neuen Vermählung willen, in deinem Namen die Scheidung. An dich, nicht an mich war der Brief, den ich dir sendete. Ich fing ihn auf. Jetzt weißt du alles! — Zürne mir nun, Victor — du darfst mich hassen, nicht sie! — Sie allein ist die Schuldige! — und o! mir ist die Strafe auf dem Fuße gefolgt — ich habe meine Seele mit einem fruchtlosen Verrath belastet — ich wähnte dich tief in Italien, ich hoffte, du werdest sie vergessen, bei Gott! ich kannte nicht die Stärke deiner Liebe! Du eilst zu ihr, und ich — ich bin an eine alberne Närrin geschmiedet — ein eiteles, flaches Weib wird Mutter meiner Kinder werden! Ihre Vergnügungslust ist's, die mich acht Tage nach der Hochzeit hierher treibt, wo ich dich — dich treffen muß — und so mein eigener Verräther werde! Alles ist fruchtlos!“

Als Hilbert halb verworren in der heftigsten Leidenschaft solche wechselnde Gefühle aussprach, mischte sich in Victor's verächtliche und zürnende Empfindung gegen ihn ein tiefes Mitleid. Er sah ihn lange ernsthaft an; plötzlich aber kam ihm der Gedanke ein, daß der geringste Verzug bedenklich sein könnte. Ohne Abschied eilte er davon. Seinen Kammerdiener ließ er zurück, alles zu berichtigen. Er selbst befand sich schon binnen wenigen Minuten auf der dem Norden zuführenden Heerstraße.

Tag und Nacht, unaufhaltsam jagte Victor seiner Vaterstadt zu. Er stürzte aus dem Reisewagen in des Sachwalters Haus. Noch war der letzte Bescheid nicht erfolgt. Mit furchtbarer Heftigkeit beschwor er ihn, die Sache rückgängig zu machen. Der Mann zuckte die Achseln. „Die herzzerreißendsten Misverständnisse, der ungeheuerste Betrug" — rief Victor athemlos. „Schonen Sie kein Geld, mein halbes Vermögen geb' ich willig."

Der Jurist versprach alles zu thun, was in seinen Kräften stehe und gab ihm zuletzt noch den Trost, wenn alles umsonst sei, könne er sich ja leicht von neuem

trauen lassen. Victor verließ ihn. Ohne Säumniß flog er Meta's Wohnorte zu.

Zum ersten mal, seitdem er Antonien und Hilbert wiedergesehen, genoß er jetzt einige Momente der Ruhe. Dem Ziele so nahe, fing er an, sich liebenden Träumereien zu überlassen. Meta's reizende Gestalt trat ihm klar in all ihrer Schöne vor die tiefbewegte Seele. Er dachte sich die kaum erblühte Knospe zur vollen jungen Rose entfaltet, ihre zarte Anmuth erhöht durch liebliche Fülle, die schönste Seele in der vollkommensten Form. Er dachte Meta sein, sich an ihrer Seite, in ihrer Liebe lebend, beglückt und beglückend, und eine unnennbare Seligkeit machte sein Herz bänger und stärker schlagen.

Unter solchen süßen Phantasien hatte er sich einem einfachen Landhause genaht, das weiß und freundlich aus dunkeln Linden hervorleuchtete. Schnell erkannte er es für die Wohnung der Freundin. Er stieg aus, sendete den Wagen ins Wirthshaus, und schlich sich durch eine Hinterpforte in den angrenzenden Garten.

Eine klösterliche Stille lag über den regelrechten, reinlich abgetheilten Blumenbeeten verbreitet; weiße

steinerne Bänkchen an den Ecken gaben dem kleinen Bezirk, den Wanderer zur Ruhe ladend, ein frommes, kirchhöfliches Ansehen. Victor's Herz zog sich eng und enger zusammen. In schmerzlicher Beklemmung stand er jetzt vor einem dichten Gebüsch, das sich um das Haus hinzog. Ein schmaler Weg führte ihn durch; er hörte deutlich Kinderstimmchen traulich untereinander plaudern. Eine dicke, hohe Hecke begrenzte das Bosket und bildete einen Halbkreis um einen freien Platz vor dem Hause. Victor stand still und schaute unvermerkt durch eine Oeffnung des Gesträuchs. Er war grün gekleidet, und keine Farbe konnte schimmernd den Lauschenden verrathen.

Rund an der Hecke hin saßen kleine, reinlich gekleidete Bauermädchen, alle mit leichten Handarbeiten beschäftigt und harmlos untereinander schwatzend. Dicht vor dem Hause, ihnen im Angesicht, stand eine Gartenbank, auf der zwei junge Frauenzimmer, ebenfalls arbeitend, saßen. Sie waren einfach in hellfarbige Zeuge gekleidet. Ein großer, ländlicher Hut verbarg das Gesicht der Einen; die Andere, ein hübsches, blühendes Mädchen von etwa zwanzig Jahren, hatte den Stroh-

hut neben sich gelegt. Die Kinder brachten wechselnd ihre Arbeit zu den Damen und empfingen mit Freuden Lob, mit Ehrerbietung sanft ausgesprochenen Tadel.

„Nun", sagte endlich die Dame im Hut, und Victor's Herz bebte vor der Stimme. Unverkennbar war es Meta's weicher, lieblicher Ton, aber ein leises Zittern schien ihm beigesellt, der Victor's Rührung zur heftigen Erschütterung werden ließ.

„Nun, meine Kleinen, ihr seid fleißig heute und mögt wol gern wieder einmal ein Geschichtchen hören?"

Ein freudiges Ja schallte durch den Halbkreis und die Lehrerin begann lächelnd. Es war eine einfache häusliche Erzählung, die Moral darin klar und verständlich, aber nicht dick aufgetragen und in grell hervorstechenden Zügen. Andächtig hörte Victor ihr zu; ein kurzer Husten, der sie oft unterbrach, fing an, ihn zu ängstigen; als aber einmal zufällig die Sprecherin das Gesicht zu ihm umwandte und er deutlich der geliebten Freundin Züge erkannte, da war es, als ob der Schreck ihm die Sinne raubte. Lange, lange schaute er sie an. Eine eiskalte Hand legte sich auf sein glühendes Herz. Die Knie brachen ihm; er mußte sich

auf einen Baumstamm setzen und durch die Hände, mit denen er sein Gesicht bedeckte, drangen brennende Thränen.

Kaum neunzehn Jahre alt — und längst herbstlich verblüht, längst abgestorben die Rosen ihrer Jugend! Nicht die einstige Lilienreinheit und Weiße leuchtete ihm aus ihrem Antlitz entgegen. Ueber eingefallene Wangen zog sich schlaff und welk eine krankhaft gelbliche Haut. Herrlich wölbte sich die Stirn, lieblich rundete sich das Kinn, aber wie edel die Formen waren, scharf traten sie jetzt hervor in ihrer strengen Regelrechtigkeit. Ernst und groß sahen die schönen Augen aus dunkeln Höhlungen heraus; ein schmerzlicher Zug des tiefsten Seelenleidens spielte um die feinen, bleichen Lippen. Wer nie die reizende Meta gesehen, hätte dies Gesicht nicht ohne Erbarmen betrachtet. Wer sie gekannt und geliebt, dem mußte das Herz zerreißen. Es war die Blüte, die, ehe sie zur Frucht gedieh, der giftige Wurm des Todes gestochen; es war die Knospe, welche, bevor sie in balsamischer Fülle ihren Duft erschloß, der Sturm einer Nacht vom lebenspendenden Stocke geknickt.

Weibliches Gesinde ging inzwischen ab und zu, leise

die Gebieterin um dies und jenes befragend, oder ihr Bericht erstattend von erfüllten Aufträgen. Alles deutete auf häusliche Thätigkeit hin, auf stilles Schaffen und Wirken, und während der Freundin körperliche Kräfte ermatteten, schienen die edlern ihres Geistes erhöht und vervielfältigt. Sie war nicht versunken in dumpfem Gram, nicht träg untergegangen in feigen Thränen: ihre starke Seele schien den Schmerz besiegt zu haben, der ohne Widerstand den zarten Leib bewältigt hatte.

Die Lehrstunde war beendigt und die Kinder zerstreuten sich. Victor scheute sich, sie durch Ueberraschung zu erschüttern. Fest angelehnt stand er regungslos und hoffte einen günstigen Moment zu erspähen. Das Gespräch, welches sie mit ihrer Gefährtin begann, stimmte seine Seele noch weicher.

„Weißt du noch, Amalie", hob Meta an, „als wir noch kleine Mädchen waren, wie ich da die Kinder des Dorfs zusammenzuschleppen pflegte? und nie genug hatte, und keine Freude kannte, ohne Kinder?"

„Ja wohl", erwiderte jene, „du warst immer das Mütterchen. Wenn wir andern herumsprangen und tobten, dann saßest du und strickest Strümpfchen für

die kleinen Barfüßchen, oder wiegtest die Kinder, deren Aeltern auf dem Felde waren."

„Ihr necktet mich", fuhr Meta fort, „und wurdet roth, wenn ich davon sprach, wie ich's machen wollte, wenn ich erst Kinder hätte; aber gewiß und wahrhaftig, ich dachte an nichts anderes, als die kleinen Lieblinge zu pflegen. Gott hat es anders gefügt."

„Gute Meta, alle Armen, alle Bedürftigen sind deine Kinder!"

„Es ist doch das nicht! Und warte nur, Malchen! laß mich nur erst wieder gesund und bei Kräften sein, dann such' ich mir zwei kleine freundliche Mädchen aus, die will ich erziehen und lieb haben. Ich will ihre Mutter sein und Gott wird ihr Vater sein. Nächstne Frühling, denk' ich, bin ich so weit. Die kleine Marie ist ganz verwaist, und eine Gefährtin will ich ihr auch schon finden. Ich will alles daransetzen, daß sie mich liebgewinnen; denn je älter man wird, je härter muß es sein, ganz einsam zu stehen."

Sie redete mit ruhiger, klarer Stimme; kein kläglicher Jammerton traf Victor's Ohr; dennoch ergriff ihre Rede ihn tief. Auch Amalie schien mühsam ihre

Rührung zu verbergen. Meta erhob sich. Die Freundin begleitete sie bis zur Thür des Hauses. „Ich habe etwas vergessen", sagte sie hier und kehrte zurück. Als sie aber allein war, kniete sie auf Meta's Fußschemelchen nieder, legte das Gesicht auf den Sitz, welchen sie eben verlassen, und weinte einige Augenblicke heftig. Dann richtete sie sich empor; sie schien sich sammeln und nach dem Hause begeben zu wollen. Jetzt trat Victor rasch hervor.

Victor kündigte sich mit fliegenden Worten dem erstaunten Mädchen als ein Verwandter, als ein Freund Meta's an. Eine Ahnung überfiel sie. Er säumte nicht lange, ihr zu gestehen, wer er sei; „ein entsetzlicher Betrug hat mich von ihr losgerissen", sagte er; „die zärtlichste Liebe führt mich von neuem zu ihr. Ich bin schuldlos wie sie. Nie hat meine Seele den frevelnden Gedanken einer neuen Verbindung gefaßt — ich wähnte sie treulos. Sagen Sie ihr dies, sagen Sie ihr alles! Bereiten Sie sie vor, mich zu sehen, daß sie nicht vor meinem Anblick erschrecke. Ich warte hier!" —

Er warf sich auf Meta's Sitz. „Hier will ich Ihres Wiederkommens harren — o eilen Sie, Freundin

meiner Meta! Eilen Sie, daß ich mich ihr zu Füßen werfen, daß ich die Geliebte, Verrathene kniend um Vergebung flehen kann für den schmähenden Zweifel!"

Die Bestürzte ging in das Haus. Die Viertelstunde, während welcher sie ausblieb, dehnte sich ihm zum halben Tage aus. Vorübergehende Dienstboten sahen ihn verwundert an. Mit einem stummen Wink nach dem Hause beantwortete er ihre Fragen. Endlich erschien Amalie wieder. Sie sah froh aus und schien erst jetzt sich von ihrem Schreck erholt und das Glück der geliebten Freundin ganz begriffen zu haben.

„Sie will Sie sehen — sie weiß alles", sagte sie, und, ihn bei der Hand ergreifend, führte sie ihn über den Hausflur in das Gemach der zitternd harrenden Meta.

Sie saß im Lehnstuhl; als er eintrat, wollte sie sich schnell erheben, aber sie sank kraftlos zurück. Er stürzte zu ihren Füßen. „Konnten Sie dies von mir glauben, Victor", fragte sie leise. Fieberische Röthe deckte ihre Wangen. Ihre Augen glänzten. Sie war von neuem schön. Aber sie zitterte heftig.

Als sie seine tiefe Erschütterung sah, sagte sie: „O

glauben Sie nicht, daß ich so krank sei. Ich bin blos erschrocken, freudig erschrocken vor meinem Glücke. Ich bin nur angegriffen! O ich werde mich erholen. Ich werde aufblühen an Ihrer Seite, mein Freund!"

„An meinem Herzen", rief er, sie fest an sich drückend. Amalie warnte, bat sich zu mäßigen, aber lange währte es, ehe beide genugsam gesammelt waren, um sich durch gegenseitige Mittheilungen aufzuklären.

„Ist es wahr", rief Meta wiederholt, „ist es kein Traum — ich werde noch glücklich sein auf Erden. Hier soll ich's sein, an derselben Stelle, wo ich einst es war in bewußtloser Kindheit; hier soll mir die ganze Fülle des Erdenglücks, der Liebe zutheil werden!"

Tage gehörten dazu, ehe sich die beiden liebenden Gatten finden lernten in das neue Verhältniß; Tage der innigsten Seligkeit. Wir schweigen davon. Denn was ließe sich erzählen von einem Leben, das zwei harmlos Glückliche leben? Der stille Frieden ihres Daseins langweilt den Dritten; der Strebende interessirt, der Genießende erregt Ueberdruß und Neid; wer den Hafen erreicht hat, geht unserer Theilnahme verlustig. Aber daß er sich doch im sichersten Port selbst nicht

geborgen wähne! Nicht Stürme drohen ihm mehr Gefahr, nicht Klippen sind ihm mehr verderblich; aber wer sagt dem gelandeten Schiffer, ob nicht die heutige Nacht noch erhellt werde vom Brande seiner Habe? von seinem in raschen Flammen auflodernden Gute? Wozu hat er täglich und nächtlich behutsam das Fahrzeug gelenkt, ängstlich spähend vor den Karten gesessen und drohende Bänke klüglich umgangen — mit gebundenen Händen, unthätig und kraftlos soll er es nun vor eigenen Augen untergehen sehen!

Schon mehrere Wochen waren die Liebenden vereint, als endlich bedeutende Summen Geldes, die Victor freudig aufopferte, den Scheidungsproceß rückgängig gemacht hatten. Er lächelte schmerzlich, als er die Papiere hierüber empfing. Denn es war ihm kein Geheimniß mehr, und mit zerrissenem Herzen sah er das Unabänderliche kommen; langsam, rettungslos welkte Meta einem sichern, leidensvollen Tode entgegen. Die berühmtesten Aerzte der Umgegend kamen nach der Reihe. Keiner gab Hoffnung. Pünktlich befolgte Meta ihre Vorschriften, ängstlich die Rathschläge jedes, der Erfahrung zu haben meinte. Ja, ihr armes Herz gab

im Eifer des Verlangens süß hoffend sich dunkelm Wahne hin. Erröthend verschmähte sie es nicht, geheimnißvolle sympathetische Curen zu gebrauchen. „Die Liebe ist's, die mich abergläubisch macht", sagte sie lächelnd. Sehnsüchtig wünschte sie zu leben und oft lag sie in brünstigem Gebet vor Gott und flehte ihn unter heißen Thränen an, ihres jungen Lebens zu schonen.

Victor ertrug es kaum. Seine Verzweiflung, ihr Flehen erschütterten nicht den Rathschluß des Herrn. Als die letzten Astern zu welken begannen, als die Erde sich mit gelben Blättern deckte, der Herbstwind rauh und trüb durch die entlaubten Bäume blies — da fühlte auch sie klar und unwiderruflich, daß sie am Ziele sei, daß wenige Tage sie scheiden würden von dem Geliebten ihrer Seele.

Als ihr zum ersten mal dies schwere Bewußtsein ward und der Arzt ihr nicht zu widersprechen wagte, weinte sie eine Stunde lang einsam und innig. Bald aber faßte sich ihr Geist und sie sah dem Unabwendbaren von da an mit frommer Ergebung entgegen. Sie tröstete Victor, bat ihn, zu leben und zu versuchen glücklich zu sein. Dann nahm sie ihm ein Versprechen

ab, ihr das zu bewilligen, was sie von ihm verlangen würde. Sie gebot ihm, sich nicht an Hilbert zu rächen; denn oft hatte sie plötzlich die Glut des Zorns in seinen Augen auflodern sehen, wenn er, in Schmerz fast aufgelöst, ihr gegenübersaß, und leicht hatte sie den Zug seiner innern Gedanken errathen.

„Ich erkenn' es jetzt klar", sagte sie, „nicht er allein war der Schuldige. Auch du fehltest, mein Victor, als du leichtsinnig mit Ernstem und Heiligem spieltest. Und ich auch, o ich auch verging mich, als ich zu feige war, das Rechte zu thun. Nicht der Irrthum, der mich an Hilbert knüpfte, machte mich rettungslos elend; der Schritt war es allein, den ich abwich von der offenen Bahn der Redlichkeit. Wer den Muth nicht hat, zu sprechen und zu handeln, wo das Gewissen zu sprechen und zu handeln gebietet, der sündigt vor den Augen des Herrn, den trifft seine strafende Hand. Und war es auch allein jungfräuliche Schüchternheit, die mich abhielt, alles offen zur Erklärung zu fördern? Lauerte nicht vielleicht auch im Hintergrunde meines Herzens die eigennützige Furcht, dich zu verlieren, wenn ich spräche! — Bei meinem Gott, vor dessen Augen ich

bald stehen werde, ich weiß es nicht! Aber unser Herz ist ein dunkler Abgrund und eng nebeneinander gesäet sind die Keime des Bösen und Guten. Wechselnd treiben sie Früchte hervor; wir unterscheiden nicht, ob dieses, ob jenes sie zeugte. Drum richte milde, mein Victor, und verzeihe auch Hilbert!"

Erweicht, wie er war, versprach er, was sie begehrte.

Sie ward ruhig und ruhiger. Die letzten Stunden waren schmerzenlos. Sie starb mit Bewußtsein, Victor's Hand krampfhaft in die ihre gedrückt. An der Stätte ihres Glücks ward sie in die stille Gruft hinabgesenkt; und nie hat die Erde ein schöneres und reineres Herz bedeckt. —

Als nach zwei Jahren Victor einmal wieder aus weiter Ferne nach seiner Heimat und dem geliebten Dörfchen zurückkehrte, fand er auf dem Grabe der theuern Verblichenen einen Mann in der gebückten Stellung eines Trauernden. Er schien den kalten Stein mit heißen Thränen zu benetzen und seine Mienen sprachen ein tiefes Leiden aus. Victor trat näher; er

erkannte Hilbert. Zürnend wandte er das Gesicht ab und winkte ihm schweigend mit der Hand zu gehen.

„Victor!“ begann Hilbert ernst.

Der Freund winkte noch einmal.

„Victor,“ rief jener, „zürne mir nicht mehr. Du bist gerächt. Ein unglücklicher, kinderloser Vater steht vor dir. Noch ungeboren tödtete meinen Knaben der Leichtsinn meines Weibes — ein zartes Mädchen die Unvernunft der Amme, der unmütterlich die Mutter es überließ. Ehre und Ruhm ward mir zutheil, während mein Herz darbt und umsonst nach häuslichem Glücke seufzt. Nimm deinen Zorn von meiner schwer belasteten Brust!“

Victor sah ihn an. „Leb' wohl!“ sagte er endlich und reichte ihm die Hand. Hilbert drückte sie fest. Dann verließ er langsam den Garten. Victor saß auf dem Grabe der Gattin. Er blickte ihm nicht nach und nie wollte sein Auge ihn wiedersehen.

* * *

Ob er sich getröstet? — Ob er vergessen? — Wir wissen es nicht; doch glauben wir es fast. Denn die Gewalt der Zeit ist groß; größer noch die Gebrech-

lichkeit des Menschenherzens, das sich nicht finden kann weder in die Fülle der Freude noch des Leides. Ruhig ist er gewiß; zufrieden vielleicht, heiter auch, glücklich aber wol nie wieder geworden. Denn die Wunden der Seele heilen wol, aber sie vernarben nie ganz; nach langen Jahren gewahrst du die Spur der Stellen, die einstens bluteten. Wenn du einmal dich versenktest in die Tiefe des Schmerzes, nicht in der Stunde aufgeregter Leidenschaft, nein, jahrelang, mit der ganzen Kraft deines Wesens: ein unbezwingliches Weh bleibt dir zurück und den süßen Freudenkelch gegenwärtiger Tage wird der Erinnerung Wermut dir verbittern. Lange gepflegt und geliebkost ist sie, eng verwachsen, ein Theil deines Herzens geworden. Du kannst dich ihrer nicht mehr entäußern. Rein genießest du nur, wenn du die Vergänglichkeit des Genusses vergißt; sie aber legt unwiderruflich schmerzliches Zeugniß ab, daß kein Erdenglück besteht.

Der Lauf der Welt.

1828.

Il n'y a que d'une sorte d'amour, mais il y en a mille différentes copies.
Larochefoucauld.

Alwinens Thür flog auf, und der Graf trat in das Zimmer seiner Braut. Mit freudestrahlendem Gesicht, händeklopfend sprang ihm das Fräulein entgegen.

„Sie kommen, sie kommen", rief sie jauchzend.

„Wer kommt?" fragte befremdet der Graf.

„Cousine Fanny und der Baron! mein Mütterchen, meine Pflegerin, meine gute liebe Fanny! Freuen Sie sich doch mit mir! Sehen Sie nicht so ernst aus! Freuen Sie sich der Aussicht, die liebenswürdige Frau nun auch kennen zu lernen!"

„Was geht mich Cousine Fanny an?" erwiderte der Bräutigam, gezwungen lächelnd. „Ich kenne nur Alwinen, will nur Alwinen kennen. Ihre Freude ist's, die mich freut — und betrübt."

„Und betrübt?" wiederholte die Kleine staunend.

Eine Thräne schien sich in das lachende Auge drängen zu wollen. Es war, als wenn eine Wolke plötzlich vor die Sonne tritt.

„Alwine!“ sagte der Graf und drückte mit Heftigkeit die zarte Hand, seine Wangen färbten sich mit dunklerm Roth, und die schöne Stirne zog sich in strenge Falten. „Alwine! hätten Sie nur einen Begriff von meiner Liebe, Sie würden wenigstens so nicht fragen. Ich liebe nur Sie, sehe, höre, denke, empfinde nur Sie. Sie lieben mich, sagen Sie! Ja, aber Sie lieben neben mir tausenderlei. Ihr Herz hat Raum für Gespielen, Blumen, Vögel — und weiß Gott was alles für Tanten, Vettern und Cousinen! Ich fürchte, mir bleibt nur eine kleine Stelle darin übrig.“

Alwine wußte nicht mehr, ob sie lachen oder weinen sollte.

„Lieber Graf“, sagte sie herzlich, „Sie liebe ich tausendmal mehr als Vögel, Blumen, Cousinen und Tanten. Will ich nicht selbst meine geliebten Aeltern Ihretwegen verlassen? Und wie werden sie mich vermissen! aller Orten werd' ich ihnen fehlen! Noch ist's

vierzehn Tage bis zur Hochzeit, und schon richtet der liebe Vater täglich wehmüthige Blicke auf mich; und wie oft sah ich die gute Mutter sich still die Brille abwischen, wenn sie, wie sie pflegt, emsig beim Nähzeug im großen Stuhle sitzt. Ach, bester Graf! zweifeln Sie nicht an meinem Herzen, das so viel Liebe freudig Ihnen opfert."

Sanfte Thränen netzten das liebliche Gesichtchen. Der Graf ließ ihre Hand fahren.

„Das eben ist's!" rief er unmuthig. „Darf ich hoffen, Ihnen so Theures ersetzen zu können? Es läßt sich leicht sagen: das Weib soll Vater und Mutter verlassen und dem Manne folgen. Sie reichen mir mit halbem Herzen, mit getheiltem Sinne die Hand, mir, der Sie allein und einzig liebt, der nichts auf der Welt begehrt und will als Sie. Ich biete Ihnen mein Alles, und Sie geben mir einen armseligen Ueberrest von Empfindung dafür, und wollen mich überreden, dies sei Liebe."

„Lieber Freund", sagte Alwine nach einer kleinen Pause sanftmüthig, „Sie sind in der übelsten Laune. Irgendetwas hat Sie verstimmt und gereizt, und so

müssen Sie zanken, mit dem ersten, der Ihnen begegnet. Unmöglich können Sie es mir im Ernst verdenken, daß ich keine unnatürliche Tochter, kein undankbares, liebloses Geschöpf bin. Aber Sie sollen Ihren Willen nicht haben, mein schöner Herr! ich will still halten, wie ein Lamm. Ich will Ihnen nicht vorrechnen, wie manchen Neigungen ich Ihretwegen schon willig entsagt, wie manches theure Verhältniß ich um Ihretwillen schon abgebrochen."

„Neigungen? Verhältniß? Wovon sprechen Sie?"

„Welche Freude machte mir nicht das Klavierspiel, keine Beschäftigung war mir lieber! Ich war noch so schwach darin! Unterricht that mir so noth! Sie wollten es nicht mehr — o, ich schäme mich auszusprechen warum! es war gar zu beleidigend! gar zu kränkend."

„Alwine, ich kenne nichts Unschicklicheres als diese Handberührungen! dies Sitzen Arm an Arm! diese unanständigen, verführerischen Vertraulichkeiten!"

„Ist es möglich! Der Cantor! ein Mensch, so tief unter mir an Stand und Erziehung! ein Ehemann noch dazu und nicht ein bischen liebenswürdig! Aber

ich that es, weil Sie's wollten. Ich gab den Unterricht auf und stümpre nun so fort. Und dann — o nein! das können Sie nicht vergessen haben — es wird Ihnen von selbst wieder einfallen. Sehen Sie — vergeben Sie mir, aber ich kann nicht ohne Thränen daran denken! Mein liebes kleines Canarienvögelchen, das so zahm und ergeben war! Sie wissen, wie ich an dem kleinen Liebling hing, dennoch — es war mein fester Vorsatz, ihn wegzugeben, weil Sie ihn nicht leiden mochten. Da ersparten Sie es mir selbst! — O nein, mein Geliebter! ich mache Ihnen keinen Vorwurf! ich weiß es, es that Ihnen selbst weh, als Sie aus Versehen ihn extraten, den armen, kleinen, flügellosen — aber noch einmal! seien Sie mir nicht böse — ich muß weinen, wenn ich an die kleinen, brechenden Aeuglein denke, mit denen er so klagend mich ansah, an das zuckende Herzchen, das in meiner Hand zum letzten male pochte!"

Sie verbarg mit den Händen die weinenden Augen. Der Graf stand erweicht und beschämt. Er umfaßte sie sanft.

„Sie sind ein süßes Kind, meine Alwine!" sagte

er, „kommen wir erst nach der Stadt, sollen Sie Papagaien und Goldfischchen haben, soviel Sie wünschen.“

„Und dann Minchen“, fuhr Alwine ermuthigt fort. „Sie war meine Jugendgespielin, meine älteste, liebste Freundin, das beste Mädchen von der Welt, und stets so liebevoll gegen mich! Seh' ich sie noch? Zog ich mich nicht ganz von ihr zurück? Muß erleben, daß sie mich für stolz und undankbar hält? Und blos, weil Sie aus unbegreiflichem Eigensinn das gute Mädchen nicht mögen, weil Sie sie langweilig, geschwätzig, weiß der Himmel was alles finden.“

„Minchen?“ wiederholte der Graf lächelnd. „Amtmanns Minchen? Ja, ja, ich besinne mich, eine wahre Vogelscheuche! häßlich wie die Nacht und superklug! voll tugendhafter Floskeln. Liebste Alwine, Sie bedürfen dieser Folie nicht, um schön und liebenswürdig zu erscheinen.“

„Wie!“ rief Alwine, nicht ohne Empfindlichkeit, „Sie trauen mir doch nicht etwa zu, daß ich darum — —“

„Alles Gute, alles Vortreffliche traue ich Ihnen zu, schöne Alwine“, erwiderte der Graf schmeichelnd

und zog sie fester an sich, „allein Sie wissen selbst, was die Freundschaft anbetrifft, so stehen die Damen in einigem Miscredit.“

Aber Alwine machte sich los. Sie war ernstlich böse. Sie vertheidigte Minchen, vertheidigte ihre Freundschaft. Der Eifer, mit dem sie sprach, stand ihr allerliebst. Der Graf fand sie höchst reizend in ihrem Unmuthe. Er ward immer weicher und schmeichelnder. Die Zärtlichkeit kleidete ihn tausendmal besser als die üble Laune, und so war die Versöhnung bald geschlossen. Nach ein paar Minuten saßen die Liebenden traulich beieinander, und es währte nicht lange, so war Alwine wieder bei Cousine Fanny. Der Graf ließ es geschehen. Er hörte nicht viel hin, freute sich still an der anmuthigen Bewegung der blühenden Lippen, spielte mit Locken und Schleifen der Geliebten und versäumte nicht, sie oft durch dem Verlobten gestattete Liebkosungen zu unterbrechen. Die Kleine plauderte harmlos fort, und als die alte Landräthin, Alwinens Mutter, in das Zimmer trat, bemerkte sie wohlgefällig den seltenen Frieden des Brautpaars und schlich sich, leise die Thür zudrückend, wieder hinaus.

Im Grunde wußte auch der Graf alles schon, was Alwine ihm sagte, hatte seit den vier Wochen, daß er als Bräutigam hier auf dem Gute des Landraths zum Besuch war, alle Verhältnisse der Familie bis zum Ueberdrusse absprechen hören. Er wußte, daß Cousine Fanny als eben erst erwachsenes Mädchen in das Haus seiner künftigen Schwiegereltern gekommen war, daß sie die fünfjährige Alwine gleich beim ersten Anblick geliebt und sie gehätschelt und gepflegt, sieben Jahre lang, oft mit Aufopferung eigener Freuden und mit schlaflosen Nächten, wie gutgeartete große Mädchen gern die Kraft ihrer Liebe an kleinern üben und stärken. Es war ihm längst bekannt, daß sie sich mit einem jungen Baron aus der benachbarten Stadt versprochen hatte, der ein paar Jahre hindurch das wahrhafte Ideal eines Bräutigams gewesen war, verliebt über allen Ausdruck, gefällig, unterwürfig, nur für die Eine lebend, die Eine besingend, feiernd auf mannichfache Weise; daß sie nun bereits seit sieben Jahren mit ihm verheirathet sei und in einer sehr entfernten Residenz lebte, wo der Gemahl als Rath bei der Regierung angestellt war. Das alles hatte

der Graf vielfältig besprechen und besonders gern und oft bei dem excentrischen Ausdruck verweilen hören, mit welchem der zärtliche Bräutigam seine Liebe kundgegeben hatte. Wie er einmal mit Todesgefahr den steilsten Felsen erstiegen, weil die Geliebte einen flüchtigen Wunsch ausgesprochen nach einer dort blühenden Blume; wie er einen treuen Hund, der ihm einst das Leben gerettet, abgeschafft, weil sein Bellen sie erschreckt; wie an jedem Morgen frische Kränze ihre Toilette geziert, und ein neues huldigendes Gedicht sie begrüßt. Alle diese Züge hatte der Graf aus dem Munde des Landraths und der Landräthin gleichgültig mit angehört, aber als heute nun auch Alwine ihrer gedachte, ward er unwillkürlich aufmerksamer und seine Miene verdüsterte sich. Der Abend dämmerte schon; so bemerkte Alwine es nicht. Der sie umfassende Arm sank zurück, das zürnende Auge auf den Boden geheftet, begann er mit der Spitze des Fußes kleine Kreise zu malen.

„Nun", unterbrach er endlich die anmuthige Schwätzerin mit schlecht erkünstelter Kälte, „bald werden

Sie sich ja am Anblick dieses liebenswürdigsten aller Männer weiden können."

Alwine erschrak vor dem Tone seiner Stimme.

„Sie wissen nur zu gut", entgegnete sie einlenkend und mit weicher Hand die seine ergreifend, „jetzt hab' ich nur Augen für Einen!"

„Jetzt, ja! wo nur der Eine das Glück hat, vor diesen schönen Augen zu stehen."

„Nun, Sie glauben doch nicht etwa, daß das zwölfjährige Mädchen schon Liebesgedanken gehabt?"

„Wer überzeugt mich vom Gegentheil, Alwine? Ich könnte Ihnen zwanzig für eine nennen, die noch früher Romane gespielt."

„Liebster Freund! Sie machen mich lachen! Mit Ihren Städterinnen mag es anders sein, aber wir Landmädchen spielen im zwölften Jahre noch mit der Puppe."

„Diese Wärme der Erinnerung" — — — —

„Seien Sie ganz ruhig, mein Lieber! Sie haben des Barons Wiedererscheinen auf keine Weise zu fürchten. Seine Huldigungen galten ausschließlich seiner Fanny. Er hatte weder Ohr noch Auge für eine Dritte."

„Sie spotten meiner, Alwine“, rief der Graf aufgebracht, „diese Garantie geben Sie mir für Ihre Treue!“

„Bleibt mir eine andere übrig“, erwiderte das Mädchen schmerzlich, „wenn Sie die sicherere Bürgschaft meines Herzens, meines ewig gleich liebevollen Betragens verwerfen?“

„Sie sind beleidigt, Alwine“, sagte der Graf rasch aufstehend, „Sie haben keine Ahnung davon, wie der bloße Gedanke, die entfernteste Möglichkeit, Sie zu verlieren, mein treues liebendes Herz zerreißt!“

„O hätten Sie Vertrauen zu mir! Wodurch hab' ich je Ihren Argwohn verdient!“

„Sie kennen das Menschenherz nicht, meine Alwine! Sie kennen Ihr eigenes Herz nicht! Schwach und eitel ist Ihr Geschlecht! ein zerbrechliches Gefäß bewahrt des treuesten Mannes irdisches Glück!“

„Die Liebe macht mich stark“, rief Alwine, sich an seine Brust lehnend, „die Liebe zu Ihnen. Sie sind meine Eitelkeit, mein Stolz! O quälen Sie Ihre Alwine nicht durch Mistrauen!“

Kuß und Umarmung erstickten jedes fernere Wort.

Aber nicht immer endeten die Streitigkeiten der Liebenden so. Oft genug kam Alwine mit rothgeweinten Augen zu Tische, und der Graf spielte mit Messer und Gabel, ohne zu essen; stürzte schweigend ein paar Gläser Wein hinunter und stieß den anspringenden Hund mit solcher Gewalt zurück, daß das arme Thier heulend in eine Ecke flog. Der Landrath summte dann ein Liedchen vor sich hin, die gute Mutter schüttelte still den Kopf. Alwine war die einzige, die freundlich und liebevoll sprach, nur darauf bedacht, den Gedanken nicht wieder in den besorgten Aeltern aufkommen zu lassen: sie solle den Eifersüchtigen, Uebellaunischen aufgeben, an dessen Seite kein Eheglück ihrer warte.

Alle Kränkungen, alle Beleidigungen, welche sie erfuhr, nahm sie willig und gern als ein Uebermaß seiner Liebe. Welche Sünde wird leichter verziehen? Und der Graf war unwiderstehlich, wenn er, der stolze, unbeugsame Mann, so zärtlich und demuthsvoll, oft kniend um Vergebung flehte, sie seine Heilige nannte, und die rührendsten enthusiastischsten Betheuerungen glühender Liebe aussprach. Ein härteres als Alwinens Herz hätte darüber alles vergessen!

Der Graf war über zwölf Jahre älter als seine Braut, ein schöner, stattlicher Mann, Offizier, und Cavalier im weitesten Sinne des Wortes. Er war früh unabhängig geworden und hatte die Freiheit seiner Lage nicht immer weislich benutzt. Er galt für einen Verehrer der Frauen, weil er im Aeußern keinen Zug ritterlicher Galanterie vernachlässigte und fast nie ohne zärtliches Verhältniß war. Aber im Herzen glaubte er die Frauen verachten zu dürfen und bürdete unbillig, was der Leichtsinn der einen an ihm verbrochen, und die Schwäche einer zweiten ihm gelehrt, dem ganzen Geschlecht auf. Mistrauen und Stolz, der nur Außerordentliches sich aneignen zu dürfen glaubte, machten ihm jeden Gedanken an Heirath verhaßt. Dennoch blieb im Innersten seines Herzens eine Sehnsucht nach echter, wahrer Liebe, nach einer süßen anmuthigen Häuslichkeit lebendig. Ein stilles, frommes Mädchen zu finden, fern von dem Verderben der Residenzen erzogen, unschuldig und schön, durch ihn gebildet, durch ihn für die Liebe empfänglich gemacht — seine Seele öffnete sich, und sein Gemüth erweichte sich wunderbar, wenn ihm in einsamen, seltenen Augen-

blicken diese Vorstellung kam. Allein er dachte daran, wie der Reifgewordene an die Erfüllung eines frühen Jugendtraums, an das Wahrwerden eines lieben Märchens denkt, das einst des Kindes Phantasie mit idealen Gedanken gefüllt.

Ein Zufall führte ihn als Gast zu fernen Verwandten auf das Land; ganz nahe lag das Gut von Alwinens Aeltern. Das Pfingstfest, das man eben feierte, brachte wechselsweise die ganze Nachbarschaft bald hier bald dort zusammen. Die frische blühende Schönheit Alwinens entzückte den Grafen, ihre natürliche Anmuth und Güte fesselte ihn, ihre Unerfahrenheit und Neuheit in allen Verhältnissen der großen Welt übten eine zauberische Gewalt über sein Herz aus. Er sah, wie sie, obwol schöner und liebenswürdiger als alle, so herzlich von ihren Gespielinnen geliebt ward; wie sie so harmlos und kindlich der Lust des Tanzes genoß, wo aus Mangel an Tänzern, wie es wol auf dem Lande zu geschehen pflegt, sich Mädchen und Mädchen paarten; wie sie, so unschuldig und schüchtern sie war, sich doch so geschickt der plumpen Zudringlichkeit einiger ältern Landjunker zu entziehen

wußte. Solche Beobachtungen rechtfertigten das erweckte Gefühl in seiner Brust; der Gedanke an eine ernste Verbindung trat ihm seit langer Zeit zum ersten male wieder vor die Seele. Alle Umstände waren günstig; Stand, Vermögen — gegen nichts ließ sich die mindeste Einwendung machen.

Er trat mit einigen raschen Schritten Alwinen näher, und Alwine trat nicht zurück. Mit Beben und betäubendem Herzklopfen, mit hochglühenden Wangen hörte sie endlich seine Erklärung mit an. Seine feinen liebenswürdigen Sitten gefielen ihr; seine stolze Männlichkeit überwältigte sie; sie fühlte, an seiner Kraft ruhen zu können; die heiße Liebe, welche er ihr aussprach, lieh ihr Vertrauen zu ihm. Ihre Aeltern konnten gegen den wohlhabenden gräflichen Freier, gegen den anerkannten Mann von Ehre und Redlichkeit nichts einwenden. So war sie seine Braut, ehe noch sie sich ihrer Gefühle für ihn recht bewußt geworden war. Aber nun schmiegte sie sich ihm mit der innigsten Hingebung an. Wie sie von jeher die zärtlichste, gehorsamste Tochter gewesen war, die rücksichtsvollste

Freundin, die gütigste Herrin, ward sie jetzt die aufmerksamste, liebreichste Braut.

Der Graf dagegen war kaum ihres Besitzes gewiß, als, nicht etwa seine Leidenschaft sich verminderte — diese schien mit jedem Wiedersehen zu steigen — nein, aber als der Egoismus seines Sinnes schroff und verletzend hervorbrach. Umsonst, daß seine getrübten Ansichten von Frauenwerth und Treue an Alwinens musterhaftem Betragen abglitten: sein schneller Sieg selbst über ihr Herz mußte dazu dienen, sein altes Mistrauen zu wecken. Es quälte ihn, ob nicht ein Anderer an seiner Stelle auch so glücklich gewesen sein würde? Er konnte den Gedanken nicht los werden, daß er ja vielleicht der erste Mann gewesen sei, den sie gekannt, der sich ihr liebend genähert. Dazu kam die Langeweile und Einförmigkeit des Landlebens, wenn er sie während des Bräutigamsstandes auf mehrere Tage oder Wochen besuchte. Er hegte geringe Achtung gegen den glänzenden Kreis, in welchem er selbst sich mit Anmuth und Freiheit bewegte, und glaubte die Gesellschaft leicht entbehren zu können, an welcher er doch mit allen Ketten der Gewohnheit hing. Von der Acker-

wirthschaft, des Landraths Steckenpferd, verstand er nichts. Bei der guten Mutter Familiengeschichten hatte er genug zu thun, das Gähnen zu unterdrücken. Alle Kräfte seiner Seele waren einzig auf Alwinen gerichtet, aber ohne daß das liebe Mädchen sich daran hätte erfreuen können.

Mit der unermüdlichsten Geduld unterwarf sie sich seinen despotischen Launen und konnte doch nur auf kurze Zeit des theuern Freundes Zufriedenheit erringen. Die Liebe des guten Kindes, die sich über alles, was es umgab, wohlthätig ausdehnte und doch für ihn so unbeschränkt und reich blieb, war ihm nicht ausschließlich, ja nicht selbstsüchtig genug. Er wollte nicht ihr höchstes, er wollte ihr einziges Glück sein. Sie sollte ihn nicht allem vorziehen, sie sollte alles über ihn vergessen. Ihre unschuldigsten Liebhabereien verdrossen ihn, sobald sie nur irgend das Maß des bloßen Wohlgefallens überschritten. „Lieb' ich doch auch einzig sie!" sagte er, und vergaß, daß er, ehe er sie gekannt, gar nichts geliebt, daß sein Herz in stolzer, egoistischer Abgeschiedenheit an keinem Gegenstande mehr als oberflächlichen Antheil genommen. Seine Aeltern

waren längst todt; mit seinen Geschwistern lebte er gespannt; von den achtungsvollen, anscheinend freundschaftlichen Verhältnissen mit seinen Waffengefährten wußte sein Gefühl für Ehre und Anstand mehr als sein Herz. Alwinens ewige Gefälligkeit ließ seiner launischen Eigensucht freien Spielraum. Hatten schon während seiner kürzern Besuche die besorgten Aeltern oft bedenkliche Mienen gemacht, so drohte ihr Missfallen jetzt, wo er seit beinahe einem Monate die letzten Vorbereitungen zur Hochzeit abwartete, oft genug laut auszubrechen. Aber Alwinens Liebe ließ keine Erörterungen zwischen Aeltern und Bräutigam zu. „Ich liebe ihn", sagte sie beschwichtigend, „er wird mich schon besser kennen, mir vertrauen lernen!" Und Vater und Mutter schwiegen, das arme Kind nicht zu kränken.

Endlich kam der Tag, für welchen Fanny ihre Ankunft angekündigt hatte. Der Wagen ward angespannt, man wollte dem willkommenen Besuch entgegenfahren, ihn desto eher begrüßen zu können. Alle standen wartend an den Fenstern umher, der Graf hinter seiner Braut. Da trat ein Herr in Reise-

kleidern, ziemlich wohl beleibt und dem Ansehen nach bereits stark in den Vierzigen, in das offenstehende Thor des Schloßhofs. Die Pfeife ragte hoch hinten aus der Tasche empor; der erschlaffte Gang schien zu verrathen, daß er einen weiten Weg zurückgelegt habe, übrigens trug sein ganzes Ansehen das Gepräge einer gewissen Behaglichkeit. Er sah sich mit der Miene eines Bekannten rings um, grüßte, die Familie am Fenster erblickend, vertraulich hinauf und schritt rascher auf das Wohngebäude zu.

„Wer mag das sein?" fragte Alwine.

„Ich sollte meinen, ich müßte ihn kennen", entgegnete die Mutter.

Der Landrath nannte allerlei Namen entfernter Bekannten, die Damen verwarfen alle. Während dieses Gesprächs trat der Fremde unangemeldet in das Zimmer. Beim ersten Ton seiner Stimme rief die Landräthin höchst überrascht: „Mein Himmel! der Baron!" und der Landrath, nachdem er ihn näher betrachtet:

„Wahrhaftig, unser Regierungsrath!"

Freudige Begrüßungen wechselten nun mit Fragen

nach Fanny und verwunderungsvollen Ausrufungen, ihn allein zu sehen. Aber der Baron beruhigte die Besorgten:

„Meine Frau ist also noch nicht hier?“ fragte er. „So kann sie doch keine Viertelstunde mehr ausbleiben. Sie haben gar böse Wege hierzulande, lieber Onkel! Ich konnte das Stoßen und Rütteln und das ewige Lamentiren nicht mehr ertragen und zog vor, die letzte Stunde zu Fuß zu gehen. Auf der ganzen Reise hab' ich's so gehalten. Fanny war es auch recht; sie kann das Tabackrauchen im Wagen nicht leiden, und mir wird es zu schwer, es zu lassen, da es noch das einzige ist, was einem die Langeweile im Reisewagen vertreibt.“

Unterdeß nun der Landrath sich freute, in ihm einen Genossen beim Rauchen begrüßen zu dürfen — denn der Graf ließ ihn dies sein Lieblingsvergnügen, aus Galanterie gegen die Damen, immer allein genießen und schmälerte ihm es dadurch zur Hälfte — und die gütige Hausfrau ihn ermunterte, sich es bequem zu machen, betrachtete Alwine den neuen Vetter nicht ohne unangenehme Verwunderung. Welch ein ganz anderes

Bild hatte Cousine Fanny's junger Gatte in ihrer kindischen Phantasie hinterlassen! Daß man in sieben Jahren älter wird, hatte sie nicht vergessen; männlicher, ruhiger, gehaltener meinte sie; aber in dem Manne, der da so nüchtern, so prosaisch, so alle Jugend verleugnend vor ihr stand, glaubte sie den nicht zu erkennen, der, wie sie unerfahren wähnte, nach dem natürlichen Lauf der Dinge, aus dem schlanken, poetischen, kaum achtundzwanzigjährigen Liebenden, den sie damals gekannt, in sieben Jahren hätte werden müssen. Der Graf sah sie an. Er errieth leicht, was in ihrer jungen Seele vorging, und lächelte ein wenig spöttisch.

Der Regierungsrath begrüßte darauf die Cousine herzlich, und ihren Verlobten mit einem Anstand, der deutlich auf seine Erziehung und die Gewohnheit, mit Leuten von Rang und Geburt umzugehen, hinwies. Den von neuem in Anregung gebrachten Vorsatz des Entgegenfahrens suchte er jedoch der Familie auszureden.

„Mit dergleichen Freundschaftsbezeigungen", meinte er im allgemeinen, „sei selten dem Reisenden gedient, der, hauptsächlich wenn er einem werthen Ziele zu-

steuere, nur ungern das in der Phantasie aufgenommene Bild sich zerstückeln ließe, indem er gezwungen werde, das geliebte Locale von dem geliebten Personale zu trennen. Fanny insbesondere", fügte er lächelnd hinzu, „würde Ihre Erscheinung, trotz ihrer Sehnsucht hierher, vielleicht mehr in Verlegenheit setzen als erfreuen, denn sie sitzt so von Schachteln umgeben und in solcher Angst um die zarten Sachen darin, daß sie bei der beständigen Erschütterung des Wagens nur immer zu halten und aufzuheben hat. Sie könnte daher diese nothwendigen Uebel so wenig ihrem Schicksale überlassen, um sich zu Ihnen in Ihren Wagen zu setzen, als sie, so hoch umthürmt und umlagert, mehr als eine Person in den ihrigen aufnehmen könnte."

„Ja, ja", lachte der Hausherr, „so machen's die Weiber."

Allein die Landräthin äußerte Besorgniß. „Der Abend dämmert schon", sagte sie. „Ich kenne Fanny; sie war immer furchtsam, und so ganz allein — — —"

„Nicht doch", erwiderte der Baron, indem er sich die Pfeife stopfte. „Der Bediente ist bei ihr."

„Wie, wenn sie gar umwürfe...."

„Der Kutscher ist zuverlässig", entgegnete er und zündete die Pfeife an.

Alwine beschloß um so lebhafter zu fahren. „Kommen Sie, bester Graf!" sagte sie mit einem kleinen Trotze, der ihr sonst wenig eigen war. Der Graf erklärte sich lächelnd zu allem bereit. Er war liebenswürdiger als je, und die Folie des schwerfälligen Ehemanns gab in den Augen der jungen Braut seiner Erscheinung einen mehr als gewöhnlichen Glanz.

Indem rollte ein Reisewagen in den Hof. Alles eilte hinunter, die geliebte Fanny zu begrüßen. Der Baron war zu ermüdet von dem weiten Gange. Er trat mit der Pfeife an das Fenster und sah nicht ohne herzliche Rührung, wie seine Frau, vor Freude laut weinend, sich in die Arme der ehrwürdigen Pflegeältern warf und die süße, kleine, nun zur Jungfrau erblühte Schwester an ihre Brust drückte. So wenig diese letztere vom Baron befriedigt war, so sehr entzückte sie Fanny's Wiedersehen. Die sieben Jahre hatten freilich trotz der sorgsamsten Pflege auch ihren Reizen einigen Eintrag gethan. Allein was davon die Toilettenkunst nicht verbergen konnte, deckte Alwinens Liebe für

sie zu, und außerdem machte die Anmuth ihrer Miene, die Grazie ihrer kleinen zierlichen Gestalt, die Eleganz ihrer Kleidung sie noch immer zu einer höchst liebenswürdigen Erscheinung. Mehr aber als alles dies nahm die unveränderte, ja gesteigerte Liebe, mit welcher sie ihre Verwandten begrüßte, deren Herzen ein. Die süßen Worte Vater, Mutter, Schwester tönten wie Musik von ihren zarten Lippen, als wollte sie sich an ihrem lange nicht gehörten lieben Klange weiden.

Besonders aber überhäufte sie Alwinen mit den zärtlichsten Liebkosungen und wußte es wiederholt als das sicherste Zeugniß ihrer Freundschaft geltend zu machen, daß sie die Pflegeschwester nicht um ihre jugendliche Schönheit beneide, sondern sich herzlich darüber freue. Eine Aeußerung, die Alwinen freilich nur beschämen konnte und mit hohem Erröthen von ihr aufgenommen ward, um so mehr, als sie glaubte, vor dieser holdseligen Erscheinung ganz verschwinden zu müssen. Ein instinctartiges Gefühl machte sie daher heute weicher und liebevoller als je gegen den Grafen; überdies war sie zu lange auf diesen Abend vorbereitet, um über den Empfang des lieben Gastes den Bräutigam

scheinbar nur im mindesten zu versäumen, und ihr gutes Herz lehrte sie, die zärtlichsten Aufmerksamkeiten gegen beide so geschickt zu vereinigen, daß selbst der Graf, der ohnehin durch den Eindruck, welchen der Baron gemacht, in günstige Stimmung versetzt war, keinen Grund zur Unzufriedenheit finden konnte.

Für den folgenden Morgen hatte die Baronin Alwinen zu sich beschieden. „Da wollen wir unsere Herzen voreinander ausschütten, liebes Mädchen! Wir haben einander gar viel zu erzählen. Ich weiß, bei euch fängt der Tag früh an; habe du Nachsicht mit der Städterin, mit der Verwöhnten. Um acht Uhr komm vor mein Bett, süßes Kind!"

Alwine versprach es freudig. Schon bald nach sechs Uhr kam der Graf vor die Thür seiner Braut, um sie zum Spaziergange abzuholen. Der Morgen war herrlich. Sie ging still entzückt an des Geliebten Seite; die Natur, Gottes Schöpfung, erschien ihr schöner durch ihn, sie ihm schöner in der freien Natur; ihr innigerer Händedruck sagte es ihm; sein beredterer Mund verkündete es ihr; so waren beide miteinander zufrieden. Die reinste Freude spiegelte sich

in des lieben Mädchens Augen, denn wie schwach auch die menschliche Brust sei, an dem Vergnügen, dem Geliebten zu gefallen, hat die Eitelkeit geringern Antheil als das Herz.

Endlich schlug die Dorfuhr acht, und Alwine erinnerte sich an das der Cousine gegebene Versprechen. Sie erwähnte es unbefangen gegen den Grafen und schlug vor, den Weg nach dem Schlosse zu richten. Ueberdies war es die gewöhnliche Zeit, wo sie von ihren Morgenspaziergängen zurückzukehren pflegten. Der Graf aber meinte, die Damen der großen Welt schliefen wenigstens bis neun, und suchte den Rückweg geflissentlich in die Länge zu ziehen. Alwine gab im Grunde heute lieber nach als je, aber sie war zu pünktlich gewöhnt und zu gewissenhaft, um ihr gegebenes Wort über ihr Vergnügen zu vergessen. Nach einer Viertelstunde erinnerte sie daher den Freund aufs neue und ließ sich wieder eine andere Viertelstunde hinhalten. Nun wollte sie Fanny nicht länger warten lassen. Der Graf nahm es übel, daß sie an seiner Seite, daß sie in solchen Stunden der überschwenglichen Liebe nur an Fanny zu denken Zeit habe. Er machte keine Ein-

wendungen mehr, aber er ging verstimmt und schweigend an ihrer Seite. Umsonst bemühte sie sich, mit liebevollen Worten ihm deutlich zu machen, wieviel ihr heute ihre Gewissenhaftigkeit koste. Er antwortete nicht, und so schwieg auch sie endlich. Aber als sie sich vor Fanny's Thür trennten, konnte sie nicht umhin, erst in ihr einsames Kämmerchen zu schleichen, um sich eine Viertelstunde lang hier recht auszuweinen und mit erleichtertem Herzen der lieben Schwester nahen zu können.

Der Graf hatte recht gehabt; Fanny war kaum erst erwacht. Sie fand in der Ermüdung von der Reise eine gerechte Entschuldigung, und Alwine hatte nicht nöthig, die ihrige wegen des verlängerten Ausbleibens anzubringen. Ihre verweinten Augen entgingen Fanny's aufmerksamem Blicke nicht, doch war sie zu discret, um von vornherein mit Fragen in sie zu dringen. Das junge Mädchen mußte ihr ihre Liebesgeschichte auf das umständlichste mittheilen; sie wollte alles wissen: was sie gesagt, empfunden, was der Graf gesprochen und wie er dabei ausgesehen, vom ersten Augenblick der Bekanntschaft an bis auf heute. Das

ungemessene Lob, mit welchem die erfahrene Frau von seinem Aeußern sprach, gab Alwinen Muth, ebenso sein Inneres zu rühmen, und sie redete mit solchem Enthusiasmus, daß jene endlich lächelnd fragte:

„Hat er denn wirklich keinen Fehler?"

Alwine war zu aufrichtig, um zu leugnen, und zu sehr durch des Bräutigams Fehler gequält, um sie zuzugeben. Sie suchte auszuweichen; als ihr aber Fanny tief und tiefer in das verweinte Auge sah und sie vor dem scharfen Blick derselben umsonst es niederschlug, bekannte sie endlich, er sei empfindlich und eifersüchtig. Sie wollte nicht sagen despotisch, selbstsüchtig und neidisch.

„Eifersüchtig?" rief Fanny; „o du glückliche Unglückliche! Es ist der schönste, liebenswürdigste Fehler, den ein Liebender haben kann. Glaube mir, das ist das Seidenfädchen, sein Herz auf ewig festzuhalten. Kennst du erst diese verwundbare Stelle, so steht es bei dir, ihn durch tausend kleine, unmerkliche Nadelstiche beständig nach dem süßen Balsam deiner Liebe lechzen zu machen, den du natürlich auch wieder immer für ihn bereit haben mußt. O wie glücklich bist du! Wisse

Kind, das ist von jeher mein größtes Leiden gewesen, daß es mir nie hat gelingen wollen, nur einen Funken von Eifersucht in meinem Mann zu wecken."

„Du scherzest, Fanny! Was hätte deinem Herzen wohlthuender sein können, als solch unbegrenztes Vertrauen?"

„Gutes Kind, ist dir das Märchen auch erzählt worden? Vertrauen? Man ist allenfalls seiner Grundsätze gewiß, aber auch seines Herzens? Wer den Menschen kennt, weiß, daß er mit dem Zügel des Pflichtgefühls höchstens die Leidenschaft in ihrem wilden Laufe hemmen, nicht aber sie nach Belieben hierhin oder dorthin lenken kann. Wer sich das sichere Eigenthum eines liebenden Herzens bewahren will, muß klüglich bedacht sein, es dem Angriffe und der Gefahr des Kampfes zu entziehen."

„Unmöglich, meine Fanny! Die Tugenden mögen im Preise steigen durch mühevollen, schwer errungenen Sieg. Aber die Treue ist kaum eine Tugend; sie ist das Element, in welchem allein die wahre Liebe lebt, die nothwendige Bedingung ihres Daseins; sie ist ihr Bedürfniß, wie das Athemholen das des Lebens ist."

„Kleine Schwärmerin! aus welchem Roman hast du deine Weisheit geschöpft? So wenig wir wissen, warum wir Blau mehr lieben als Roth, oder umgekehrt, so wenig wir Rechenschaft zu geben vermögen, weshalb wir eine Speise der andern vorziehen, so wenig sind wir Herren unserer Neigungen. Wir essen Kraftsuppen und enthalten uns des Confects, wenn der Arzt es verordnet; aber werden wir uns deshalb überreden können, die Suppe schmecke süßer als Marzipan? Gewiß nicht, wir folgen eben der Vernunft, daß wir um unserer Gesundheit willen der Lieblingskost, für deren Wohlgeschmack wir nicht können, entsagen. Gerade so ist's mit der ehelichen Treue. Die Pflicht des Gatten wie der Gattin ist's, zu sorgen, daß die Brühe schmackhaft bleibe."

Die stumme Verwunderung, mit welcher Alwine zuhörte, schmeichelte der schönen Philosophin und beschwichtigte halb und halb ein geheimes schmerzliches Gefühl in ihrer Brust. Sie trank ihre Tasse Chocolade aus und fuhr fort:

„So lange ich Braut war, meine Alwine, war ich, obwol ein paar Jahre älter, nicht weniger unerfahren

als du. Mein Verlobter hielt mich durch seine unermüdlichen Aufmerksamkeiten so sehr in Athem, seine Liebe befriedigte mich so ganz, daß ich gar nicht an die Möglichkeit des Erkaltens dachte. Aber der Ehemann zeigte sich bald anders. Zuerst ging noch alles gut; es kann auf der Welt nicht zwei glücklichere Wesen geben, als wir waren. Aber dann gerieth der Baron mehr und mehr in die Geschäfte hinein. Er saß den ganzen Tag in Acten vergraben, und kam er dann abends zu mir, war er abgespannt und erschlafft, und wie viel Mühe ich mir auch gab, ihn zu unterhalten, ich mußt' es nicht selten erleben, daß er mitten unter meinen Erzählungen an meiner Seite einschlief Ich weiß kaum, ob das Los der Gattin eines Müßiggängers trauriger ist, oder das der Frau eines Ueberbeschäftigten. Der Müßiggänger quält sie durch Einmischen in alles: er hat ewig zu fragen, zu stören, Rath zu geben, und keine Liebe ist so kräftig, daß die Langeweile sie nicht nach und nach zu Tode zu martern vermöchte. Der Ueberbeschäftigte wiederum hat nicht Zeit zu empfinden, zu lieben, und es ist fast, als ob die Bürde der Arbeit, indem sie ihm die Frische des Geistes raubt, auch lastend

auf seinem Herzen drückt und den freien Athemzug hemmt. Es sollte mein Geschick sein, dies zu erfahren. Ich hatte mich den ganzen Tag über so herzlich auf jene Abendstunden gefreut! Als ich sah, daß meine Unterhaltungskunst nicht mehr ausreichte, schlug ich vor, die Abende in Gesellschaft zuzubringen. Allein da war es ihm lästig, sich nach so mühevollem Tage noch anzukleiden, noch Zwang anzuthun. Ich machte nun den Versuch und ging allein. Aber ich hatte bald genug Ursache, es zu bereuen! Statt der geliebten Fanny zu folgen, die geputzt, gefeiert zu sehen sonst sein höchster Triumph war, was that er? er ging auf das Casino. Da waren nur Männer, da konnte er im Ueberrock erscheinen und beim Whist die müden Gedanken vollkommen ausruhen lassen. So leben wir nun jahraus, jahrein. Ich habe mich, so gut ich kann, in mein Los gefunden, besuche Bälle, Thees, Assembleen ohne ihn. Bered' ich ihn ja einmal, mich zu begleiten, so seh' ich ihn dennoch den ganzen Abend nicht. Von Tanz und Unterhaltung ungestört, von den Damen ungenirt, sitzt er in einem entlegenen Zimmer mit einigen Collegen und — raucht. Dabei werd' ich doch als die

glücklichste Frau gepriesen. Seine Redlichkeit ist anerkannt. Er ist ein ausgezeichneter Arbeiter, einer der aufgeklärtesten Köpfe. Er wird Director, Präsident, Minister werden. O sage, werd' ich dann glücklicher sein? Er läßt mich thun, was ich will. Wie hasse ich diese Freiheit, die nur seine Erkaltung mir verschafft! Dem despotischsten Zwange wollt' ich mich unterwerfen, wenn die Liebe mir ihn auferlegte!"

Thräne auf Thräne drängte sich in Fanny's Augen, während sie sprach. Alwine hatte, tief bewegt, ihre Hand ergriffen. Jene fuhr fort:

„Umsonst versuchte ich oft, durch Erregung seiner Eifersucht die alte Liebe in ihm zu wecken. Ich erzählte neckend von diesem und jenem, der mir den Hof gemacht. Er versicherte lächelnd, sein Vertrauen zu mir wäre zu groß, um je Besorgnisse zu hegen. O dies unselige Vertrauen! Er sprach von einer galanten Intrigue wie von einer Unmöglichkeit. Er achte mich, meinte er, dies sei genug. Wie wenig kennen diese Actenmenschen das Herz! Ich redete mit Interesse, mit Wärme von einem jungen Mann — er stimmte in mein Lob ein. Ich empfing ein Billet, las es heimlich und versteckte es.

Er bemerkte es nicht. Entweder er hatte noch seine verwünschten Domänen im Kopfe, oder er griff gerade nach den Zeitungen, und immer «begierig saugend an geliebtem Rohr». O glückliche Alwine! du wirst nie diesen Zustand kennen lernen! Der Graf ist mistrauisch, er wird ewig sorgsam wachen, sich deine Liebe zu erhalten. Er ist Offizier, darum kein Sklave der Bequemlichkeit, dieser Feindin der männlichen Liebe. Sein Dienst wird ihm Zeit übriglassen für dich, und sein Geschäft, weil es größtentheils ein körperliches ist, seinem Geiste nicht vorzeitig die jugendliche Frische rauben."

Die Stunde war nun gekommen, wo Fanny aufstehen und sich ankleiden mußte, Alwine ging betrübt fort. Sie betrachtete der Freundin Lage nicht in Bezug auf ihr eigenes Verhältniß. Der ganze Eindruck, den sie empfangen, war Mitleid mit Fanny und Widerwillen gegen den Baron, den sie ohne weiteres für veränderlich erklärte. Sie war zu jung, als daß wir ihr nicht verzeihen sollten, daß sie keine bessere Psychologin war.

Fanny hatte zwar die Wahrheit, allein bei weitem

nicht die ganze Wahrheit gesagt. Der verständige Leser übersieht das Verhältniß leicht. Des Barons Liebe hatte ihren eigentlichen Sitz in der Phantasie gehabt, die Fanny's war wenig mehr gewesen als geschmeichelte Eitelkeit. So konnte es nicht fehlen, daß der Besitz jene herabstimmen, die Entziehung der Nahrung diese niederschlagen mußte. Doch hätte beider Verdienst und die Gewohnheit des Beisammenseins diese Gesinnung gegeneinander wol im Verlauf des Lebens zu einer wahrhaften Herzensliebe gestalten können, aber erstens blieb, zu ihrer beider Kummer, ihnen das liebste Band versagt: ihre Ehe blieb kinderlos. Zweitens hatte Fanny recht, wenn sie überhäufte Arbeit für das Gift des Gefühls hielt. Der Baron hatte sich als Jüngling fast ausschließlich mit Poesie und der schönen Literatur abgegeben. Der Ernst des trockenen Geschäftslebens ekelte ihn anfänglich an. Es bedurfte eines herzhaften Entschlusses, einer muthigen Entsagung seiner Lieblingsneigungen. Er hatte viel nachzuholen, und trotz seines ausgezeichneten Kopfes kostete ihm das Arbeiten zuerst Anstrengung. Er verwickelte sich anfangs absichtlich in endlose Geschäfte und

konnte sich ihnen dann nicht mehr entziehen. Fanny suchte sich indessen, so gut sie konnte, zu trösten. Die dunkle Sehnsucht eines liebebedürftigen darbenden Herzens ist die gefährlichste Feindin tugendhafter Grundsätze. Ein vorsichtiger, zärtlicher, aufmerksamer Ehemann hätte die beste Gattin in ihr gehabt. Ihre vereinzelte Stellung in der Gesellschaft ward ihr bald unerträglich. Sie mußte jemand haben, der sich es zum Glück rechnete, sie an den Wagen zu führen und einen Tanz zu erlangen, sie mußte es laut und entzückt aussprechen hören, daß sie schön und liebenswürdig sei. So hatte sie Anbeter in Menge; einen davon als Liebhaber anzuerkennen, hinderten sie Erziehung, Furchtsamkeit und ein dunkles Gefühl des Rechten.

Die Hoffnung des Wiedersehens ihrer verehrten Pflegeältern, ihres geliebten Zöglings, hatte alle edlern Gefühle ihres guten Herzens rege gemacht, und sie hatte sich darauf vorbereitet, ein paar Wochen lang ohne Anbeter, ohne Intriguen, ausschließlich den ländlichen und häuslichen Freuden gewidmet, zuzubringen. Sie betrachtete die Zeit im voraus als das Pastorale

ihres bunten geräuschvollen Lebens, wie in einer Sammlung von Gedichten unter Romanzen, Satiren und erotischen Liedern auch eine Idylle nicht leicht fehlen darf. An ihren Mann machte sie ohnehin keine Ansprüche mehr, und von dem Grafen, dem Bräutigam ihrer Alwine, mehr als gewöhnliche Galanterie zu erwarten, war sie zu wohlgesinnt.

Was diesen letztern anbelangt, so war er nicht der Mann, gegen die anmuthige Gegenwart einer liebenswürdigen gewandten Frau gleichgültig zu bleiben; auch fühlte er den Reiz des Wechsels so gut wie jeder andere, und der beliebte Grundsatz des englischen Dichters:

'T is not that I expect to find
A more devoted, fond and true one,
With rosier cheek, or sweeter mind,
Enough for me, that she's a new one*) —

---

*) Der Vers ist von Th. Moore und würde im Deutschen ungefähr so lauten:

Nicht daß ich hofft' ein Lieb' zu finden,
Ein mehr ergebenes und treues,
Mit röthrer Wang' und süßrem Sinne,
Genug für mich, daß es ein neues!

war wie aus seiner Seele geschrieben. Allein um leichtsinnig zu sein, hatte er zu schweres Blut, das Unanständige eines Liebesverständnisses ein paar Wochen vor der Hochzeit konnte seinem feinen Takte um so weniger entgehen, als wirklich Fanny's Schönheit mit der blühenden und fast vollkommenen der jungen Alwine keinen Vergleich aushielt.

Fanny wünschte eifrig die Plätze ihrer jugendlichen Freuden wiederzusehen, und auch der Regierungsrath stimmte in ihren Wunsch ein.

„Ist man doch ein ganz anderer Mensch geworden", sagte er lächelnd. „Wenn ich zurückdenke an jene Zeiten, ist mir, als sei es ein Traum gewesen!"

Er lachte herzlich, als ihm die Landräthin einige seiner Extravaganzen in das Gedächtniß rief, und bemerkte nicht das unwillige Erröthen seiner Frau. Sie konnte nicht, wie tausend andere Frauen, den Erkalteten mit Vergleichungen zwischen dem Sonst und Jetzt necken und ihm scherzhafte Vorwürfe machen. Ihr Herz und ihre Eitelkeit waren zu tief gekränkt; sie schwieg beleidigt still, und so entgingen ihre Empfindungen ganz seiner Aufmerksamkeit. Dabei konnt' es

nicht fehlen, daß die Huldigungen, welche sie den Grafen fortwährend seiner Braut darbringen sah, in einem so liebedürstenden Herzen einen stillen heimlichen Neid erweckten.

Einige Tage lang machte anhaltendes Regenwetter die verabredeten Ausfahrten unmöglich. Der Baron ging unterdeß mit dem Landrath auf den Böden, in den Ställen umher, denn ohne ein besonderes Interesse für diesen Zweig der Landwirthschaft zu haben, wünschte er als Kameralist die Gelegenheit zu benutzen, sich durch eigenes Anschauen zu unterrichten. Die beiden Verlobten hatten ein Recht, von Zeit zu Zeit sich abzusondern, und nahmen es gern in Anspruch. So blieb Fanny oft mit der guten verständigen Mutter allein, in herzlichen Gesprächen zwar, die aber bei der ganz verschiedenen Lebensweise und Ansicht der beiden Frauen kaum anders als einförmig und für die Verwöhnte unbefriedigend sein konnten.

Endlich erheiterte sich der Himmel, und Streifereien durch die erfrischte herrliche Gegend versprachen doppelten Genuß. Aber zugleich fing die Landräthin an sich unwohl zu fühlen; sie drang darauf, daß einige

kleinere Partien ohne sie gemacht würden; als man jedoch eines Abends heimkehrte, fand man sie im Fieber, und alle Vorboten einer bedeutendern Krankheit zeigten sich. Alle waren besorgt, und bereit, die freundlichen Pläne zur Benutzung der folgenden Tage aufzugeben, besonders zeigte der Landrath die zärtlichste Unruhe. Indessen erklärte der herbeigerufene Arzt, daß durchaus keine Gefahr vorhanden sei, daß jedoch die Sache langwierig werden könne und die Kranke besonders der Ruhe bedürfe. Alwine schlug nun sogleich vor, daß sie zur Pflege ihrer guten Mutter zu Hause bleiben wollte, daß aber die lieben Gäste ihre Zeit nicht versäumen dürften, und Vater und Bräutigam sie in der Gegend herumführen müßten. Sie hörte auf keine Einwendungen, ordnete mit einer Anmaßung, die dem guten sanften Kinde allerliebst stand, alles an, schickte Boten aus, die Kommenden anzumelden, und empfahl dem Kutscher, ja zur rechten Zeit bereit zu sein. Auch die Landräthin stimmte ihr bei und stützte sich auf des Arztes Ausspruch, wie die größte Ruhe ihr nöthig sei, und so entschloß man sich denn, ohne

sie und Alwinen große Ausfahrten und kleine Reisen anzutreten.

Der Landrath fuhr mit dem Baron in einem leichten Cabriolet voraus, und wenn gleich keinem von beiden der Sinn für die wunderschöne Natur, die sie umgab, gebrach, war doch ihr Augenmerk ebenso wohl auf die Felder und ihre Benutzung gerichtet, und ihr Gespräch ausschließlich diesem Gegenstand gewidmet.

Der Graf hätte anfänglich tausendmal lieber bei seiner Braut im verdüsterten Cabinete gesessen und ihr zärtliche Worte zugeflüstert, als bei Fanny im Wagen, um deren Ritter zu spielen.

Allein Alwine fürchtete mit Recht die Störung durch seine Gegenwart und seine ungestümen Ansprüche an die ihrige. Sie hielt es überdies für Pflicht, sich unter solchen Umständen ausschließlich ihrer guten Mutter zu widmen, und für lieblos, Fanny sich selbst zu überlassen. So trieb sie den Grafen fort. Dieser, durch die Aussicht, seine Hochzeit verschieben zu müssen, doppelt verstimmt, hatte jedoch zu viel guten Ton, um seine Empfindungen nicht zu verbergen,

und einen zu scharfen Blick, um zu zweifeln, auf welche Weise eine galante verwöhnte junge Frau am besten unterhalten werde. Als Unterhaltung, nur als solche, nahm auch Fanny seine erhöhten Artigkeiten auf, aber sie sättigte sich mit mehr als gewöhnlicher Begier an der süßen Speise, die sie acht bis vierzehn Tage lang hatte entbehren müssen. Die innere Zufriedenheit vermehrte noch ihre Liebenswürdigkeit, die Gefahr des Tête-à-tête die natürliche Empfänglichkeit des Grafen. Ueberdies hatte er beständig beim Fahren zu beruhigen — wir wissen ja, wie furchtsam Fanny war! — beim Aussteigen und Klettern zu helfen, die Gräben waren so breit, die Felsen so steil, Fanny so zum Schwindel geneigt! In keiner Rolle gefallen sich die Männer besser als in der des Beschützers. Die Schwäche der Frauen läßt ihre Stärke erst im rechten Glanz erscheinen, und die Damen wissen nur zu gut, wie liebenswürdig sie in ihrer Hülfsbedürftigkeit sind und welche treffliche Bundesgenossin ihnen die männliche Eitelkeit ist. Auf den Spaziergängen mit dem Grafen lieh das Landmädchen Alwine ihm nur selten dies Vergnügen. Wie eine junge Gemse

flog sie auf die Felsenspitzen hinauf, ein anmuthiger Sprung brachte sie über manches rauschende Bächlein, und bei den kleinen Gefahren zu Wasser und zu Lande dachte sie nicht daran, daß erkünstelte Furcht sie reizender machen könnte als natürlicher Muth.

So wohl unterhalten kam Fanny von jeder Streiferei mit Entzücken zu Hause. Die Aussichten, die sie gesehen, waren göttlich, alles war ihr durch Neuheit doppelt interessant geworden, ihre jetzige Heimat bot ihr weder Burgen noch Felsen, jedes Plätzchen war überdies voll der süßesten Erinnerungen für sie, und so schien es natürlich, daß ihr Verlangen, alles wiederzusehen, mit jedem Tage wuchs. Alwine freute sich ihrer Freude herzlich, und die erhöhte Zärtlichkeit, die der Bräutigam in den kurzen Momenten ihrer späten abendlichen Begrüßung ihr zeigte, tröstete sie für die häufigen Trennungen.

Das gute Kind dankte Gott, daß er ihr mindestens noch die liebe Mutter zu pflegen vergönne und dieser letztern lieber vor als nach ihrer Hochzeit das Fieber geschickt. Der Mutter Krankheit schien sich übrigens in die Länge ziehen zu wollen; vielleicht war es die

langgenährte heimliche Sorge um das Glück der geliebten Tochter, die ihre ohnehin schwache Kraft gebrochen. Der Landrath glaubte es wenigstens, doch äußerte er gegen niemand etwas, auch seine Gattin sagte kein Wort, das darauf deutete, nun, da alles zu spät schien.

Während ihres Uebelbefindens hatte sie auch keine Veranlassung, in ihrer Angst um Alwinens Zukunft bestärkt zu werden. Das Mädchen selbst erinnerte sie nie an eine von des Grafen Launen, und wenn dieser mit seiner Braut auf kurze Stunden vor dem Bette der Kranken erschien, war es natürlich, daß sowol diese Situation, als die vorhergegangene lange Abwesenheit ihn weicher und liebevoller als je stimmte.

Weder Mutter noch Tochter ahnten indessen, was mehr noch als beides dazu beitrug, des Grafen gewöhnlichen launischen Uebermuth zu zügeln. Sollte es nicht das dunkle halbreuige Gefühl einer schuldbewußten Brust gewesen sein? Denn er war nach und nach dahin gekommen, sich mit Marmontel's quand on n'a pas ce que l'on aime, il faut aimer ce que l'on a zu trösten. Sollte er tagelang kalt und unempfänglich

an der Seite einer holdseligen Frau sitzen? Wovon sollte er am Ende mit ihr sprechen, als von ihren unwiderstehlichen Reizen? Und wie hätte seine Braut dies erfahren können? Denn der Gedanke, das sanfte kleine Herz Alwinens zu verwunden, war und blieb ihm unerträglich. Ihr diese unbedeutenden, vorübergehenden Galanterien auf das geflissentlichste zu verheimlichen, war daher sein festester Vorsatz, und damit mußte sein Gewissen sich beruhigen. Wie konnte sie etwas kränken, wovon sie nimmermehr Kenntniß bekam? Nur der Mann, sagte er sich, wird durch heimliche oder öffentliche Untreue der Geliebten gleich beleidigt, denn sie ist eine Beschimpfung seiner Ehre. Das Weib, dessen Ehre nur in der eigenen Treue besteht, kann durch den Verrath des Geliebten nur am Herzen verletzt werden, und daher nur durch die Entdeckung des Verraths. Ihr liebendes Gefühl nicht zu verwunden, ist meine Pflicht; Pedanterei, knabenhafte Romanschwärmerei wär's, wenn ich mich berufen fühlte, blos darum, weil sie sich am Krankenbette langweilt, mich auch im Reisewagen zu langweilen.

Ob sich Fanny's Gewissen auch so leicht zur Ruhe

ſprechen ließ? Wir glauben nicht. Noch vor ein paar Wochen wäre ſie vor der Vorſtellung erſchrocken, ihrer Alwine den Bräutigam zu rauben, und hätte den, der ihr das zugetraut, für den abſcheulichſten Verleumder erklärt. Und noch immer erſchrak ſie davor. Denn alle gutgeſinnten Frauen haſſen die Theorie des Böſen von Herzen, ſie wiſſen nicht, wie die Männer, ſich durch Sophiſtereien damit zu verſöhnen, und wenn ſie es dennoch begehen und entſchuldigen, ſo iſt es nur, weil ihr Fall gerade eine Ausnahme von tauſend Fällen iſt und nicht nach allgemeinen Regeln beurtheilt werden kann. Ueberdies hatte ein Wort das andere gegeben, ein Blick den andern erzeugt; Erfahrung hatte ſie nicht Vorſicht gelehrt, — ſie war verwickelt, in tauſend ſeidene Fädchen verſchlungen, ehe ſie es wußte. Das Gewebe war zart — ein herzhafter Entſchluß hätte es zerreißen können, aber gerade dieſes Bewußtſein überzeugte ſie, daß hier keine Gefahr vorhanden, daß dies Verſtändniß nichts als ein heiteres Spiel ſei. Ein paar Wochen, und alles iſt aus, dachte ſie, mein Weg führt mich nach Norden, der ihrige ſie nach Süden, und nie, nie ſoll es Alwine erfahren, nie ahnen!

Auf diesem Wege war die Sache weiter gediehen, als sie, und vielleicht auch weiter, als der Graf anfänglich gewollt hatte. Rückschritte sind immer schwieriger als die natürlichern, die uns vorwärts führen. Und wo der Weg mit jedem Momente lieblicher zu werden scheint, und blumenreicher, gehört einiger Heldenmuth dazu, den Rückweg nicht zu vergessen. Mit dem Gedanken: er steht dir immer noch offen, gehen wir weiter und weiter, bis wir uns in dem süßduftenden Labyrinthe verirrt und den verlorenen Pfad nicht mehr zu finden wissen.

Still und freundlich saß unterdessen Alwine am Bette der Mutter, und das Bewußtsein, freudig das Glück der Nähe des Geliebten dem kindlichen Gefühl zum Opfer zu bringen, verlieh ihr eine süße Zufriedenheit. Wenn die Kranke über ihrem Vorlesen sanft eingeschlafen war, überließ sie sich wol, sorgsam am Lager sitzen bleibend, ihr die störenden Fliegen abzuwehren, den Hoffnungen einer lieblichen Zukunft. Pläne für ihr ferneres Leben, die fast alle darauf hinausliefen, wie sie sich bemühen und bestreben wolle, mehr und mehr des Geliebten Vertrauen zu gewinnen,

beſchäftigten ihr harmloſes Gemüth, und oft richteten ſich ihre Gedanken zu Gott in Gebeten für die verlaſſenen Aeltern. Kein reineres Herz wandte ſich je voller Inbrunſt zu ihm.

Einſt waren die lieben Umherſtreifenden drei ganze Tage lang weggeblieben. So lange hatte noch keine Ausfahrt gedauert. Alwinens Sehnſucht war faſt bis zur Leidenſchaft geſteigert, und ſie überließ ſich dieſem Gefühle um ſo lieber, als binnen dieſen drei Tagen die günſtigſte Veränderung mit der theuern Kranken vorgegangen war. Sie war aufgeſtanden, ſie ging in den angrenzenden Zimmern umher. Alwine konnte die Zeit kaum erwarten, dies Glück dem beſorgten Vater zu verkündigen und mit ſolcher Botſchaft den ungeduldig der Hochzeit Harrenden zu erfreuen. Ein paar Stunden vor der zu erwartenden Rückkehr, beſchloß ſie, von der Mutter ermuntert, den Kommenden entgegenzugehen. Durch dichtes Gehölz hinter dem Garten führte ein Pfad nach der Landſtraße, welche ſie kommen mußten; ſo wurde ihr der Gang auf dem ſtaubigen Fahrweg erſpart; ſie konnte am Wäldchen ſtehen bleiben und die Wagen erwarten. Schon weidete ſie ſich an

der Vorstellung der freudigen Ueberraschung des Geliebten, wenn er sie plötzlich hinter den Bäumen vortreten sähe.

Mit liebenswürdiger Koketterie zog sie den häuslichen Ueberrock aus und wählte ein weißes Kleid, worin der Bräutigam sie am liebsten zu sehen pflegte. Feiern wir doch heute ein Genesungsfest! sagte sie, wie um sich bei sich selbst zu entschuldigen, und putzte sich erröthend mit rothen Schleifen und Bändern. So mochte sie sich etwas verspätet haben, sie eilte nun mit raschen Schritten durch das Gehölz, als sie plötzlich Minchen, am Arme eines jungen Mannes, vor sich stehen sah. Sie hatte die Freundin in der letzten Zeit, wo sie wiederholt kam, sich nach dem Befinden der Landräthin zu erkundigen, wieder öfters gesehen. Den jungen Mann kannte sie: es war ein Prediger aus der Nachbarschaft, für den Minchen lange schon eine stille Neigung gehegt. Eine freudige Ahnung durchflog Alwinens theilnehmendes Herz, und es überraschte sie nicht, als Minchen sagte: „Du siehst eine glückliche Braut, gute Alwine! heute feierten wir unsere Verlobung!"

Alwinens Lippen strömten von den herzlichsten Segenswünschen über. Sie drückte die Freundin an ihr Herz und verzieh dem Bräutigam, den sie als den redlichsten, besten Mann kannte, leicht die ungeschickten Bücklinge, mit denen er dem gnädigen Fräulein unterthänigst dankte.

Unter den Gesprächen über dies neue Ereigniß, unter Alwinens freudigem Bericht über die Genesung ihrer Mutter, war die Zeit schnell vorübergestrichen, und das Mädchen mußte nun eilen, ihr Ziel zu erreichen. Gedankenvoll ging sie weiter und bemerkte die einbrechende Dämmerung nicht. An einen Scheideweg kommend, wußte sie plötzlich nicht wohin, und sie sah nun ein, daß sie den rechten Pfad verloren. Sie schlug den ersten besten ein, kehrte um, als es ihr nicht der rechte schien, ging nun wieder zu weit zurück und konnte endlich die Richtung nicht mehr finden, die sie nach der Fahrstraße führte.

Unterdeß war der Mond aufgegangen, und seine bleichen Strahlen liehen der sonst ihr so bekannten Gegend etwas Unheimliches und Fremdartiges. Noch nie war sie um diese Stunde allein im Freien, we-

nigstens noch nie so weit vom Hause entfernt gewesen. Ein dunkles Gefühl geheimer Angst bemeisterte sie, und sie beschloß endlich, die Bank aufzusuchen, die ihr Vater hier für sie unter einem schattigen Baume hatte errichten lassen, ihr Lieblingsplätzchen, wo sie manche Stunde mit dem Verlobten gesessen hatte. Von dort aus meinte sie leicht sich orientiren zu können. Nach einigem ängstlichen Suchen fand sie einen schmalen Pfad, der dahin führte und dicht neben dem Bänkchen auslief. Sie sah durch das Gebüsch den Schein des Mondes blendend hell auf den ausgehauenen Platz fallen, und die weißen Stämme der jungen Birken, die ihn umkränzten, leuchteten fast. Als sie näher trat, glaubte sie leise flüstern zu hören; sie schrak unwillkürlich zusammen. Aber mit noch größerm Befremden sah sie jetzt ihr Bänkchen von einem liebenden Paare besetzt. Sie konnte nur den Rücken der beiden gewahren und den umschlingenden Arm des Mannes. „Hat Minchen auch den Weg hierher gefunden?“ fragte sie lächelnd. Sie zweifelte nicht, sie sei es; doch wunderte sie sich, daß die Verlobten eine ihrem vorigen Wege ganz entgegengesetzte Richtung genommen.

Blödigkeit und Verschämtheit, eine solche Scene zu unterbrechen, hielten ihren Fuß zurück. Sie stand ein Weilchen, nur durch einen dichten Busch von den Sitzenden getrennt. Da hörte sie bestimmt und deutlich die Worte:

„Hören Sie endlich auf, süße Fanny, sich und mich zu quälen! Kann Ihrer Cousine Glück beeinträchtigen, was sie nicht weiß, nie erfahren wird? Laß mich doch des Sonnenscheins deiner himmlischen Gegenwart genießen, geliebter Engel! die Nacht wird ohnehin bald genug eintreten!“

„O mein schöner Herr!“ entgegnete eine zarte Stimme leise, „die Nacht hat zum Glück strahlende Sterne! Alwinens blaue Augen — — —“

„Das Feuer der deinigen hat ihren matten Glanz vollends erblassen gemacht!“

„Nein“, sagte Fanny — denn Alwine hatte sie längst erkannt — „nein, liebster Graf! Sie gehen zu weit.“ Sie suchte sich ihm ängstlich zu entwinden, aber ihr Widerstand schien ihn nur beherzter zu machen.

„Beklagen Sie mich“, fuhr er zärtlich fort, „tadeln Sie mich nicht — warum führte den Baron, warum

nicht mich ein guter Genius vor Jahren in Ihre holde Nähe? Statt seiner, der das Kleinod, das er besitzt, so wenig zu schätzen weiß? Warum muß ich jetzt erst, jetzt erst Sie finden, da wir beide gefesselt sind?"

„Blumenfesseln sind Ihre Ketten", entgegnete Fanny. „Wie undankbar sind die Männer! Wie sind wir zu beklagen! ich — Alwine! wir alle!"

„Schönste Fanny", versetzte der Graf dringender, „verkennen Sie mich nicht! Ich bin nicht undankbar! Alwine ist ein gutes Kind, bei Gott! ich will sie nicht kränken! Aber kannst du mich im Ernste verdammen, daß der Glanz der vollen, balsamischen Rose mein Herz erquickt, weil ich, ehe mein Auge sie erblickte, mit flüchtigem Wohlgefallen die Hand nach dem duftlosen Vergißmeinnicht am Wiesenbache ausstreckte?"

„Schmeichler! gehen Sie! ich darf und mag das nicht hören! Alwine ist tausendmal schöner, jünger, besser als ich, und, was mehr als alles ist, Ihre Braut."

„Wie schonungslos sind Sie! Ja, sie ist meine Braut! sie soll meine Gattin werden! Was ihr gebührt, soll sie haben. Sie wird damit zufrieden sein! Aber

lassen Sie mich dann wie des süßesten Traumes meines Lebens der Stunden gedenken — lieblichstes Geschöpf! —"

„Nein, fort! fort! Sie werden mich böse machen! Was denken Sie von mir?"

Etwas bescheidener fuhr der Graf fort! „Lassen Sie mich nur Ein Wort des Trostes von Ihren himmlischen Lippen hören. Nur das Eine sagen Sie: wenn ich frei wäre — —

„Nun ja, wenn ich — aber ich bin es nicht — Sie sind es nicht — jetzt lassen Sie uns gehen!" —

Sie sprang auf. Er hielt sie umfaßt, Fanny wendete den Kopf sprachlos zur Seite. „O, warum bin ich's nicht!" rief er; aber ein greller Schrei der bedrängten Fanny riß ihn plötzlich aus seinem Entzücken. Er ließ die Zitternde fahren und stand wie zur Bildsäule erstarrt.

Denn dicht vor ihnen stand Alwine: geisterhaft schimmerten im gebrochenen Mondlicht die weißen Gewänder — geisterhafter die todtbleichen Wangen. Aus dem langen Blick der thränenlosen, weit aufgeschlagenen Augen, still und fest auf ihn, auf ihn allein gerichtet,

sah ein tödlich verwundetes, in namenlosem Weh ersterbendes Herz ihn an. Keine Feder schildert die Gefühle, die dieser Blick in seiner schuldigen Seele weckte.

Jetzt machte er eine Bewegung zu ihr hin, aber still abwehrend hob sie die Hand empor, und als er unwillkürlich wie gefesselt stehen blieb, glitt sie, den Blick gewaltsam von ihm abwendend, gespenstisch leise an ihm vorüber. Er sah ihr erschüttert nach, wie sie langsam den Weg hin schwankte, der sie zurück nach dem Hause führte. Er hatte nicht den Muth, ihr zu folgen.

Fanny aber, als sie sich etwas von ihrem ersten Schrecken erholt, brach in lautes Weinen aus. Sie rang die Hände, sie überschüttete ihn, sich selbst mit den leidenschaftlichsten Vorwürfen. Alle Folgen einer solchen Entdeckung standen plötzlich vor ihrer Seele. Die Scham vor ihrem Gemahl, vor den verehrten Pflegeältern, ja vor dem Grafen überwältigte sie fast; aber mehr noch ergriff sie der Gedanke an die unschuldige Alwine, und sie legte wiederholt die Hände vor

die Augen, den letzten Blick des armen gequälten Herzens nicht mehr zu sehen.

Der Graf wagte nicht, sie trösten zu wollen. Er stand stumm in sich versenkt. Die Hälfte seines Lebens hätte er darum gegeben, die letzten Augenblicke zurückzurufen. Allein es ward spät und später. Die beiden andern Männer mußten schon lange zu Hause sein. Er selbst war mit Fanny am Eingange des Gehölzes ausgestiegen, um diesen Theil des Wegs zu Fuß zurückzulegen, während der Wagen allein dem Schlosse zufuhr.

Er erinnerte endlich Fanny in einem ehrerbietigen Tone, daß es Zeit sei, nach Hause zu gehen. Sie stieß den Arm zurück, den er ihr bot, und eilte mit ungewissem Schritt vorwärts. Er ging stumm hinter ihr her. Nicht weit vom Garten sahen sie einen Mann auf sich zukommen, der ihnen ängstlich auszuweichen suchte und, als er keinen passenden Pfad fand, schüchtern grüßend sich an ihnen vorbeidrückte. Es war der junge Prediger, der, nachdem er seine Braut zu Hause gebracht, dem schönen Mondscheinabend das Vollgefühl eines seligen Herzens vertrauen wollte und still für sich,

in heiliger Einsamkeit, die Nachfeier seiner Verlobung hielt. Mit dem gestirnten Himmel, mit der unendlichen Größe und Herrlichkeit der Natur war seine Brust vertraut: die nichtige Größe sogenannter vornehmer Personen drückte seinen Geist nieder. Sein scheues Vorüberschleichen konnte ihm fast das Ansehen eines bedrängten Gewissens geben.

Fanny hatte ihn kaum bemerkt. Allein auf den Grafen machte seine unerwartete Erscheinung einen schnellen mächtigen Eindruck. Bisjetzt war es ihm noch nicht eingefallen, wie wol Alwine zu so später Stunde allein hier in den Wald gekommen sein möge? Das tiefe Bewußtsein seiner Schuld hatte für einige Augenblicke sein angeborenes Mistrauen unterdrückt. Aber jetzt diente der bloße Anblick des jungen Mannes dazu, den schlummernden Funken zur hellen Flamme anzufachen, und das drückende Gefühl seines gedemüthigten Stolzes half geschäftig in die Glut blasen. Er kannte den Prediger; er wußte, Alwine hatte ihn sonst oft bei Minchen getroffen und schätzte ihn sehr. Er leitete gewissermaßen ihre Lektüre; noch vor wenig Tagen hatte der Graf ein Buch mit seinem Namen in ihren

Händen gesehen. Eifersucht und zornige Scham über seine eigene Einfalt einige Augenblicke vorher begannen in seinem Innern zu toben — vielleicht auch hatte das letztere Gefühl das erstere geweckt, und er wollte mehr eifersüchtig sein, als daß er es war.

Genug, als sie durch die Hinterthür in den Garten traten, hatte er sich so weit gesammelt, Fanny liebreich zuzureden, sich zu fassen, und den Uebrigen nichts merken zu lassen. Fanny that, als hörte sie ihn nicht, aber seine Vorstellungen schienen doch nicht ohne Wirkung zu bleiben. Ihre Thränen standen. Sie rückte ihren Hut tiefer in das Gesicht und ihre Schritte wurden gleichmäßiger.

Zu Hause waren sie schon längst mit einiger Unruhe erwartet worden. „Und wo ist Alwine?“ riefen Vater und Mutter zugleich. Niemand hatte sie gesehen. Man sandte Boten aus, sie zu suchen. Angst und Sorge bemächtigten sich aller. Der Graf ergriff den Vorwand, sich zu entfernen. Endlich bemerkte das Kammermädchen, der Schlüssel stecke außen an der Thür ihres Zimmers. Aber die Thür war fest verriegelt. Auf wiederholtes Klopfen öffnete sie sich, und

Alwine trat mit blassen Wangen und zerstörter Miene heraus.

„Ich bitte dich", sagte sie sanft, „sage meinen guten Aeltern, ich sei etwas unpäßlich. Ich bin es. Ich will mich zu Bett legen. Wenn ich euch einigermaßen lieb bin, so laßt mich nur ein paar Stunden in Ruhe!" fügte sie heftiger hinzu. „Ich bitte dich dringend, beschwöre auch meine Aeltern, mich jetzt ungestört zu lassen!"

Sie zog sich von neuem zurück und schob den Riegel vor. Das Kammermädchen berichtete zagend. Der Landrath war in der höchsten Bestürzung und wollte durchaus zu dem geliebten Kinde, das er drei Tage lang nicht in seine väterlichen Arme geschlossen. Aber die Mutter hielt ihn zurück. Eine dunkle Ahnung sagte ihr alles. Fanny ging unter dem Vorwande unerträglichen Kopfschmerzes auf ihr Zimmer. Der Regierungsrath bedauerte, ohne nähern Antheil zu nehmen, und setzte sich endlich mit dem Landrath zum Schach.

Was indessen in Alwinens junger Seele vorging, möchte schwer und unerfreulich zu beschreiben sein.

Der Wanderer, der, von langer mühseliger Irrfahrt heimkehrend, sich inbrünstig sehnt, an dem Herzen der zärtlichen Gattin auszuruhen, zu sitzen am häuslichen Herde an ihrer Seite, während die geliebten Kleinen seine Knie umklammern, und nun, an das heiß erwünschte Ziel gelangt, vergebens mit schweifendem Blick die traute Stätte sucht, wo die heimatliche Hütte stand: er erkennt sie nicht wieder, zur nächtlichen Stunde ein Raub tückischer Flammen geworden, liegt sie, ein Schutthaufen vor ihm, und in fürchterlicher Seelenstarrsucht steht er ein paar Augenblicke lang vor seinem zertrümmerten Glück — wer wird ihm sein tiefes Mitleid versagen? Aber was ist der Verlust der irdischen Habe gegen den des Glaubens an die heilige Treue?

Der heftige Abscheu, den der Graf so oft vor jeder Idee des Wankelmuthes, der Unbeständigkeit gegen sie ausgesprochen hatte, die Strenge, mit welcher er selbst die harmlosesten Neigungen als Verletzung des ausschließlichen Gefühls für den Geliebten ansah, hatte nie in ihr den Gedanken an die Möglichkeit einer Untreue aufkommen lassen. Er hatte ihr so oft gesagt, wie schwach das weibliche Herz sei, daß sie nie entfernt

geahnt hatte, wieviel nöthiger es ihr sei, sein Herz, als ihr eigenes zu bewachen. Daß er mistrauisch und launisch sei, wußte sie und war entschlossen, sich darein zu fügen; daß er der Sklave seiner Sinne war, daß er nicht das Weib in ihr, nur seine Gattin in ihr ehren wollte, hatte sie nie für möglich gehalten. Theils hatte die Achtung, welche er ihr selbst und ihren Verhältnissen bewies, sie bisjetzt vor dieser traurigen Kenntniß bewahrt; theils hatte sie noch keine Gelegenheit gehabt, ihn in einer Lage zu beobachten, wo er Veranlassung gehabt hätte, diese Seite seines Charakters zu zeigen. Und hätte er sie gehabt, müßte er sie sehr unvorsichtig zur Schau getragen haben, um von dem ungeübten Blicke des jungen, herzlich liebenden Mädchens erkannt zu werden. Die Kammerjungfer war häßlich, die Köchin alt; durch die Reihen rothbäckiger Bauerdirnen, die abends vor ihren Thüren standen, ging er nur den Arm Alwinens in den seinen geschlungen. — Der erste Verdacht in ihrer Brust war zugleich unumstößliche Gewißheit! Und mußte das sein! mußte gerade die verehrte, geliebte Fanny an ihr zur Verrätherin werden!

Sie brachte die Nacht in unsaglichem Herzenselend zu. Ganz früh kam die Mutter zu ihr. Alwinens Sorge um sie, sie so zeitig am Tage außer Bette zu sehen, verdrängte halb den eigenen Schmerz. Unter herzlichen Worten und Fragen ging eine Viertelstunde hin, ohne daß die würdige Frau geradezu eine Erklärung gefordert hätte. Alwine versicherte, wieder gesund zu sein, und bestand darauf, aufzustehen. Während sie sich ankleidete, ging die Mutter fort, nach dem Vater zu schicken, welcher der Ungeduld, die liebe Tochter wiederzusehen, zu entgehen, einen Morgenspaziergang unternommen hatte. Kaum war Alwine fertig, als die Thür sich unerwartet öffnete und der Graf rasch hereintrat. Sie schrak heftig zusammen. Seine Miene war finster. In seinen Bewegungen war der künstliche Zorn, hinter dem die Scham sich zu verstecken sucht.

„Alwine", hob er an, ohne die Erbleichende anzusehen, „ich habe Sie zu Vorwürfen berechtigt."

„Ich mache Ihnen keine", erwiderte sie mit einer leise zitternden Stimme, die ihn halb entwaffnete. Aber er nahm sich zusammen und fuhr fort:

„Es sollte mir weh thun. Es wäre ein Zeichen,

daß Ihr Zorn größer wäre, als meine Schuld, und würde mir alle Mittel — zur Rechtfertigung sag' ich nicht — zur Entschuldigung rauben, Sie müssen mir erlauben, weniger nachsichtig zu sein. Auch ich bin zu der Frage berechtigt: wie kamen Sie um diese Stunde in den Wald?"

Er sah sie an, ein unbeschreiblicher Blick antwortete ihm. Finster und verwirrt fuhr er fort: „Waren Sie wirklich allein dort? waren Sie dort hingegangen, um mich zu belauschen?"

Alwine sah sprachlos vor sich nieder. Sie legte bebend beide Hände über die Brust. Vielleicht schien dies ihm die demüthige Stellung einer überführten Sünderin zu sein, denn er setzte heftiger hinzu:

„Sprechen Sie, was führte Sie dorthin? Sie waren nicht allein! Sie vermutheten dort meine Gegenwart nicht! Reden Sie! Ich weiß alles! Zwischen den Büschen kroch der demüthige Schleicher aus Bungen herum. Wie kam er dorthin? Vertheidigen Sie sich, Alwine! Bei Gott, ich brenne vor Begierde, zu hören, was Sie zu sagen haben!"

Alwine hatte die Hände über das bleiche, feuchte

Gesicht gelegt. Ihre Knie trugen sie nicht mehr. Eine lange Pause erfolgte. Endlich sagte sie fast tonlos:

„Ich ging in den Busch, um Ihnen bis an die Landstraße entgegenzugehen. Das Zeugniß meiner Mutter werden Sie nicht verwerfen. Minchen begegnete mir mit dem Prediger. Sie ist mit ihm verlobt. Heute wird sie ihn als ihren Bräutigam vorstellen. Jetzt aber bitt' ich sie dringend: gehen Sie! Lassen Sie mich nur eine Stunde lang allein!"

Er zögerte. Heftiger setzte sie hinzu: „Wenn Sie glauben, der Tochter des Hauses, dessen Gastfreundschaft Sie erfuhren, auch nur eine Spur von Rücksicht schuldig zu sein, so — seien Sie barmherzig und lassen Sie mich jetzt!" —

Es war etwas unsäglich Bitteres, krampfhaft Verzogenes in ihrer Miene, als sie die letzten Worte sprach. Noch nie sah er sie so, noch nie nur ähnlich. Er betrachtete sie mit äußerster Bestürzung.

„Alwine", sagte er sanfter, sich ihr nähernd.

Allein sie trat zurück: „Haben Sie Erbarmen und gehen Sie!" rief sie außer sich.

„Vielleicht sollt' ich nicht," entgegnete er, durch ihr

Wesen immer verwirrter. „Allein Ihre Bitte wird stets mir Befehl sein. Ich gehe jetzt, weil Sie es wollen, aber vergessen Sie nicht, daß Sie mir wenigstens, wenn Sie selbst keiner Entschuldigung bedürfen, wie mein Herz sich zu glauben sehnt, daß Sie mir wenigstens eine Stunde gewähren müssen, wo ich zu Ihren Füßen meine Entschuldigung stammeln darf. Versprechen Sie mir das, meine Alwine!"

„Gehen Sie nur jetzt", versetzte sie abgewandt.

„Nicht eher, als bis Sie mir Ihr Wort gegeben haben", rief er, indem er leidenschaftlich auf sie zutrat.

„Gut", entgegnete sie abwehrend, „in zwei Stunden will ich Sie sprechen. Gehen Sie jetzt."

Er ging, nicht ohne einige vergebliche Versuche gemacht zu haben, ihre Hand zu ergreifen. Sie verschloß hinter ihm ihre Thür.

Nach einer halben Stunde fanden ihre Aeltern sie im heftigsten Fieber. Der schmerzlichste Seelenkampf blickte aus dem lieben, sonst so engelruhigen Gesichte hervor. Der Vater war außer sich; ein reitender Bote ward sogleich nach dem Arzte geschickt. Als der Graf sie nach dem verflossenen Termine aufsuchte, war sie

außer Stande Wort zu halten. Den Abend kannte sie ihn kaum. Auch Fanny sah sie mit gleichgültigem Blick an. In lichtern Momenten sprach sie den Wunsch aus, nur ihre Aeltern und ihr Mädchen zu sehen. Den folgenden Tag war ihre Krankheit bedeutend gestiegen und der Doctor machte ein bedenkliches Gesicht.

Die Landräthin ahnte dunkel den Zusammenhang der Sache. Der Graf betrug sich wie ein Verzweifelnder. Minchen und ihres Verlobten wirklich eintreffender Besuch und der Mutter beiläufige Erzählung von der Freude des guten Kindes, ihm entgegenzugehen, hatte ihn vollkommen von der Unschuld Alwinens, an der er im Innersten des Herzens diesmal nicht gezweifelt hatte, überzeugt. Der Gedanke, die schöne, reine, leidenschaftlich geliebte Alwine durch sein Vergehen an den Rand des Grabes gebracht zu haben, machte ihn fast wahnsinnig. Er hätte nicht strenger gestraft werden können.

Fanny ging mit leichenblassen Wangen im Hause umher. Sie wagte nicht, den Grafen anzusehen. Oft warf sie sich schluchzend an den Hals der Mutter und wenn diese aus dem Krankenzimmer trat, bewachte sie

ihre Mienen mit unendlicher Angst, als wolle sie das Urtheil über das Ziel ihres eigenen Lebens darin lesen. Der Regierungsrath war traurig und nachdenklich. Hier hatte er Zeit, seine Frau zu beobachten. Er näherte sich ihr liebreich und zeigte ihr eine so sanfte, gütige Stimmung, daß ein genauer Beobachter wol merken konnte, er fühle, er habe zu verzeihen. Auch erwiderte Fanny seine Aufmerksamkeiten, die sie so wenig mehr gewohnt war, mit einer gewissen dankbaren Demuth, welche die verständigen Aeltern in Stunden, wo nicht Alwinens Pflege sie beschäftigte, zu allerlei Schlüssen berechtigte.

Alwinens gesunde, kräftige Natur hatte bald die Gefahr besiegt. Schon nach einigen Tagen durfte mit Sicherheit auf baldige Genesung gerechnet werden. Sie duldete nun auch freundlich still den Grafen und Fanny an ihrem Bette, nur mit einem von ihnen allein zu bleiben, vermied sie, und da beide fühlten, wie sehr sie noch der Schonung bedürftig war, suchten sie es auch nicht.

Sie war nun mehr matt und angegriffen als krank, und blos auf des Arztes Geheiß blieb sie noch liegen,

um neue Kräfte zu sammeln. Sie selbst schien ungeduldig, aufzustehen und als eine Gesunde behandelt zu werden. An ihrem stillen, besondern Wesen konnten die Aeltern, die sich stets ihres Kindes Herz zum genauesten Studium gemacht, wohl merken, daß sie etwas vorhabe. Allein sie ließen sie gewähren, ohne sie durch Rath oder Frage zu stören. Fanny blieb kleinlaut und trübe. Das herzlichere Verhältniß zwischen ihrem Gatten und ihr versprach fast, dauernd zu werden. Des Grafen Brust schien merklich durch Alwinens Genesung erleichtert; und da er seine Braut nur wenige Stunden des Tags sehen konnte, verschmähte er es nicht, mit der unterdeß angekommenen jungen Haushälterin, einem muntern hübschen Dinge, die an Alwinens Stelle künftig der Mutter Gehülfin sein sollte, ein paar andere zu verscherzen. Wozu greift man nicht, der Langenweile des Landlebens zu entgehen?

Endlich durfte Alwine das Bett verlassen. Den folgenden Morgen erklärte sie ihren Aeltern mit anscheinender Ruhe, sie sei zu der Einsicht gekommen, daß sie recht gehabt, als sie ihr die Verbindung mit

dem Grafen widerrathen hätten; sie wünsche mit ihrer Bewilligung noch jetzt sie zu lösen. Zugleich bat sie herzlich, sie möchten nicht fragen warum, und versicherte, alles wohl bedacht und von allen Seiten betrachtet zu haben. Es war eine gewisse Festigkeit in Ton und Miene, die den liebevollen Aeltern Zutrauen zu ihrer Kraft gab, ihren Vorsatz auszuführen. Sie waren nicht überrascht durch ihren Entschluß und gaben ihr freudig Erlaubniß und Zustimmung. Alwine bat nun ihren Vater, die Sache so schonend wie möglich für den Grafen einzuleiten: „Ich wünschte ihn nicht mehr allein sehen zu müssen", setzte sie mit einer Stimme, deren Zittern sie vergeblich zu verbergen suchte, hinzu.

Der Landrath eröffnete dem Grafen kalt, aber höflich Alwinens Wunsch. Der Graf stand anfänglich wie vom Donner gerührt. Als er endlich die Sprache wiederfand, bekannte er sich unaufgefordert als den Schuldigen, und jedes Wort, das er sprach, drückte ein tiefes Gefühl seines Vergehens und einen heftigen Schmerz aus. Doch bat er dringend darum, Alwinen noch einmal allein sehen zu dürfen, und berief sich, als

es ihm verweigert ward, auf ihr ihm vor ihrer Krankheit gegebenes Wort. Der Vater, die herbeigerufene Mutter, beide fanden eine solche Unterredung gleich bedenklich, fruchtlos und unnütz erschütternd für den Grafen sowol als die kaum genesene Alwine. Allein der Bräutigam erklärte endlich, nur, wenn er es aus dem Munde seiner Braut selbst, und zwar ohne Beisein ihrer Aeltern höre, daß er ihr entsagen müsse, könne er seine Ansprüche aufgeben.

Die Unterhandlungen darüber hatten einen ganzen Tag lang gedauert. Je mehr Furcht Alwine selbst zeigte, ihn zu sehen, um so entschiedener verweigerten die Aeltern ihre Erlaubniß dazu. Aber je fester sie schienen, je hartnäckiger bestand der Graf auf seinem Willen, und so erklärte Alwine endlich, sie wolle ihn sehen. Ihr Vater warnte sie, stärkte sie noch einmal durch seinen Rath und Zuspruch. Sie gelobte ihm, unerschütterlich zu bleiben, und ihre Aeltern verließen sie.

Nicht nur der Schmerz über die entdeckte Untreue des Geliebten, auch der Kampf, der sich in ihrer Seele erhob, hatte Alwinen krank gemacht. Ein Herz wie

das ihre kann nicht lange zürnen, am wenigsten um einer Beleidigung willen, die allein es selbst traf. Aber sich von ihm loszusagen, sein verrätherisches Betragen nicht durch ihre Verzeihung gleichsam zu autorisiren, erschien ihr als eine moralische Pflicht; ihre Tugend forderte dies Opfer, welches das minder strenge Herz darzubringen sich sträubte. Nicht die Liebe allein, die innigste hingebendste Liebe, die noch je eine menschliche Brust stärker bewegte, auch das Zarteste und Edelste im Weibe, die Scham war es, die sie an ihn mit unauflöslichen Banden kettete. Vor dem Urtheil der Welt gewährte ihrer Aeltern Billigung und tadelloser Ruf ihr Schutz; aber wer schirmte sie vor der Glut der Beschämung, wenn die lebendige Erinnerung der süßen Stunden einst über sie kam, wo sie ihm willig und erröthend die Rechte des Liebhabers zugestanden? Kein sittsames weibliches Herz kann den Gedanken ertragen, daß der Mann, dem es solche Ansprüche gegeben, ihm je wieder ein Fremder werden könnte. Jede Vertraulichkeit, die es gestattet, jede Liebkosung, die es erwidert, bilden einen neuen Ring zu der Kette, die nicht mehr zu lösen, die nur

gewaltsam zu zersprengen ist; und die Erinnerung einer einzigen in halbem Rausch verlebten Stunde stempelt es in seinem innersten Bewußtsein unwiderruflich zu jenes Mannes Eigenthume.

Der Drang solcher und ähnlicher Vorstellungen war es, der Alwinens innere Unruhe bis zum Fieber steigerte. Sie hatte gesiegt und war ruhiger geworden. Doch fing sie an heftig zu zittern, als sie jetzt den wohlbekannten Schritt vor der Thür hörte, und als sie ihn eintreten sah, mußte sie sich niedersetzen.

Bleich, mit einem Blick tiefen Schmerzes trat er vor sie hin. Sie hatte den Muth nicht, ihn anzusehen. Vergebens erwartete sie, er solle sprechen. Es schien, als mangele ihm die Kraft dazu. Das stolze Haupt lag gebeugt auf seiner Brust. Die rechte Hand deckte die Augen, die, ach wie oft! sie so liebevoll angeblickt.

„Lieber Graf", hob Alwine endlich, nach Fassung ringend, an. „Sie haben mich zu sprechen verlangt. Ich wollte Ihnen und mir die Pein dieser letzten Unterredung ersparen. Glauben Sie aber nicht, daß ich gesonnen war, feindselig von Ihnen zu scheiden."

Ihr Athem stockte. Noch änderte er nicht seine Stellung. „O nein“, fuhr sie mühsam gesammelt fort. „Sie aber selbst müssen einsehen, daß ich eine andere Liebe verlange, als die Ihr Herz für mich hat. Es ist daher das Beste — gewiß, lieber Graf! — lassen Sie uns in Frieden scheiden!“

Er sah sie lange mit einem unbeschreiblichen Schmerz an. Dann kniete er langsam vor ihr nieder. Er wagte nicht, ihre Hand zu fassen, nur den Saum ihres Kleides drückte er sprachlos an seine Lippen.

Sie bat ihn ängstlich aufzustehen. „Lassen Sie mich, Alwine!“ rief er mit einem Tone, der bis in ihr tiefstes Herz drang; „lassen Sie mir den armseligen Trost, zu Ihren Füßen mein Leben auszuhauchen. Ich bitte Sie nicht, einem Unwürdigen Ihre reine Hand zu reichen. Ich will nichts — ich verlange nichts — aber von diesem Platze dürfen Sie nicht den einst Geliebten verstoßen!“

„Sprechen Sie nicht so“, sagte Alwine leise und bemühte sich vergebens, ihn aufzurichten. Eine glühende Thräne fiel aus des Grafen Auge auf ihre eiskalte Hand.

Eine einzige Thräne eines männlichen Mannes übt über ein weibliches Herz mehr Gewalt, als die reichsten Ströme aus dem schönsten weiblichen Auge über eines Mannes Brust. Alwinens Kraft drohte zu brechen. Sie zog ihre Hand zurück. Er fuhr fort:

„Nein, Alwine, ich will mich nicht vertheidigen — nicht entschuldigen, und doch — entschuldigen vielleicht könnte ich mich. Aber du bist zu heilig, zu rein, um das zu verstehen, was ich zu sagen hätte. Glaube mir nur das Eine, meine Alwine! glaube mir: mein Herz war nie mehr dein, als in jenen verrätherischen Augenblicken, die ich verwünsche, verwünsche in den Abgrund der Hölle! — Ja, ich bin schuldig, ich bin deiner unwerth, nicht seit jener Zeit, ich war nie deines heiligen Herzens werth. Aber bedenke wohl, was du thust, meine Alwine! Deine beleidigte Tugend will grausam dem verirrten Freunde den Weg verschließen zum Tempel eines reinern Glücks? O nein, nein! meine Alwine ist nicht streng und hart, sie ist gütig! Nein, Geliebteste, du kannst, du wirst nicht ewig zürnen!“

„O Gott“, rief Alwine, hart bedrängt, „ich

zürne Ihnen nicht, aber darf ich — muß ich nicht — —"

Dem Grafen entging nicht, wie gut seine Sache stand. Er sprang auf, er setzte sich neben sie. Sie wollte aufstehen, fliehen im Gefühl ihrer Schwäche. Er hielt sie und fuhr schmeichelnd fort: „Nein, süße Alwine, du darfst nicht, du mußt nicht. Du willst auch nicht. Wie oft hat deine zarte Hand die Saiten dieser ungestümen Brust zu mildern Tönen gestimmt; wie oft mit sanftem Wort ihre wilden Stürme beschworen. Darfst du sie den finstern Mächten wieder überlassen? Mußt du nicht dein Liebeswerk vollenden, Geliebte? Willst du die Verantwortung übernehmen, wenn die Leidenschaft den hinreißt, der nur deiner süßen Macht sich unterwarf, hinreißt auf den dunkeln Pfad schlimmern Vergehens, als dein weiches Herz verletzte?"

„O mein Himmel", rief das arme Kind, fast überwältigt, „welche Verantwortlichkeit wollen Sie auf meine schwache Brust werfen! Schonen Sie mich!"

„Verzeihe mir, verzeihe dies eine Wort, wie du mir tausend schlimmere verziehst. Aber hast du auch

dein eigenes Los schon bedacht? Kannst du hoffen, erwachend je die Morgensonne wiederzusehen, ohne daß du in einsamen Gedanken des Freundes leises Klopfen vernimmst, das dich zur Feier des jungen Tags rief? Kannst du im Schatten eines Baumes ruhen, ohne vor der gespenstischen Leere des Platzes neben dir zu schaudern, den der Geliebte nicht mehr ausfüllt? Kannst du wähnen, in stiller Nacht erquickenden Schlummers zu genießen, den nicht sein bleiches Bild unterbricht, dich mahnend — nicht an das gebrochene Wort — es ist dein, ich geb' es dir zurück — nein! aber an deine Schuld um sein gebrochenes Herz?"

Alwine war durch und durch erschüttert. Ihre Thränen strömten. Sie rang die Hände. Wir zweifeln, ob unsere geneigten Leserinnen es nöthig finden werden, den Verlauf der Unterredung weiter zu verfolgen. Und wer aus der Kenntniß des eigenen stärkern Herzens ihr Ende nicht errathen kann, der möge nur ein paar Minuten lang versuchen, mit dem unserer armen jungen Heldin zu lieben und zu fühlen, um nicht länger zweifelhaft zu bleiben.

Die Landräthin war im Nebenzimmer. Sie merkte

aus der Länge und Stille der Zusammenkunft, daß sie der Tochter zu Hülfe kommen müsse. Sie öffnete die Thür und sah nun wohl ein, daß sie zu lange gesäumt. Sie erschrak heftig, als sie ihr Kind zwar mit rothgeweinten Augen, aber doch kaum anders, als sie sie hundertmal betroffen, kosend neben dem Geliebten sitzen sah. Alwine riß sich beschämt von ihm los und warf sich an ihrer Mutter Brust.

„Mutter!“ rief sie, „ich kann nicht ohne ihn leben. Zürne mir nicht! Möge mein Schicksal sich erfüllen. Ich kann nichts, als mich ihm unterwerfen.“

„Mutter!“ sagte der Graf, innig ihre Hand küssend, „meine Alwine hat mir verziehen. O vergeben auch Sie mir!“

Der Landrath kam herbei. Des zärtlichsten Vaters, der verständigsten Mutter erneuerte Warnungen, Bitten, ja Gebote scheiterten an den Thränen, an dem Flehen des geliebten Kindes. „Ich weiß es nun“, rief sie, „ich kann ihm nicht entsagen, ich darf es auch nicht. Macht mich, macht ihn nicht unglücklich, geliebte Aeltern!“

So gedrängt gab der Landrath, und ungerner noch

endlich die Mutter ihre abgenöthigte Zustimmung. Der Graf dankte auf die verbindlichste Weise. Der Hochzeitstag ward von neuem angesetzt, und wir müssen ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß Alwine bis dahin keine einzige Thräne über ihn vergoß.

Von der armen Fanny Brust war eine schwere Last genommen, als sie diesen Ausgang erfuhr. Wenn Alwine dem Grafen verzieh, meinte sie, durfte auch sie sich selber verzeihen. Sie hatte sich vorgenommen, in einer stillen Stunde ihrer Cousine alles zu gestehen und sie mit Thränen um Vergebung zu bitten: nun aber beschloß sie, sich diese demüthigende Scene zu ersparen. Und Alwine unterstützte diesen Entschluß, indem sie geflissentlich vermied, mit ihr allein zu bleiben. Für ihres Gatten gütiges Betragen fühlte sie sich sehr dankbar. Sie nahm sich aber doch vor, es sich nicht allzu sehr merken zu lassen, damit er nicht etwa auf den Gedanken komme, ihre Schuld sei größer, als sie wirklich war. In dem Baron schien allerdings die Besorgniß erwacht zu sein, seine gutmüthige, aber charakterlose Gattin bedürfe eines Wächters. Er war

nichts weniger als unempfindlich im Punkte der Ehre; allein er konnte leicht bemerken, daß das Verhältniß seiner Frau zu dem Grafen das einer flüchtigen Galanterie nicht überschritten habe, und so beschloß er, es nicht weiter zur Sprache zu bringen, um so mehr, da er aus seiner Frau heftigen Gemüthsbewegung glaubte schließen zu müssen, es sei das erste dieser Art. Er nahm sich vor, ihr künftig mehr Zeit zu widmen, sie dagegen, seine kleinen ehemännischen Bequemlichkeiten mit mehr Toleranz zu ertragen. Als sie in den Wagen stiegen, fragte er wohlmeinend nach ihren Schachteln, die sie, aus Rücksicht auf ihn, so eng wie möglich zusammengepackt hatte; sie aber fragte ebenso freundlich nach seiner Pfeife, welche er, weil sie das Rauchen nicht mochte, in die Wagentasche gesteckt. Hat der Eindruck dieser einzelnen Begebenheit gegen die verjährten Gewohnheiten ihres ehelichen Lebens vorgehalten, so sind sie noch ein glückliches Paar geworden.

Tief und heftig war Alwinens Schmerz, als sie einige Tage später die geliebten Aeltern, die traute Heimat verließ. Denn an der Hand eines Mannes,

gegen den sie noch eine Fülle von Liebe, aber kein Vertrauen mehr hegte, ging sie einem neuen Leben, einer verhängnißvollen Zukunft entgegen. Und doch war die Empfindung der beiden Alten heftiger zwar nicht, aber tiefer gewiß.

Der Graf fand etwas Beleidigendes in ihrem grenzenlosen Schmerz, doch war er nicht Unmensch genug, sich es gegen seine junge Gattin merken zu lassen. Er sprach ihr aufs zärtlichste zu, tröstete sie mit baldigem Wiedersehen und schleuderte auf die Haushälterin, die am Wagen stand und ihn mit frecher Leichtfertigkeit ansah, einen zornig-verächtlichen Blick. Die Halbohnmächtige lag an seiner Brust, dicht von seinen Armen umschlossen, als der Wagen im raschen Fluge davonrollte. Alle rings umherstehenden Dienstleute sendeten laut und herzlich ihren Segen nach. Er widerhallte im Munde der Landleute, die sich vor dem Thore versammelt hatten, ihr liebes Fräulein zum letzten male zu grüßen. Des Grafen starke Brust überwältigte fast das Gefühl, wie er hier unwürdig mit ernte, was der Geliebten Güte gesäet. In seiner tiefen Erschütterung kam sie ihm fast wie das Opfer-

lamm vor, das für seiner Sünden Vergebung bluten müsse. Er drückte sie fester an sich, und wenn er das gehalten, was er in diesem Augenblicke gelobte, so ist auch Alwine eine glückliche Frau geworden.

Mit schmerzlicher Ergebung sahen die liebenden Aeltern eine Zeit lang der forteilenden Tochter nach. Dann ging die Landräthin in ihr Wohnzimmer hinauf. Sie setzte sich still in ihren Lehnstuhl und fing herzlich an zu weinen. Der Gatte war ihr gefolgt; er ging tiefbewegten Gemüths im Zimmer auf und nieder; jetzt blieb er vor der gebeugten Matrone stehen.

„Sei ruhig, gute Mutter", sagte er; „wir haben gethan, was in unserer Macht stand. Sie wollte es nicht anders. Die sanfte Seele, die uns niemals widerstand, widerstand uns dies eine mal. Es war ihr Schicksal so!"

„Kann uns das trösten? Darf irgendetwas uns über den Gedanken trösten, unser geliebtes einziges Kind blindlings in das Unglück stürzen zu sehen?"

„Blindlings? Nicht doch! Die Augen sind ihr schmerzlich genug geöffnet worden. Sie kannte das

Unglück, das sie erwartete, und wollte es dennoch. Und ist es denn am Ende ein so großes Unglück, einen schönen, stolzen und verliebten Mann zu haben? sag' selbst, Mutter!"

„Du scherzest! Ich erkenne deine gute Absicht. Allein was des Grafen Liebe betrifft, so ist sie Sinnlichkeit. Er liebt nicht die gute, er liebt die schöne Alwine."

„Nun, daß man euch blos eurer Güte wegen liebt, wollt ihr ja selbst nicht. Die geistreichsten, vernünftigsten Frauen haben gestanden, daß der Eindruck, den sie durch ihr Aeußeres machen, ihnen am meisten schmeichelt. Laß nur! Alwine sieht den Grafen mit ihren, nicht mit unsern Augen. Der glückliche Leichtsinn der Jugend wird sie über die Huldigungen, die er ihr darbringt, den Kummer vergessen lassen, den er ihr verursacht, und der feurig Verliebte wird schon sorgen, daß die schönen Augen nicht lange in Thränen schwimmen! Mit den Jahren findet sich manches: er wird mit ihr älter, vor ihr sogar, und so hoffentlich vernünftiger und gelassener."

„Guter Vater!" entgegnete die Landräthin, „du

verleugnest deine eigene Einsicht, mich mit Hoffnungen zu täuschen, die du selbst nicht theilst. Liebe ohne sittliche Achtung schmeichelt keinem edeln weiblichen Herzen, und wenn sie am Liebhaber ertragen wird, dem ein minder unumschränktes Vertrauen verziehen werden muß, so empört sie am Gatten. Denn Treulosigkeit der Geliebten ist eine Schwachheit, die der Gattin ein Verbrechen. Auch ich bin nicht ohne Trost, allein er beruht auf besserm Grund. Vielleicht wird es die Fülle der eigenen Liebe sein, die Alwinen ewig ein gewisses Glück sichern wird. Denn nicht nur die Liebe, welche ein Herz empfängt, auch die, welche es ausströmt, beglückt. Und der Reichthum in unsers Kindes Brust wird nie versiegen. Fanny's Empfindung mußte ersterben, denn sie war nur geschmeichelte Eitelkeit; des Barons Leidenschaft erkaltete; es war Phantasterei. Aber eine wahrhafte Herzensliebe stirbt, erkaltet nur mit dem Herzen selbst."

„So ist's, meine Liebe! Aber beurtheile auch Fanny nicht zu scharf! Sie und Alwine, beide sind die wahrhaftesten Repräsentantinnen ihres Geschlechts,

nur daß in der einen die Tugenden desselben, in der andern die Schwächen mehr verwalten. Aber diese schließen jene, jene schließen diese nicht aus. Die Liebe ist das Element des Daseins beider, es ist das aller Frauen. Stark und schwach sind sie nur durch die Liebe: stark durch die, welche sie austheilen, schwach durch das Bedürfniß, Liebe zu empfangen. Der Heroismus liebender Gattinnen, die demüthigenden Bande berühmter Regentinnen, die Selbstverleugnung eines mütterlichen Herzens, der Stiefmütter giftiger Neid — vielleicht sind es alles nur Schattirungen Einer Farbe. Ein Abglanz Gottes sind ihre lichten Stellen, sein Auge allein vermag zu erkennen, wo unter dem nächtlichen Dunkel ein heller Grund verborgen liegt."

„Gut", versetzte die Gattin, unter Thränen lächelnd, „aber so sei es auch mir vergönnt, in den beiden Männern, die unsere Töchter heimführten, die treuen Spiegel ihres Geschlechts zu erkennen. Im Leben des größern Theils der Männerwelt ist der Liebe nur ein kurzer Abschnitt vergönnt: ein lieblicher Morgentraum, der selten dauert in der Sonnenhelle des reifern männlichen Geistes. Dann nimmt der Staat ihn

in Anspruch, die Wissenschaft, der Erwerb, der Ruhm. Es ist eine schöne Idee, zu wirken, zu nützen, doppelt reizend, wenn man dadurch nicht blos andern, sondern sich selbst auch nützt. Vielleicht soll und muß es so sein; fast glaub' ich's, wenn ich die Liebe des andern Theils betrachte, die mit ihren berauschten Sinnen, mit ihrem eifersüchtigen Egoismus und ihrem rastlos überdrüßigen Verlangen nach Wechsel kaum sich selbst, geschweige andere beglückt."

Der Landrath hatte gleichfalls lächelnd zugehört. „Mutter", sagte er freundlich, ihr tief in das halbzürnende Auge schauend, „mach' es nicht zu arg! Wären wir wirklich so schlimm, ihr wäret arge Thörinnen, uns so zu lieben. Und wir, meine Gute! haben wir uns nicht ein Vierteljahrhundert lang treu und herzlich geliebt? nicht miteinander uns gefreut und redlich ausgehalten, im Kummer und Leid? Was ist das phantastische, hochmüthige Jugendgefühl gegen das unauflösliche Band zweier Seelen, die Eins geworden sind durch Jahre des Vertrauens, der Achtung und der demüthigen Opfer ehelicher Selbstverleugnung? Ja, Opfer sind es und gemeinschaftliche Leiden, die

den Menschen am festesten an den Menschen knüpfen. Nicht wenn wir unsern eigenthümlichen Neigungen folgen und dem natürlichen sanften Zuge unserer Herzen, wirkt die Liebe in uns mächtig; nur wenn sie uns gleichsam aus uns selbst herausgehen läßt, zeigt sich ihre ganze Kraft. Daß du für mich sorgtest, gute Mutter, vom Morgen bis zum Abend, daß du Geduld übtest mit meinem Starrsinn, daß deine Sanftmuth gut machte, was mein Ungestüm verdorben, das war schön und löblich, indessen du folgtest deiner edeln Natur, du konntest kaum anders. Aber daß kein Wort der Klage über deine erbleichenden Lippen ging, als der Feind den Brand warf in unser Eigenthum, den, deinen Warnungen zum Trotz, mein Stolz, meine Heftigkeit gereizt, und nun all der liebe Besitz, dein blühender Hausstand, an dem dein echt weibliches Herz hing, das theure Erbe deiner hochverehrten Aeltern, vor deinen Augen in Rauch aufging; — daß kein Wort des Vorwurfs je ihnen entschlüpfte bei dem neuen, mühseligen Erwerb, daß du mir nur Miene heiterer Ergebung zeigtest in der gefahrvollen Lage, in welche meine Schuld dich gestürzt, als wir nächt-

lich vor der Rache des Usurpators flohen — daran erkannte ich erst den ganzen Reichthum deiner Liebe, deines Herzens. Und ich, Mutter? darf ich es sagen? — ja ich darf es. Daß ich dir treu war, auch in den Jahren der Jugend, daß ich dein Wohl im Auge hatte mein Leben lang, daß ich kein Verschwender war deinetwegen, daß ich mit freundlichem Rathe dir beistand und deinen Rath ehrte — das alles war nur meine Pflicht. Aber wenn ich Tage über an deinem Lager saß, wenn Krankheit dich dort gefesselt hielt, nicht Zerstreuung suchte, Jagd oder Spiel, wie andere Männer, wenn ich dann den Ausbrüchen deiner krankhaften Reizbarkeit, du Theure, deinen wie Vorwürfe bittern Thränen Geduld und herzlichen Zuspruch entgegensetzte und das schwellende Herz tief hinunterdrückte in die trotzige Mannesbrust — da übte auch ich die wahre, heilige Liebe aus, und wenn es Momente gibt, wo die Engel lächelnd auf die Menschen niedersehen, so waren es jene in deinem, diese in meinem Leben, Mutter!"

„Amen!" versetzte die Landräthin tief gerührt, „nein, die echte Liebe ist kein Jugendtraum: sie ist

des ganzen, langen Lebens, einziger, beſter Gehalt. Es iſt wahr, ſchnell entfloh die Zeit, wo ein Druck der jugendlich runden Hand, wo ein Kuß der blühenden Lippen dich entzückte. Und wär' es nicht erlaubt, ihr eine wehmüthige Thräne nachzuſenden? Aber wenn der Beſitz dich auch beruhigte, er machte nach fremden Gütern dich nicht lüſtern; und ich weiß es, dieſe verwelkten Wangen, dieſe erloſchenen Augen, ſie ſind noch immer dir theuer, und vielleicht wirſt du es ſchwerer ertragen, im Sarge dies reizloſe Antlitz von der kalten Hand des Todes berührt zu ſehen, als wenn die Neuvermählte im friſchen Glanze der Jugend dort gebettet worden wäre. Und du, beſter, theuerſter Freund meines Lebens! auch deinem Haupte nahm die Zeit ihren Schmuck! Die reichen Locken ſind dahin, die ſonſt es umſchatteten, aber wie ehrwürdig iſt mir dieſe kahle Stirn, und wenn ſonſt mein Herz ſtolzer ſchlug, wenn ich draußen deinen kecken muthigen Schritt hörte, jetzt erwärmt es ſich, wenn ich von meinem Fenſter aus dich rüſtig noch, aber doch minder ſtraff und ſtattlich über den Hof

kommen sehe. Wir stiegen den Hügel zusammen hinan, freudig und im mildesten Sonnenschein. Nun gehen wir Hand in Hand hinunter; durch die Wolken dringen noch Strahlen genug, uns den alterlich-langsamen Weg freundlich zu erhellen und am Fuß des Berges die stille Stätte zu beleuchten, wo wir beieinander schlafen wollen!“

Ein Bild aus ſeiner Zeit.

1868.

„Das Leben des Menschen, welches mit einem Fragezeichen beginnt, taumelt durch eine Straße von Ausrufungszeichen und verstummt zuletzt mit einem Gedankenstrich."

Inschrift im Irrenhause von Sevilla.

I.

Das Wiedersehen.

Das romantische Zeitalter der Culturgeschichte Deutschlands ist nur den Alten unter uns noch persönlich erinnerlich. Als ungefähr beim Anbruch des letzten Viertels des vorigen Jahrhunderts seine reichen Blüten mit so reißender Schnelle sich aus den Keimen einer fast krankhaften Empfindsamkeit entfalteten, ahnte wol keiner, daß schon nach Ablauf von kaum fünf bis sechs Jahrzehnten all dieser Gemüthsreichthum entweder als herbstliches Laub der Politik, Industrie oder Kirchlichkeit verwelkt und abgefallen sein, oder als gereifte Früchte dieser drei großen Fragen eine nun prosaischere

Generation erfrischen würde. Als das goldene Zeitalter der deutschen Poesie jedoch, als die Geburtsperiode so origineller wie geistreicher philosophischer Systeme, durch die der deutsche Name nach mehr als einem Jahrhundert der schmählichsten Entwürdigung wieder einige Geltung in Europa bekam, wird dieses halbe Jahrhundert trotz seiner mannichfaltigen Verirrungen auch dem heutigen Geschlecht immer theuer und von besonderm Interesse sein.

In die Mitte dieses unsers romantischen Zeitalters nun, in das erste Jahrzehnt unsers Jahrhunderts, wünsch' ich meine Leser zurückzuführen, indem ich den Vorhang eines Familienbildes vor ihnen aufrolle. —

Auf der Terrasse des stattlichen Herrenhauses eines Gutes in Mitteldeutschland saßen drei Damen mit zierlichen Handarbeiten beschäftigt und in traulichem Gespräch, sich der schönen Jahreszeit und des herrlichen Abends freuend.

Die eine, eine ältliche Frau, voll mütterlicher Würde, in einfacher, aber durchaus damenhafter Kleidung, war bald als Hausfrau zu erkennen. Von den beiden andern, zwei blühenden jungen Mädchen, sah

die eine ihr ähnlich. Es war eine anmuthige, wenn auch vielleicht etwas zu volle Gestalt; auch ihr Gesicht konnte hübsch genannt werden, und ihre rosigen Wangen, ihr reiches, blondes Haar und die Perlenreihen ihrer Zähne hatten ihr schon manches Compliment von Jung und Alt eingetragen. Der Eindruck ihres ganzen Wesens war der einer vollständigen, so geistigen wie physischen Gesundheit und konnte kaum anders als günstig sein.

Freilich durfte man sie nicht mit dem wunderschönen, geistreichen Mädchen vergleichen, die neben ihr saß und über welche die Götter ihre Gaben so verschwenderisch ausgestreut hatten, daß sie, vertheilt, Zehnen hätten zum besten Schmuck gereichen können. Ich überlasse es meinen Lesern, die junge Dame sich vorzustellen wie das schönste Mädchen, das jeder oder jede von ihnen je gesehen, und will nur erwähnen, daß sie von hohem, schlankem Wuchs war, ihr Profil von griechischem Schnitt, Haar und Augen dunkel, während ihre Hautfarbe der der schönsten Blondine nicht nachstand.

Agnes Nordland — so hieß das schöne Mädchen — war die Tochter eines angesehenen Beamten in einer der kleinern Residenzen Norddeutschlands. Sie war

mit Edithen von Hartung, der Tochter des Hauses, in das ich meine Leser geführt, mehrere Jahre lang in der Schule gewesen und die jungen funfzehn- und sechzehnjährigen Mädchen hatten bei der Trennung einander ewige Freundschaft geschworen. Die verabredete Correspondenz war zuerst mit großem Eifer geführt worden, nach und nach aber eingeschlafen, wie es so mit jugendlichen Verpflichtungen zu gehen pflegt. So waren beide einander endlich ganz aus den Augen gekommen bis vor zwei oder drei Monaten, als eben Edithe, mit ihren Aeltern auf einer Reise begriffen, in einer der größern Städte, durch welche ihr Weg sie führte, in einen Laden ging, eine Kleinigkeit einzukaufen. Der sonore Klang der Stimme der zu gleichem Zweck neben ihr stehenden Dame schien ihr vertraut. Sie blickte auf und begegnete den Augen Agnes Nordland's. Wieder und wieder ein prüfender Seitenblick, aber schon nach ein paar Secunden fanden sich die Hände der beiden freudig überraschten Mädchen.

„Edithe, bist du es wirklich, meine kleine Heilige?" rief Agnes entzückt.

„Agnes! hab' ich dich endlich wiedergefunden?"

flüsterte Edithe und sah ihr mit so seelenvollem Lächeln ins Auge, daß die Freundin, leicht heftig ergriffen wie sie war, ihr auf die Schulter sank, und ohne die beistehenden Mitkäufer und Verkäufer zu beachten, die Arme um sie schlingend in Thränen ausbrach.

„Komm mit zu meinen Aeltern, theures Herz", sagte Edithe leise, etwas verschämt wegen der Scene, die sie gaben. „Sie sind im Hotel hier ganz nahe und werden sich mit mir freuen."

Schnell zahlte sie, was sie schuldig war. Auch Agnes zog ihre Börse, warf das Doppelte des verlangten Preises, wie er ihr noch in die Ohren hallte, auf den Ladentisch und eilte, ohne das Herausgeben des Geldes abzuwarten, ihren Arm in den ihrer Freundin legend, aus dem Laden.

„Wie glücklich, daß wir uns endlich gefunden haben, theures Herz", sagte sie. „Nach sieben langen Jahren gefunden! Nur daß wir uns so gefunden haben, gefällt mir nicht. So prosaisch! in einem Laden! Konnte es nicht auf der schönen Brücke sein? oder auf der herrlichen Galerie?"

Edithe lachte. „Nun, du weißt ja, meine Liebe",

sagte sie, „je prosaischer, je besser paßt es zu mir. Hast du vergessen, daß du mir immer meine prosaischen Ansichten vorwarfest? Und auf der Brücke hättest du nicht einen Blick auf mich geworfen. Noch weniger auf der Galerie."

„Nun, sage mir", fragte jene weiter, „wohnst du noch immer auf dem Lande? Und wie kommst du hier her nach dem deutschen Florenz?"

„Eine höchst genußreiche Reise, die ich mit meinen guten Aeltern bis nach Prag gemacht, und von der wir eben auf der Heimkehr begriffen sind. Aber für dich ist dies alles nur gering, die du in fernen Ländern herumgeschweift und bei deinem forschenden Geiste sicherlich reichlich eingesammelt hast."

„Ja", erwiderte Agnes nicht ohne Bitterkeit, „ich habe unterdessen England und Italien und einen Theil von Frankreich gesehen — ungefähr wie der Gefangene aus dem vergitterten Fenster seines Kerkers den blauen Himmel und die Gipfel der Bäume sieht."

„Was meinst du?" entgegnete Edithe bestürzt.

„Was anders", erwiderte jene, und die Winkel ihres schönen Mundes zogen sich verächtlich herab, „ist das

Gouvernantenthum und das Gesellschafterinnenthum wol für diese hochgeborenen Ladies und Gräfinnen? Ja, du hast recht. Ich habe eingesammelt, aber zu meiner Sammlung gehört auch eine gründliche Kenntniß der Sklaverei und der Erbärmlichkeit der Menschen."

Die beiden Mädchen standen vor dem Hotel. „Jetzt", sagte Edithe, die sie mit dem Blicke der innigsten Theilnahme angehört, „laß uns für ein paar Stunden alles, was hinter uns liegt, vergessen. Hoffentlich bist du für den Augenblick frei und kannst mich für die sieben Jahre der Trennung durch einen Besuch von mindestens ebenso viel Wochen entschädigen. Wie freue ich mich, dich meinen theuern Aeltern vorzustellen! Und wie willkommen wirst du ihnen sein, denn sie wissen ja, was du mir gewesen und, wie es mir vorkommt, im Augenblick, wo ich dich finde, wieder bist!"

Und sicherlich konnte kein Empfang freundlicher sein als der des Herrn und der Frau von Hartung, Edithens Eltern. Herr von Hartung hatte in den ersten Jahren der Trennung der beiden Freundinnen, als Agnes das älterliche Haus verlassen und ihr Briefwechsel nach und nach ins Stocken kam, auf Edithens

Wunsch wiederholt Nachforschungen nach der Freundin Aufenthalt gehalten. Aber nach und nach, zumal als ihre Verhältnisse sie in fremde Länder führten, war sie ihm aus den Augen gekommen und man hatte nicht erfahren können, was aus ihr geworden war. Die guten Aeltern aber wußten, wie ihre Tochter immer an ihr gehangen; die schöne Erscheinung der wiedergefundenen Freundin konnte ihr günstiges Vorurtheil für diese nur bestätigen.

Sie erneuerten daher Edithens Einladung in der herzlichsten Weise, und da Agnes eben für den Augenblick frei war und sich hier nur aufhielt, um Briefe abzuwarten, durch die ein neues Verhältniß als Erzieherin eingeleitet werden sollte, so nahm sie gern und dankbar die gastliche Aufforderung an, die Familie auf ihr Gut zu begleiten und einige Wochen dort auszuruhen. Denn sie liebte Edithen, eben darum weil sie dieselbe so ganz verschieden von sich selbst wußte, wahrhaft und war sich bewußt, durch angenehme Unterhaltung und liebenswürdige Sitten für ein paar Wochen der Gastfreundschaft reichlich zahlen zu können.

Die Post ward daher benachrichtigt, wohin etwa

an sie ankommende Briefe ihr nachgeschickt werden sollten, und in dem kleinen bescheidenen Hotel garni, in dem sie abgetreten, die mäßige Rechnung bezahlt. — Daß diesmal aber die Herausgabe des über diese hinauslaufenden Geldes abgewartet wurde, will ich nicht unerwähnt lassen. Denn das arme Kind hatte das Recht, ihre „Sklavenkette" mitten in der Zeit brechen zu dürfen, mit einem für ihre dürftige Kasse schon sehr bedeutenden Geldopfer erkauft, und sah sich ganz gegen ihre großmüthigen und nobeln Neigungen zu der erbärmlichen Prosa einer sehr genauen Berechnung gezwungen.

Das Gut des Herrn von Hartung lag nahe am Fichtelgebirge und das Herrenhaus, im ziemlich modernen Stil auf einem sanften Abhang erbaut, sah besonders aus seinen obern Fenstern, über die Gipfel der Bäume des herrlichen Parks hinweg, gerade in den pittoresken westlichen Ausläufer jenes reizenden Gebirgs hinein. Die gute Frau von Hartung wies dem lieben Gast sogleich dasjenige Fremdenzimmer an, das die allerschönste Aussicht hatte, denn sie wußte den Enthusiasmus für alles, was Naturschönheit und Natureigen-

thümlichkeit war, leicht in dem feurigen Mädchen zu erkennen.

Sie bot der Tochter freundlich an, ob sie nicht während der Freundin Besuch dies schön ausgeschmückte Fremdenzimmer mit dieser theilen wollte? und Agnes wünschte es dringend, allein in einigen Punkten war Edithe eigenthümlich, fast bis zum Eigensinn so. Eine kurze Einsamkeit am Morgen und Abend war ihr zur nöthigen Sammlung, zur Selbstprüfung unentbehrlich geworden, seitdem sie sich nach ihrer Rückkehr aus der Schule in das älterliche Haus an diesen Seelenluxus gewöhnt hatte. Ja, wenn ihre Aeltern vom Heirathen sprachen, war immer ihr erster beunruhigender Gedanke, wie sie sich dann dieser Oberherrschaft ihres Gewissens vielleicht würde entziehen müssen.

Ihr Zimmer sah nur nach dem Hofe; aber es hatte den Vortheil, dicht neben dem der Aeltern zu sein, und sie konnte daher der lieben kränkelnden Mutter sogleich als Beistand dienen, im Fall ihr in der Nacht irgendetwas zustieß. Sie hatte sich längst gewöhnt, die schöne Aussicht beim Aufstehen durch einen Morgenspaziergang vor dem Frühstück zu ersetzen, zu dem starke

Schuhe immer bereit standen. Diesen gelobte auch die städtisch gewöhnte Freundin immer mit dem lieben Landmädchen zu theilen und beide versprachen sich herrliche Tage, und sagten einander mit Küssen und Umarmungen gute Nacht.

Wochen und Monate vergingen, und es läßt sich schwer entscheiden, wer in dem erneuten Freundschaftsbunde glücklicher war.

Agnes hatte sich durch sieben harte Jahre voll bitterer Erfahrungen muthig durchgekämpft. Getäuschte Erwartungen, Demüthigungen aller Art und ein oft beleidigtes Selbstgefühl hatten ihr die Genüsse jener Jahre verbittert. Sie hatte, aus der Pension zurückgekehrt, zwei davon im älterlichen Hause zugebracht. Ihr Vater, ein geachteter, streng pünktlicher Beamter, forderte die genaueste häusliche Oekonomie, um seine Familie bei spärlichem Gehalt mit einem gewissen äußern Anstand ernähren zu können, ohne darum sich abhalten zu lassen, die Ansprüche derselben jährlich um eine Zahl zu vermehren. Er hatte mit großer Aufopferung vier Jahre lang an Agnes', der ältesten Tochter, Erziehung eine bedeutende Summe gewandt: nun aber

sollte das sechzehnjährige Mädchen dafür die Lehrerin der ältesten unter den jüngern Geschwistern sein, während die arme, frühzeitig verwelkte, sich rastlos zerarbeitende Mutter die Wärterin der kleinsten darunter blieb, soweit sich die Wartung mit der Hülfe vereinigen ließ, die das eine Dienstmädchen im Kochen, Fegen, Waschen und Aufwarten bedurfte.

Agnes, voll feuriger Ansprüche an das Leben, aber gut, liebend und thätig wie sie war, übernahm den Unterricht ihrer drei kleinen Geschwister mit freudigem Eifer. Die beiden Jungen wurden in die Schule geschickt und sie hatte blos ihre Aufgaben zu überwachen und ihnen bei ihren Arbeiten zu helfen. Aber nur zu bald ward sie gewahr, daß ihr kein Augenblick zu ihrer eigenen Fortbildung übrig blieb. Nahm das arme Kind ein Buch auf, so waren der großen Jungen Strümpfe zu stopfen, setzte sie sich an das Klavier, so waren Bohnen zu schneiden oder Tassen zu waschen.

Am Nachmittag vollends, wenn die arme zerrüttete Mutter ein wenig Schlaf bedurfte, und das Mädchen mit dem Aufwaschen und mit Scheuern und Putzen ewig nicht fertig werden konnte, nahm der große Haufen der

größern und kleinern Kinder Agnes in Anspruch. Um drei Uhr gingen die Lehrstunden wieder an; und waren die beendigt, so lagen vom Morgen her noch so viele Nähtereien unvollendet herum, und die Brüder, die, im Winter mindestens, ihre Arbeiten in der Wohnstube verrichten mußten, weil nur dies eine Zimmer geheizt ward, fanden der Schwester „ewiges Klaviertrommeln" so störend, daß weder an Lesen noch an Musikübungen zu denken war. Wollte sie aber sich gleich nach dem Abendessen in ihr kaltes Schlafkämmerchen zurückziehen, um sich, in ein warmes Umschlagetuch gehüllt, am eben erschienenen „Hesperus" oder „Titan" zu ergötzen oder bei einer Tragödie ihres angebeteten Schiller eine Thräne zu weinen; oder auch die poetischen Gedanken, die ihr während des Strümpfestopfens und Bohnenschneidens gekommen, in Stanzen zu ordnen und zu Papier zu bringen, so schallte der Seufzer ihrer Mutter ihr nach, „daß erschrecklich viel Licht verbrannt werde". — Sie gewöhnte sich daran und saß bald in schwärmerischem Sinnen verloren, aber spätestens um zehn Uhr ertönte durch die halbgeöffnete Thür die Donnerstimme des Vaters, „daß längeres Aufsitzen ihr schade;

und daß sie, wenn sie lesen oder Verse machen wolle, früher aufstehen solle". Welches gesunde siebzehnjährige Mädchen jedoch entreißt sich willig dem süßen Morgenschlaf? Und überhaupt, läßt sich dem Gotte gebieten? — So war es kein Wunder, daß nach und nach die Bücher uneröffnet blieben, das Instrument tage-, ja wochenlang unberührt stand, und die väterliche Fürsorge als Tyrannei empfunden ward.

Ein anderer schlimmer Punkt, der sich bald zum Zankapfel gestaltete, war des jungen Mädchens Kleidung. Agnes wußte, daß ihre Aeltern arm waren und war nicht so unvernünftig, von ihnen in diesem Punkte große Ausgaben zu erwarten. Wenn ihre halb vertragenen Gewänder für die kleinen Mädchen zerschnitten wurden und sie dafür ein neues dunkles und zum Staat ein helles Kattunkleid bekam, hatte die Mutter ihre Freude an der Geschicklichkeit, mit welcher die Tochter sich selbst zu helfen wußte, und verzieh ihr darum wohl, daß diese das neue Gewand, wenn sie es ohne bedeutende Kosten konnte, etwas phantastisch ausschmückte, oder etwa dazu Blumen ins Haar steckte. Agnes war von einem fast übermüthigen Gefühl für das Schöne

beseelt und haßte darum die durch eine verkannte Rückkehr zur Natur eingeführte Mode der Zeit — eine kurze, bis knapp unter die Brust und Schulterknochen reichende Taille, und ein in spitzen Zwickeln wie angeklebtes Kleid — eine Mode, welche die Thorheit unserer Zeit wieder hervorgerufen. Sie hatte sich mit der Mutter Bewilligung einen alten, einst werthvollen Shawl angeeignet, der noch von der Großmutter stammte und sich in seinem türkischen Roth gut erhalten hatte, wie oft er auch schon beim Kindertragen der Mutter als Mantel gedient hatte. Wenn diese nun einmal sich Sonntag Abend auf der Tochter schmeichelndes Bitten entschloß, mit ihr einen Spaziergang vors Thor zu machen und Agnes den Shawl viereckig über die Schultern schlug, daß er in vollen Doppelfalten über dem knappen Kleide in so malerischer Draperie herabfiel, als hätte das junge Mädchen es der Lady Hamilton oder der Händel-Schütz abgesehen — und, statt den hoch aufschnäbelnden Strohhut aufzusetzen, ein buntseidenes Tuch turbanartig um den Kopf schlug, so erschrak die bis zur Blödigkeit bescheidene Mutter, als sie die Tochter aus ihrem Zimmer treten sah, und

hätte während des Spaziergangs bei jedem halb verwunderten, halb bewundernden Blick der Begegnenden vor Scham unter die Erde sinken mögen. Beim nächsten Ausgang hielt sie streng darauf, daß Agnes den Schnabelhut aufsetzte und einen seidenen Streifen um die Schultern schlug, den man Shawl nannte. Der darauffolgende aber brachte eine neue Phantasterei ans Licht und gleich darauf eine neue Strafpredigt; zuletzt auch wol eine bittere Verhöhnung der „Romanenheldin" von seiten des Vaters, gegen den die Mutter geklagt, und einen heißen Thränenguß der Tochter.

Der kleine häusliche Krieg über alle diese Fragen dauerte gegen zwei Jahre. Wie manches andere junge Mädchen, wähnte sich Agnes von den Ihrigen misverstanden, verkannt, unterschätzt. Und sie glaubte sich um so mehr dazu berechtigt, als sie ihrer außerordentlichen Schönheit und ihres interessanten Gesprächs wegen und um ihres in jeder Hinsicht besondern Wesens willen überall, wo sie mit Fremden in Berührung kam — was freilich nur selten geschah —, mit Auszeichnung behandelt ward.

Sie war durchaus nicht eitel, weder auf ihre

Schönheit noch auf ihren Geist. Beides betrachtete sie als ihr natürliches Anrecht. Aber eben dieses hohe Selbstgefühl machte sie für alle Verletzungen doppelt empfindlich. Sie war sich bewußt, zu Schiller's „sittlichem Adel" zu gehören, zu den „edeln Naturen", welche „durch das, was sie sind, zahlen", während sie den „gemeinen Naturen" durch das, „was sie thun", ihre Schuld an die Welt zu entrichten überlassen dürfen. Sie rechnete sich ihre kleinliche häusliche Thätigkeit hoch an und glaubte sich dadurch die vollste Anerkennung ihrer Aeltern zu verdienen. Sie sehnte sich in die Welt hinaus. Sie sehnte sich zu handeln, zu wirken, Einfluß zu gewinnen, ohne sich nur einmal klar bewußt zu werden, daß sie sich, jung und feurig wie sie war, ganz insgeheim auch nach den Genüssen der Welt sehnte, zu denen sie durch ihren innern Werth sich berechtigt hielt.

Entschlossen, wenn auch noch etwas furchtsam, trat sie mit der Bitte hervor, sich in öffentlichen Blättern um eine Stelle als Gouvernante oder Gesellschafterin bewerben zu dürfen, und siegte endlich durch ihre Beharrlichkeit insoweit über die erschrockene, ängstlich

protestirende Mutter, daß ihr Vater zuletzt nichtachtend sagte: „Laß sie es nur einmal versuchen!“ ohne jedoch ihr dabei helfen zu wollen. Als er indessen sah, daß sie fest blieb und sich willig erklärte, die Hälfte ihres Gehalts der Mutter gewissenhaft auszuzahlen, daß sich die arme, sich zerarbeitende Frau dafür ein zweites Dienstmädchen halten könne, zeigte er sich geneigter und fing selbst an, sich für sie zu bemühen und namentlich die Zeitungsbewerbungen für sie zu schreiben. Er versprach auch, die Anträge zu prüfen, damit, wie er sagte, nicht etwa ihre verwünschte Genialität ihr dabei einen dummen Streich spiele.

Zur jetzigen Zeit wäre es Herrn Hofrath Nordland wol minder schwer geworden, eine passende Stellung für seine gut unterrichtete und besterzogene Tochter zu finden, namentlich eine Stelle als Schullehrerin, wie er sie wünschte. Aber vor funfzig Jahren hatten deutsche Männer noch nicht einsehen gelernt, daß auch ein gut unterrichtetes Frauenzimmer in andern Dingen als sogenannten „weiblichen Arbeiten“ eine tüchtige Lehrerin sein kann, und bei allen bedeutenden Mädchenschulen waren außer zum Unterricht im Stricken und Nähen

nur Männer angestellt. Eine Stelle als Gouvernante oder als Gesellschafterin einer kränkelnden Dame oder als „Gehülfin der Hausfrau" war demnach alles, was übrigblieb. Erstere fand sich auch glücklicherweise bald und zwar, da der Ruf von England ausging, mit guter Bezahlung.

Nach England! Agnes war entzückt, England zu sehen, das Land der politischen Freiheit! die Geburtsstätte Shakspeare's und Burns'! die Heimat von Mary Wolstonecraft und Coleridge und Scott! (und hätte sie erst Lord Byron schon gekannt!). England, der Sitz der in die schärfsten und originellsten Formen geschnittenen aristokratischen Gesellschaft! Aber ach! Agnes hatte drei Jahre in England gelebt, ohne von der bürgerlichen Freiheit daselbst mehr zu erfahren, als sie aus den Zeitungen erfuhr; ohne einen einzigen seiner berühmten Schriftsteller kennen zu lernen, und ohne von der Gesellschaft mehr zu sehen, als die junge Gouvernante mit ihrem forschenden, spähenden Blick erkennen konnte, wenn sie nach dem Diner mit den Kindern in das Drawingroom herabzukommen, höflich eingeladen ward,

wenn man den Kindern Obst vom Desert zutheilte, der „Miß Nordland“ aber vom Hausherrn ein Glas Wein eingeschenkt wurde, indem er mit den höflichsten Formen herablassend ihr zutrank. Oder abends, wenn Gäste eingeladen waren und sie davon benachrichtigt wurde, um sich mit der Toilette danach einzurichten; und die Dame vom Hause ihr gleich beim Eintritt mit der Bitte entgegentrat, „die Gesellschaft eine Zeit lang mit ihrer schönen Musik zu unterhalten“.

Wie oft aber hatte das arme Kind, das offen und zur Mittheilung immer willig war, es erfahren, daß die Gesellschaft, nachdem man ihr für ihr schönes Spiel oder ihren herrlichen Gesang in bester Form gedankt, sich wieder in geschlossene Kreise zurückzog, und sie ganz allein in einer Ecke saß, wenn nicht eben einer der jungen Herren, ihre Schönheit bewundernd, bei ihr stehen blieb und sich so in ihr munteres und geistvolles Gespräch verlor, daß endlich die Hausfrau, wie zufällig, sich räuspernd, vorbeistreifte; und wenn dies im Eifer der Unterhaltung nicht bemerkt wurde, dieselbe mit gezwungenem Lächeln und der Frage unterbrach:

„Entschuldigen Sie, Miß Nordland, sind die Kinder alle zu Bett?"

Was wunder, daß das heißes Blut machte; daß Agnes oft heiser war, wenn sie singen sollte, und einen bösen Finger hatte, wenn man sie zum Spiel aufforderte, oder von der Dame beschuldigt ward, ihre Pflichten zu verletzen.

Ein Wechsel brachte keinen bessern Zustand. Dazwischen pflückte das erregbare, lernbegierige Mädchen von Früchten, was ihr erreichbar war, aber sie war weit entfernt, befriedigt zu sein, und sehnte sich oft, sich an ihrer Mutter Brust ausweinen zu können. Denn die Mutter, beschränkt wie sie war und wie sehr sie der Tochter Werth unterschätzte, liebte sie doch wenigstens.

Zu rechter Zeit eröffnete sich indessen eine freudige Aussicht.

Eine reiche Gräfin in Deutschland hatte ihre einzige Tochter verheirathet. Das junge Paar wünschte die Schweiz und Italien zu bereisen, und die alte Dame, die die Kosten davon trug, wollte sie begleiten. Da aber, wie sie sagte, drei eine ungleiche Zahl machen

und der beste Theil ihrer Tochter von nun an ihrem Manne gehöre, wollte sie sich eine Gesellschafterin anschaffen. Der elegante Reisewagen bot einen bequemen vierten Platz und die Kammerfrau, obwol sie es Agnes nie verzieh und sie es gern nachher durch kleinliche Vernachlässigung entgelten ließ, konnte, da man mit Extrapost fuhr, neben dem Bedienten auf dem wohlverwahrten Bock sitzen. Agnes nahm die angetragene Stelle, obwol sie ihr weniger als der Gouvernantendienst in England eintrug, mit Freuden an und ihr junges Herz schlug den langersehnten Alpen und den classischen Kunstgenüssen Italiens entgegen.

Aber ach! wie bald mußte sie es erfahren, daß sie eigen gemiethet war, während das junge Paar Berge bestieg und in köstlichen Aussichten schwelgte, der alten Dame, deren Kräfte dazu nicht ausreichten, unterdessen Gesellschaft zu leisten. Die letztere hatte wol einige Versuche gemacht, sich hinauf- und hinuntertragen zu lassen, und Agnes war durch das Entzücken, mit dem sie zu Pferde oder zu Fuß sie begleitete, die Freude der ganzen Gesellschaft gewesen. Aber bald merkte die alte Gräfin, daß sie auch im Tragstuhl nicht dem

Schwindel entgehen könne. Von nun an mußte Agnes sich begnügen, die Schweiz nur in ihren Thälern oder auf ihren Seen zu bewundern. Sie fand sich drein, denn auch dies gab ihr hohen Genuß. Aber die Abende — es war September — die langen Abende! die alte Dame zog sich zeitig zurück. Agnes war zum Vorlesen fertig, und durch angeborenes Talent schon in der Schule darin Meisterin gewesen. Aber nur zu bald ward erkannt: abendliches Vorlesen hindere das Einschlafen der nervösen Frau. Ein kleines Ecarté oder ein Whist à deux regte die Nerv nicht auf; und während das junge Paar im Mondschein lustwandelte, saß Agnes seufzend am Kartentisch.

In Italien ging es ihr nicht viel besser. Zum Besehen der Galerien und Alterthümer reichten der alten Dame Kräfte zwar etwas besser aus, aber bald konnte es nicht länger unbemerkt bleiben, daß der junge Ehemann es interessanter fand, die Ausbrüche des Entzückens der schönen geistvollen Gesellschafterin über die Kunstschätze, die sie umgaben, anzuhören, sich an dem Enthusiasmus derselben mit dem sie sich allen historischen Associationen hingab, zu ergötzen, als, mit dem

Katalog in der Hand, seine junge Gemahlin von Zimmer zu Zimmer zu führen, um ihre schülerhaften Bemerkungen anzuhören oder ihr unterdrücktes Gähnen ignoriren zu müssen. Agnes schwelgte eine kurze Zeit in den höchsten Genüssen. Mit dem ganzen Egoismus aller Enthusiasten bemerkte sie es kaum, daß die arme junge Frau oft Thränen in den Augen hatte und daß der Mutter Betragen gegen sie kälter und zurückhaltender ward. Sie war daher auf das unangenehmste überrascht und in ihrem Selbstgefühl auf das empfindlichste beleidigt, als eines Morgens, noch vor Ablauf des ersten Quartals, die alte Dame ihr erklärte, daß ihre Dienste nicht mehr nöthig seien und sie ihr die Wahl ließ, natürlich mit Bezahlung des vollen Vierteljahrgehalts und Erstattung der Reisekosten, nach Deutschland zurückzugehen, oder eine für sie unterdeß gesuchte Stelle bei einer französischen Familie anzunehmen, die eine Gouvernante brauche und eben nach Frankreich zurückkehren wolle. Empfindlich, bis zum mühsam unterdrückten Zorne gereizt, auch von dem geheimen Wunsche, Frankreich zu sehen, bewogen, ließ sich das junge Mädchen übereilt bestimmen, die letztere Stellung anzunehmen,

und mußte zu spät entdecken, daß unter der Gouvernante und Lehrerin eine sogenannte Bonne oder Wärterin verstanden ward und sie sich, weil sie die Sache nicht gehörig untersucht, zu einem Dienstboten erniedrigt hatte. Nach vielfältigem Verdruß und Verlust gelang es ihr, im Innern Frankreichs eine Stelle als Lehrerin der englischen und deutschen Sprache an einer Töchterschule zu erhalten. Aermlich bezahlt und mit unbelohnender Arbeit überhäuft, machte sie, an bittern Erfahrungen überreich, endlich sich los und kehrte nach Deutschland zurück, wo eine für sie günstige Schickung sie mit ihrer Schulfreundin zusammenführte.

Kein Wunder, daß sie sich dem reizenden poetischen Müßiggang des Lebens als Gast, und zwar als willkommener verzogener Gast auf dem reichen Gute der Familie Hartung mit überströmender Freude hingab. So vollkommene Herrin ihrer Zeit war sie nie gewesen. Sie konnte lesen, dichten, malen, musiciren, in Wald und Busch umherschweifen, träumend im Grase liegen, wie es ihr eben ihr überströmendes poetisches Gefühl eingab, während Edithe der Mutter in der großen Haushaltung beistand, und die Kranken mit ihr besuchte,

die Dorfschule aber selbständig beaufsichtigte, in der sie aus den ältern Mädchen, die den Elementarunterricht überstanden, sich eine Klasse zur eigenen weitern Belehrung gebildet hatte. Unterdessen die Tochter des Hauses ihr Leben sorglich zwischen Arbeit und Genuß theilte, ließ sie mit Freuden ihre Freundin während der kurzen Lebensperiode eines Besuchs sich dem bloßen Genuß hingeben.

Auch an Freuden nach außen hin fehlte es nicht. Auf den Rittergütern umher wohnten angenehme Familien, mit denen ein höflicher Austausch von Einladungen unterhalten ward. Agnes, von der Familie Hartung auf das liebevollste und als eine Ebenbürtige behandelt und eingeführt, wußte auch in weitern Kreisen sich durch Schönheit und Talente zu behaupten. Wo sie erschien, ward sie bewundert; ihre frühere Geschichte ward kaum berührt und sie fühlte sich bald ganz in diesen Kreisen zu Hause, wenn auch keine eigentliche geistige Befriedigung stattfand und, wie in des guten Vicars von Wakefield Familie, oft, was an Witz fehlte, durch Lachen ersetzt werden mußte.

So habe ich denn endlich meine Leser zu den drei

Damen auf der Terrasse des Ritterguts Feldberg zurückgeführt, zu denen eben ein ältlicher Herr aus der Glasthür des Saals trat, einen im Augenblick empfangenen Brief in der Hand.

„Was gibt es, Väterchen?“ fragte Frau von Hartung. „Du hast eine gute Nachricht bekommen. Ich seh's an deiner Miene.“

„Der Flüchtling ist endlich eingefangen“, erwiderte Herr von Hartung lächelnd. „In drei Tagen kann er hier sein.“

„Ein Brief von Robert?“ fragte seine Gattin und ihre Stirn runzelte sich leise.

„Von Robert. Er ist in Hamburg angekommen. Er kommt direct aus England.“

„So viel ich weiß, war er schon vor drei Jahren in England, ehe er nach Spanien ging.“

„Ja, aber er schreibt, er habe damals die Hochlande nicht gesehen, und für die, das weiß ich, hat er immer geschwärmt, seitdem er den Ossian gelesen hat. Darum ist er auch nun in Irland gewesen und schreibt wie verrückt über die Fingalshöhle und Staffa und weiß der Himmel was alles.“

Er warf den Brief seiner Frau auf den Schoß und ging, die Hände reibend, mit freudigen Gedanken beschäftigt auf der Terrasse auf und nieder, indem er jedesmal, wenn er, hinter ihrem Rücken wegschreitend, bei seiner Tochter vorbeikam, ihr schmeichelnd über die blonden Locken strich.

Die Mutter nahm den Brief kopfschüttelnd auf und las ihn mit ernster Miene.

Agnes' Augen waren den Bewegungen der Familie mit einiger Neugierde gefolgt. Wie überrascht war sie, als jene auf ihre Freundin fielen und sie das liebe Gesicht derselben mit dunkelm Roth überdeckt sah. Wie ward es nun ganz zur feurigen Glut unter Agnes' forschenden Augen.

Die Mutter reichte den Brief stillschweigend zurück. Indem ihr Blick das Gesicht ihrer Tochter suchte, sagte sie ablenkend: „Nun wir werden ja sehen, wie es ihm nach so vielem Umherstreifen in unserm stillen Hause gefällt und nach so langem Müßiggang im Geschäftsleben."

„Ist mir nicht bange", erwiderte ihr Gatte. „Er ist zu klug, um sich ewig in einem solchen Schlaraffen-

leben zu gefallen. Wer tüchtig eingesammelt, muß auch austheilen wollen."

„Unterdessen laß es uns ruhig abwarten", versetzte seine Frau, indem sie aufstand und zum Abendessen einlud.

„Robert von Felsenegg", sagte beim Hineingehen Herr von Hartung erklärend zu Agnes, „ist mein Neffe, oder vielmehr der Sohn meines Vetters, den ich an Kindesstatt angenommen, weil der arme Junge schon als Knabe vater- und mutterlos ward. Ein prächtiger Junge, der Ihnen auch gefallen wird, Agneschen, denn er schwebt auch immer in den höhern Regionen, gerade wie Sie, und macht Verse und verachtet die Erde als zu gering, um darauf zu treten, gerade wie Sie."

„So verkennen Sie mich, Herr von Hartung", erwiderte Agnes lachend und das Gespräch ging beim Abendessen bald auf andere Dinge über.

Auch Edithe hatte bald ihre natürliche Gesichtsfarbe und ihren unbefangenen Blick wiederbekommen, obwol es Agnes' beobachtendem Auge nicht entging, daß eine gewisse Beklemmung ihr geblieben und daß nur die

ungewöhnliche Herrschaft, die sie über sich selbst übte, sie in anscheinender Ruhe hielt.

II.

Zwei Mädchenherzen.

Man sagte einander gute Nacht. Agnes bemerkte, daß die Mutter schweigend aber inniger als sonst einen Kuß auf der Tochter Stirn drückte. Sie folgte theilnehmend der Freundin bis an ihre Thür. „Darf ich heute nicht mit hinein?“ fragte sie schmeichelnd.

„So komm nur“, lachte Edithe. „Wir finden dich sonst morgen früh todt im Bette, vom unzubesiegenden Drange getödtet, zu wissen, was ein gewisser Robert mir ist.“

„Wenn Wangen eine Erzählung so glühend einleiten, wie es heute die deinen thaten, weiß ich schon ungefähr, was der Charakter der Erzählung sein wird.“

„Und doch würdest du sehr irren", versetzte Edithe, indem sie sich mit der Freundin auf dem gemächlichen Sofa niederließ und einen Schirm vor das Licht stellte, denn sie wollte beim Sprechen nicht angesehen sein, „wenn du eine Liebesgeschichte erwartetest."

„Was anderes kann ich nach deinem Erröthen erwarten? Liebst du Robert nicht?"

„Ich kenne ihn nicht. Wir haben als Kinder miteinander gespielt, und zwar lief ich damals als Kleinste und Unbedeutendste nur so mit, denn er war eigentlich, so lange er bei uns im Hause war, der Spielgefährte meiner zwei Jahre ältern Schwester, und eine große Anhänglichkeit bestand zwischen beiden, obwol es auch an heftigem Zank nicht fehlte. Du erinnerst dich wol noch von der Schule her, wie oft ich dir mit Thränen von meiner theuern Schwester erzählt, und welche furchtbare Lücke in unserm Hause entstand, als sie nach Gottes Willen in ihrem zwölften Jahre sterben mußte, nachdem meine armen Aeltern schon vier kleine Kinder verloren hatten. Meine gute Mutter grämte sich krank und darum eben ward ich nach der Pension geschickt, weil

ihr beständiges Kränkeln sie unfähig machte, meine Erziehung zu leiten und zu beaufsichtigen."

„Und Robert?" fragte Agnes mit verhaltener Ungeduld.

„Laß mich von vorn anfangen. Dies Gut und so auch die andern Güter meines Vaters waren das Eigenthum meines Großonkels, des Barons von Salingen, der sie theils erworben, theils erheirathet hatte. Seine Familie war ursprünglich ohne Vermögen und seine beiden Schwestern hatten Offiziere geheirathet, die auch nicht reich waren und von ihrem Gehalt leben mußten. Dies bestimmte meinen Großoheim, der kinderlos war, die beiden Söhne seiner Schwestern zu seinen Erben einzusetzen. Die übrigen Kinder derselben waren Mädchen, denen blos ein kleines Kapital ausgesetzt ward, da der Großonkel einen besondern Widerwillen dagegen hegte, sein Vermögen zu zersplittern, wie er eine gleichmäßige Theilung nannte. Einer dieser Neffen war mein Vater, der schon als Knabe und Jüngling sich in seiner Trefflichkeit erwies und des Oheims Trost und Stütze ward. Der andere war Robert's Vater."

„Nun? und Robert?“ fragte Agnes ungeduldig noch einmal.

„Von dem ist noch nicht die Rede“, entgegnete Edithe. „Robert's Vater war leider wild und widerspenstig. Nicht blos in seinem Privatleben handelte er in allen Dingen gegen seines Oheims Willen, heirathete eine Schauspielerin und verschwendete den ihm reichlich ausgesetzten Jahresgehalt im Spiel und in wüstem Leben; noch empfindlicher waren dem aristokratisch gesinnten Oheim die politischen Gesinnungen des Adoptivsohnes, der beim Ausbruch der Revolution in Paris war und sich den Jakobinern anschloß. Nach wiederholten Drohungen enterbte ihn mein Oheim und setzte meinen Vater zum alleinigen Erben ein, indem er ihm einen feierlichen Eid abnahm — denn er kannte das weiche Herz seines Neffen — das Testament nicht umstoßen zu lassen, das Erbe nicht zu theilen, sondern das Vermögen zusammenzulassen. Kurz nach seinem Ende starb auch Robert's Vater durch die Guillotine. Das erste, was der meinige that, war, nach der armen Witwe zu forschen und ihr ein reichliches Jahresgeld auszusetzen. Als auch sie bald abgerufen ward, nahm

er sich Robert's, des einzigen hinterlassenen Kindes, mit einer Zärtlichkeit an wie ein Vater. Er ließ ihn erziehen, studiren, reisen. Kein Vater kann mehr für seinen Sohn thun, und um ihm mit gutem Gewissen die Hälfte seines Vermögens wieder zuwenden zu können, machte der gute, treffliche Mann den Plan, ihn mit seiner ältesten Tochter zu verheirathen. Unser theures Lottchen starb und der Plan ging auf mich über."

„Endlich!" sagte Agnes. „Aber ist es möglich, daß du das Opfer eines solchen Plans werden sollst, der zwar von deines Vaters Güte zeugt, aber auch von seiner Unkenntniß des menschlichen Herzens?"

„Von Opfer kann hier nicht die Rede sein. Der Plan ward Robert schon vor vier Jahren mitgetheilt, aber ausdrücklich die Bedingung hinzugefügt, daß ihm die Tochter und er dieser genug gefalle, um miteinander durch das Leben gehen zu wollen."

„Nun, und wie ging's mit dem «Gefallen?»" fragte Agnes etwas spöttisch.

„Ich sagte dir schon, wir haben uns seit unsern Kinderjahren nicht wieder gesehen. Robert war an

einer ziemlich entfernten hohen Schule und dann auf Universitäten und brachte zuweilen die Ferien in unserm Hause zu, aber dies war während ich in der Pension war, und es traf sich so, daß seine Ferienzeit nie in die der meinen fiel. Auch nachher ist er einmal hier gewesen; allein ein anscheinender Zufall wollte, daß ich gerade bei einer kranken Freundin war, die in meinem Besuch einen Trost fand, sodaß ich sie trotzdem, daß mein Vater meine Zurückkunft wünschte, nicht verlassen mochte. Seit vier Jahren aber, d. h. seit der Zeit, daß Robert von meines Vaters Plan weiß, ist er meist in fremden Ländern gewesen und hat, selbst wenn er Deutschland berührte und sogar einmal ziemlich nahe war, wie es scheint, einen Besuch sorglich vermieden, ohne Zweifel, weil es ihm vor einer Entscheidung über sein Lebensglück graut."

„Tadele ihn nicht darum, Edithe!" versetzte Agnes, die mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hatte. „Aber du, meine Edithe! glaubst du, in diesem dir bestimmten Bräutigam «den Rechten» zu finden?"

„Um ganz offen zu sein, nein; so sehr ich es meines guten Vaters wegen wünschte. So weit ich Robert

kenne, ist er unstet, träumerisch, veränderlich. Die Wahl seiner Studien stand ihm frei. Nachdem er erst für das eine, dann für das andere philosophische System geschwärmt, sein Vormund aber darauf bestand, daß er ein Brotstudium wählen sollte, entschied er sich für die Medicin. Bald aber fand er diese Wissenschaft ungenügend, unsicher, in der Kindheit. Er warf sich nun auf die Jurisprudenz, ging zu den cameralistischen Studien über und ward Referendarius. Aber kaum war er glücklich durch das Beamtenexamen — und zwar soll er es glänzend bestanden haben, denn er hat bedeutende Fähigkeiten — als er das ganze Beamtenthum für eine unerträgliche Sklaverei erklärte. Er wollte von vorn anfangen. Er wollte Ingenieur werden, er wollte sich ganz den schönen Künsten widmen. Er wollte fremde Länder sehen; den Orient, Amerika. Nur meines Vaters Versprechen, ihn, ehe er sich festsetze, einige Jahre reisen zu lassen, versöhnte ihn mit dem Gedanken des Festhaltens an der gewählten Laufbahn. Aber die ganze Einrichtung seiner Reisen ist planlos; wie der Moment sie eingibt. Alles dies scheint mir von einem schwachen, wetterwendischen Charakter zu zeugen."

„Vielleicht thust du ihm doch damit unrecht", sagte Agnes nachsinnend. „Daß einen jungen Mann die Sehnsucht nach dem noch unverstandenen Ideal so körperlich wie geistig hierhin und dorthin treibt, ist gewiß nicht unnatürlich."

„Unnatürlich nicht. Der Mann aber, dem ich meine jungfräuliche Freiheit opfere, dem ich unterthan sein will und ergeben mit Herz und mit Seele, muß mein Führer durch das Leben sein können, meine Stütze in der Noth, mein Vorbild im Rechten. Ich muß ihn nicht allein lieben, ich muß ihn auch unbedingt hochachten können. Von Robert kann ich nur sagen, daß ich um meines Vaters willen den Wunsch habe, ihn als ein solches Vorbild zu erkennen, aber nicht die Hoffnung. Ich muß vor allem Robert erst eine Zeit lang beobachten können."

„Schon recht", versetzte Agnes. „Eine einzige Stunde des Zusammenlebens wird dir sagen, ob du ihn lieben kannst oder nicht. Vielleicht ein einziger Blick."

„Was das anbetrifft", versetzte Edithe lächelnd, „so weißt du schon, ich kann deine poetischen Ansichten von

der Liebe beim ersten Anblick nicht theilen. Dir, meine reizende Freundin, mag es wol manchmal begegnet sein, daß die Männer sich über Hals und Kopf in dich verliebt haben. Wir andern, nur spärlich begabten Mädchen müssen uns mit einem langsamern Gange ihrer Empfindungen begnügen; und soviel ich mich erinnere, ist Robert auch eben kein Adonis."

„Wie sehr misverstehst du mich! und zu welchen prosaischen Ansichten zwingt sich meine Edithe zuweilen hernieder! Nichts ist mir mehr zuwider als der Ausdruck «sich ineinander verlieben». Wenn zwei Herzen sich beim ersten Anblick oder beim ersten Austausch ihrer Ansichten, Gefühle, Meinungen als füreinander von der Natur bestimmt erkennen, mächtig, unwiderruflich, entscheidend für das Leben — so ist's ja nur Gewalt der Harmonie, die das ganze Weltall beherrscht. Wenn du dich an das Klavier setzest, abends im Zwielicht, ohne Notenblatt vor dir, und nur von den unwiderstehlichen Gesetzen deiner innern Sehnsucht geleitet, folgst du nicht unwillkürlich, unbewußt denen der höhern Tonkunst? Wirst du discordirende Töne anschlagen, aufs gerathewohl in die Tasten greifen? Nein, ein

unwiderstehliches Gesetz wird dich leiten und dich unbewußt die rechten Accorde finden lassen."

Edithe hatte die schöne Freundin, die in ihrer Begeisterung doppelt schön aussah, schweigend angehört. „Ich gestehe", sagte sie endlich etwas schelmisch, „deine poetischen Anschauungen sind mir ein wenig zu hoch. Ich kann den Zusammenhang zwischen Robert und den Accorden noch nicht recht finden."

„Nun, so laß mich dir auch gestehen, dein Verhältniß zu dem Bräutigam scheint mir so bürgerlich prosaisch eingeleitet als möglich, besonders auch, weil doch am Ende die Geldsäcke zum Grunde dienen sollen. Ich bedauere innigst, daß dein Vater dir seinen Plan mitgetheilt hat, denn du wirst einer gewissen innern Verwirrung über deine Gefühle kaum entgehen können."

„Auch mir wäre es tausendmal lieber, ich wüßte nichts davon und ich dürfte ihn blos als Vetter begrüßen."

„Und ebenso wünscht' ich, er sähe in dir nicht gleich die zugeführte Braut, was sein Freiheitsgefühl mehr oder weniger verletzen muß."

„Nicht die zugeführte Braut soll er in mir sehen, Agnes, du weißt es, die vorgeschlagene nur, die von seinem besten Freund und Wohlthäter vorgeschlagene, der er sich nicht als Bräutigam zu nähern vollkommen berechtigt. Die Art und Weise, wie er mich kennen lernt, wird mir vielleicht zum Vortheil gereichen, denn bei meinem Mangel an Schönheit würde er mich leicht übersehen haben."

„Still, Edithe! ich kann es kaum ertragen, dich so überbescheiden zu sehen. Du bist hübsch genug für jeden Mann. Aber ich gestehe, noch weniger kann ich es ertragen, daß du die ganze Sache so ganz prosaisch ansiehst."

„Was mich anbelangt", erwiderte Edithe lächelnd, „so ist's gerade das «Prosaische» meines Verhältnisses mit ihm, was mich stärkt. Du weißt, liebes Kind, ich kann einmal auf deine poetischen Anschauungen des Lebens nicht eingehen. Ich habe den schönen Sommerabend nicht vergessen, als wir größern Mädchen zusammen im Mondschein im Garten saßen und unser Entzücken an der herrlichen Tragödie «Wallenstein's Tod» austauschten, die unser Literaturlehrer uns am Nach-

mittage vorgelesen. Max, der göttliche Max war es vor allem, der die Phantasie unserer jungen Köpfe beschäftigte. Wohl weiß ich es aber noch, wie ich mich schämte, wie Ihr alle so nichtachtend und mitleidig auf mich niedersahtet, als ich fragte, was wol aus Thekla geworden sein könne, nachdem sie sich auf Max' Grabe recht ausgeweint hatte? Ich schämte mich meiner prosaischen Frage, besonders als ich hörte, daß Schiller selbst in einem sehr schönen Gedicht die Fragenden zurechtgewiesen habe. Aber dennoch blieb die Frage in meinem Innern unbeantwortet und sie ist es noch. Der Mensch ist keine Nachtigall und ist so wenig ausschließlich zum Glück der Liebe als zur Befriedigung seiner Gefühle geschaffen, und wären es die reinsten und edelsten, deren das Herz befähigt ist."

„So wäre die Liebe nicht das Höchste, das Edelste im Menschenleben? So wäre die Liebe nicht unsere Bestimmung?"

„Die Liebe — ja. Aber nicht das Glück, nicht die Befriedigung der Liebe. Die Liebe ist das Höchste, die langmüthig ist und freundlich, die sich nicht bläht,

die sich nicht erbittern läßt, die sich der Wahrheit freut, die alles hofft, alles duldet."

Agnes sah Edithe fast fremd an, als diese mit leiser Stimme, aber sie mit klarem Blick anschauend, die Worte sprach. Im Augenblick hätte man das junge Mädchen fast schön nennen können. Nach einer geringen Pause schloß die Freundin sie in ihre Arme. „Ich wußte es immer", sagte sie, „du bist eine kleine Heilige, du mußt katholisch werden. Du gehörst in ein Kloster, liebe barmherzige Schwester!"

„Kennst du wirklich kein anderes Christenthum?" fragte Edithe etwas verletzt.

„Leider hat ihm der Protestantismus jeden Schatten von Poesie abgestreift. Weißt du nicht mehr, was unser Schiller sagt? Aus Religion will er von allen euern Religionen nichts wissen. Aber laß sehen. Laß mich die Gelegenheit benutzen, dich hier in deinem Allerheiligsten etwas zu belauschen."

Sie nahm die Bücher auf, die auf dem Nachttisch lagen; sie waren nach Mädchenart voller Zeichen von gestickten Bändern und ausgeschnittenen Papieren.

„Laß sehen! Die Bibel? Recht! das ist ein herrliches

reiches Buch! Nur daß unsere Rationalisten mit ihren flachen Erklärungen mir die schönsten Züge darin verwässern möchten. — Das Gesangbuch? — Gut allenfalls, obgleich du das prosaischste Zeug darin findest. — Gellert's Schriften! Was? hältst du etwa Gellert auch für einen Dichter?"

„Nicht doch! nicht um seines poetischen Werthes willen ist er mir lieb. Aber keiner unserer großen noch kleinen Poeten hat mir die Fragen, die ich gern mir alle Abende vorlegen möchte, so würdig und gedrungen zusammengestellt als er in seinem: «Der Tag ist wieder hin, und diesen Theil des Lebens, wie hab' ich ihn vollbracht? verstrich er mir vergebens?» Ich lese diese Selbstbetrachtung alle Abend, liebe Agnes, und wiederhole mir oft mit Thränen des demüthigsten Selbstgefühls: «Herr, der du alles weißt, was könnt' ich dir verhehlen? Ich fühle stündlich mehr die Schwachheit meiner Seelen!»" —

Agnes schüttelte den Kopf. „Das ist Selbstquälerei", sagte sie. „Du bist das beste, liebreichste Wesen, das ich je gekannt. Ich kann mich meiner ganzen Natur nach nicht in diese Demuth hineinzwängen. Glaub'

mir, auch mir ist Gott vertraut. Ich fühl' ihn in jedem Lüftchen, das mich anweht, in jedem Bächlein, das durch den Wald rauscht, so deutlich wie in Donner und Blitz und in den großen Weltbegebenheiten, die unser Vaterland mit der Sklavenkette bedrohen. Aber hätte der Schöpfer darum dies kühne sehnsüchtige Streben nach dem Höchsten in meine Brust gelegt, um mich in den Staub zu werfen? Darum mir das stolze Selbstbewußtsein, zum Großen befähigt zu sein, gegeben, um meine Wangen mit der Schamröthe meiner Erbärmlichkeit zu überziehen?"

„Laß es gut sein für heute", sagte Edithe abbrechend. „Es ist spät und du weißt, ich stehe gern früh auf."

Die Freundinnen küßten einander zur guten Nacht und trennten sich.

„Ein herrliches Geschöpf," dachte Edithe, „aber auf einem Wege, der meiner Seele fremd ist. Möge, wenn der Allmächtige ihr einst vielleicht noch schwere Prüfungen auflegt, das stolze Bewußtsein der eigenen Kraft nur hinreichend sein, sie vor dem Erliegen zu bewahren."

„Ein liebes Mädchen," sagte Agnes für sich. „Wo aber hat sie diesen Ansatz zum Herrnhuterthum her? Von den Aeltern nicht; die neigen entschieden zum Rationalismus, wenn sie auch pflichtmäßig, des Beispiels wegen, jeden Sonntag in die Kirche gehen. Wundern würd' es mich kaum, wenn sie noch einmal katholisch würde, und wir, setzte sie seufzend hinzu, spät im Leben — zuletzt uns noch vor einem Madonnabilde kniend wiederfänden!"

III.

Robert.

Die drei Tage waren dahingeflogen. Ein vierter, ein fünfter schlich hin, ohne daß der Erwartete ankam oder ein zweiter Brief eine Entschuldigung brachte. Herr von Hartung war sichtlich verstimmt, und die so selten bei ihm hervortretende Gereiztheit, mit der er seiner Frau Mistrauen ausdrückende Bemerkung über

Robert's neue Zögerung beantwortete, zeigte deutlich, daß auch er durch diese verletzt war.

Unterdessen ging, nachdem Frau von Hartung blos einige einfache Anordnungen für des Reisenden Empfang getroffen, in der Familie alles seinen gewöhnlichen Gang fort, und unter den Damen ward des Vetters weiter nicht erwähnt. Edithe setzte ihre wohlgeordneten häuslichen Beschäftigungen, ihre Musikübungen und ihren Schulunterricht fort; aber Agnes hätte nicht Agnes, das feurige Mädchen von hinreißender Phantasie und unwiderstandener Schwärmerei sein müssen, wenn der Gedanke an Robert sie nicht auf ihren Streifereien durch Wald und Flur beschäftigt hätte.

Sechs Tage nach jenem, an dem Robert's Brief angekommen, trat Edithe ihrer Freundin entgegen, als sie kurz vor Tisch, von ihrem Spaziergang heimkehrend, das Schloß betrat.

„Agnes", rief sie, „willst du mir einen Gefallen thun?"

„Mit Freuden," erwiderte jene. „Was ist's?"

„Sieh, Mama will im Eßzimmer neue Gardinen aufgesteckt haben. Dazu hat sie sich Proben kommen

lassen, aus Stoker's Laden in Eggolsheim" — der Name eines benachbarten Städtchens südlich vom Gute — „und einen Rest ausgesucht. Nun aber reicht bei genauerer Messung das Zeug nicht aus. Da will sie's gern für Vergütigung austauschen und wünscht die Sache billig und verständig abgemacht. Darum mag sie sie nicht gern Sophien überlassen, die, wie du immer zu sagen pflegst, doch nur gerade ihren Kammermädchenverstand hat. Sie will, daß ich in die Stadt fahre und andern Stoff wähle. Aber ich habe auf heute eine Zusammenkunft mit dem Schulmeister und dem Herrn Pastor verabredet, die mir bei der Bildung einer neuen Klasse helfen sollen, und ich kann es den beiden Herren nicht gut absagen. Willst du mir den Gefallen thun und das Geschäft in der Stadt für mich abmachen?"

„Ob ich will, fragst du noch? Ich bin nur zu froh, etwas für dich thun zu können. Wann soll ich bereit sein?"

„Du mußt spätestens um halb vier Uhr fahren. Bei unsern schlechten Landwegen nimmt es dir mindestens anderthalb Stunden, nach Eggolsheim zu

kommen. Eine halbe Stunde geb' ich dir für das Geschäft. So kannst du gerade zum Abendessen wieder hier sein."

„Ihr hebt mir doch etwas auf? Ich fürchte wirklich, ihr laßt mir nichts übrig."

„Vielleicht doch. Wenn du deine Sache gut machst, sollst du etwas haben."

So scherzten die jungen Mädchen, ohne zu ahnen, daß die Stunde sich nahte, in welcher ihr Lebensglück sich entscheiden sollte.

* * *

Mögen die Leser nun auch einen Blick auf den vielbesprochenen Reisenden werfen, der in seiner ungeheuern Gemüthsunruhe, in seiner quälenden Unentschlossenheit ihre Theilnahme, ja ihr Mitleid einigermaßen in Anspruch nimmt.

Denn es ist sicherlich nichts Kleines, über seine Zukunft entscheiden zu sollen; nach vierjähriger unbeschränkter Freiheit sich mit dem Bewußtsein zu befreunden, künftig von jedem irgend bedeutenden Schritt Rechenschaft ablegen zu müssen, nach lange unbegrenzter Seefahrt sich von dem kleinen gedrängten Hafen ein-

geschränkt zu sehen, mit dem Versprechen, dem weiten Meer für immer den Rücken zu kehren.

Robert war mit dem Vorsatz nach Deutschland zurückgekehrt, ein neues Leben zu beginnen. Er sah ein, daß er, siebenundzwanzig Jahre alt, auf der Grenze des Jünglingslebens stand, und daß es dem Manne, nachdem er alle Blüten dieses letztern gepflückt, besser zieme, ein nützlicher Staatsbürger und häuslich beglückter Ehemann zu werden, als ferner zwecklos und nur auf den eigenen Genuß bedacht, in der Welt umherzuschweifen. Das Opfer wurde ihm überdem so leicht gemacht, daß kaum einer, der nicht einen so mächtigen, vom Vater ererbten Freiheitstrieb in sich gehabt hätte, es als ein Opfer betrachtet haben würde.

Er sollte eine seiner Cousinen heirathen, von denen beiden er eine freundliche, wenn auch nur schwache Erinnerung hatte. Er wußte, daß eine davon gestorben war; aber er hatte vergessen welche, und unglücklicherweise des Oheims Brief verloren, der ihm den Namen meldete. Die eine, mit der er am meisten gespielt hatte, eine Brünette, so viel wußte er noch, war munter gewesen und herrisch. Sie hatten sich oft gezankt und

immer wieder versöhnt und wieder gezankt. Die andere war jünger, ein weiches blondes Kätzchen, von der er weniger wußte. Beide waren ihm als gute, gehorsame Kinder erinnerlich, und es war wahrscheinlich, daß sie ebenso gute, gefällige Frauen machen würden. Er hatte vier- bis fünfmal geliebt im Leben, ein paarmal darunter mit glühender Leidenschaft, und jedesmal mit der festen Ueberzeugung, so könne er nie wieder lieben. Seit ein paar Jahren aber sah er auf alles dies zurück wie auf einen Traum, auch wol wie auf eine überstandene Krankheit, und er kehrte wie schon oben gesagt, mit dem Vorsatz zurück, die überlebende Cousine zu heirathen.

Der Oheim hatte, als er ihm den Plan mittheilte, die Bedingung, „daß er dieser Cousine dazu genug gefallen müsse", keineswegs unerwähnt gelassen. Robert war nicht eitel genug, um dies für eine ausgemachte Sache zu halten, ohne sich jedoch, verwöhnt wie er war, darüber sehr zu beunruhigen. Nur der Gedanke des Aufgebens der eigenen Freiheit war es, der ihn merklich verstimmte, und das Gewicht des schönen Ritterguts, das dem jungen Paar gleich bei

der Heirath abgetreten werden sollte, mußte wol die Wagschale sehr bedeutend herabziehen, um von dem der Erinnerung an dies Opfer nicht aufgeschnellt zu werden. Wohl wußte er, daß der gütige Mann auch ohne die Heirath ihn nicht ohne Unterstützung lassen werde. Allein es war und blieb doch immer nur eine Unterstützung. Eigener Erwerb durfte und mußte von ihm, dem gereiften Manne, erwartet werden. Wie anders leuchtete ihm seine Zukunft entgegen, wenn er sich als unabhängiger Gutsherr dachte, der „Sklaverei des Beamtenthums" gänzlich entrückt, ganz der Literatur und den Wissenschaften gewidmet, den kleinlichen Sorgen und Mühen für ein anständiges Fortkommen überhoben. Die Politik — in seinen Tagen die entwürdigendste und erbärmlichste, die Deutschland je erniedrigt — reizte ihn nicht; staatsmännischen Einfluß verschmähte er; nur in der Literatur, der einzige Schatz, den das Vaterland sich unabhängig bewahrt, einen Namen zu gewinnen, war sein Ehrgeiz. Konnte er auf die Muße dazu hoffen, wenn er als jüngster Rath am Gericht oder bei der fürstlichen Kammer angestellt, mit geisttödtender Arbeit überhäuft, mühsam

Stufe auf Stufe erklimmen mußte, um endlich vielleicht am Abend seines Lebens eine erträglich unabhängige Stellung zu gewinnen?

Alles dies spornte ihn an, als er am Morgen den Brief an den Oheim schrieb und mit herzlichen Worten seine Freude ausdrückte, nach langer Sturmfahrt im friedlichen Hafen einlaufen zu dürfen. Kein Wort schrieb er, das er nicht empfand, kein Gefühl drückte er aus, das nicht am andern Morgen, als er abreiste, noch in seinem Herzen wach war. Aber während der einsamen Reise durch sandige Flächen hatte er Zeit genug, die Sache noch einmal von allen Seiten zu besehen, Zeit genug zum Brüten und Grübeln; er blieb in dieser und jener Stadt einen Tag liegen und versank, wie denn die Unschlüssigkeit die gefährlichste Feindin der guten Laune ist, nach und nach in die verdrießlichste Stimmung.

Je mehr er dem bestimmten Ziele sich nahte, je mehr ward diese noch durch die schlechten Wege erhöht, die ihn im einsamen Wagen herumschüttelten. Hatte im Norden der Sand ihn ungeduldig gemacht, so reizten hier die Steine seinen Ingrimm. Der Enthusiasmus

für Kunstbaustraßen, der gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts in Deutschland erwachte, war noch nicht in diese Gegend gedrungen, wenigstens nicht in die nächste Umgebung des Wohnsitzes seines Oheims. Endlich lag Feldberg vor ihm, und das Schloß, das, wie oben erwähnt, auf einem Abhang stand, leuchtete ihm durch schattige Bäume entgegen. Aber ein überwältigendes Gefühl sagte ihm, er dürfe so, er dürfe in dieser Stimmung nicht ankommen. Noch einen Tag der Freiheit, flüsterte es in ihm. „Weiter", rief er dem erstaunten Kutscher zu, „weiter! fahr dran vorbei, Kutscher, fahr nach der nächsten Stadt, wo du füttern kannst. Rasch!"

Aber mächtig und mächtiger kam das Gefühl seiner Thorheit über ihn, als er weiter und weiter fuhr. Er schämte sich seiner selbst, und in einem stolzen Herzen erzeugt Scham fast immer eine Art Zorn. Als sie vollends in das Thor und auf das holprige Pflaster des Städtchens kamen, rief er hinaus: „Kutscher, ich gebe dir das Trinkgeld doppelt, wenn du mich noch heute Abend nach Bamberg bringst. Fahr zu, so schnell du kannst!"

Der Kutscher, so angespornt, fuhr wie rasend drauf los. Mit unbarmherzigem Peitschenhieb trieb er die Pferde an, die von Furcht gejagt, einige Augenblicke in wüthendem Galop dahinflogen. So ward er in seinem blinden Eifer nicht gewahr, daß mitten auf der Straße ein nur halb bekleidetes Kind saß, das furchtlos mit Steinen spielte. Das unglückliche Geschöpf wäre rettungslos verloren gewesen, wenn nicht im nämlichen Augenblick aus einem Laden dicht dabei eine junge Dame getreten wäre, die mit unnachahmlicher Geistesgegenwart und eigener Lebensgefahr auf den Knaben zuflog und, den Kleinen an seinen Lumpen fassend, ihn hinwegzog und der Gefahr entriß.

Die junge Dame nahm das schreiende Kind auf den Arm, und trug es die Treppe des Kellers hinab, aus dem die erschrockene Mutter, die unten an der Waschwanne gestanden, mit Zetergeschrei und Fluchen gegen den Kutscher gerichtet, heraufstürzte. Blut träufelte von des Kleinen Füßen auf der Dame Kleid herab; vielleicht war es nur das Ziehen über das spitzige Pflaster, was das arme Geschöpf verwundet

hatte. In ihrer Wuth gegen den Kutscher und den Herrn, der rasch, sobald ein Anhalten der Pferde nur möglich war, aus dem Wagen gesprungen war, überließ das Weib der Retterin auf einige Augenblicke ihr Kind. Als aber Robert, sie rasch am Arm nehmend und sein lebhaftes Bedauern ausdrückend, sie die Treppe wieder mit hinunterzog und vor den herbeieilenden Nachbarn und Gassenjungen die Thür schloß, warf sie sich schluchzend auf den kleinen Knaben und entriß ihn den Armen der Dame.

Robert untersuchte mitleidig die Wunden an den Füßen des kleinen Schreiers; er fand nur höchst unbedeutende Verletzungen, die leicht zu heilen waren. Jetzt fiel sein Blick auf die junge Dame.

Ein wunderschönes Mädchen stand vor ihm; aber bleich wie der Tod und einer Ohnmacht nahe.

„Großer Gott, mein Fräulein! Was ist Ihnen? Sie können kein Blut sehen? Schnell ein Glas Wasser!“

Aber Agnes — denn sie war es — wendete sich mit Ekel hinweg. „Luft! Nur Luft!“ hauchte sie,

und trat zurück, als die Frau auf sie losfuhr, sie zu stützen.

Wo wäre auch wol frisches Wasser in diesem Sitz der niedrigsten Armuth zu finden gewesen? Das kochende Wasser dampfte aus der Waschwanne und verdunstete die Luft, aber gerade den Luxus, den der Arme mit dem Reichen theilen könnte, verschmäht er.

„Rasch, hinaus in die Luft!“ rief Robert, und warf seine Börse auf den fettigen Tisch, sodaß die blanken Thaler daraus über den noch schmuzigern Boden rollten. „Nehmt, gute Frau“, setzte er hinzu, indem er das schöne Mädchen, das einer Ohnmacht nahe war, die Kellertreppe hinauf, halb führte, halb trug. Unbeachtet hallten die Danksagungen der armen Mutter, die vielleicht nie im Leben so viel blankes Geld gesehen, dem vornehmen Paare nach.

Auf der Straße kam Agnes sogleich wieder zu sich, und machte sich ohne Schrecken, aber indem ein liebliches Erröthen ihre erblaßten Wangen überzog, aus den Armen des Fremden los.

Sein bewundernder Blick aber blieb mit einem unbeschreiblichen Ausdruck auf ihr haften.

„Erklären Sie mir das, mein Fräulein", sagte er lächelnd; „so heldenmäßig im Handeln und von ein paar Tropfen Blut überwältigt?"

„Nicht doch! Es war nicht das Blut", erwiderte sie, und ihr schönes Gesicht drückte die stolzeste Verachtung aus; „es war das Gemeine der Scene, das mich anekelte; die schmutzige, pöbelhafte Erscheinung dieses Weibes, die verpestete Luft des Locals!"

„Ist es möglich?" rief Robert halb belustigt, halb bewundernd; „so mächtig ist die Aristokratie des Gefühls?"

„Warum nicht? Sollte es nicht eine Aristokratie des Gefühls wie eine des Geistes geben? — Aber nun" —

Sie wendete sich nach der entgegengesetzten Richtung von der, in welcher er sie ein paar Schritte geführt, ehe sie zu vollständigem Bewußtsein gekommen.

„Mein Fräulein", sagte er mit einiger Hast, „Sie sind auch jetzt noch nicht stark genug, um zu Fuß zu gehen. Lassen Sie sich herab, sich meines Wagens zu bedienen, wo Sie auch hin wollen."

„Ich danke Ihnen. Mein Weg führt mich in die

entgegengesetzte Richtung. Auch bin ich nicht allein stark genug", setzte sie lächelnd hinzu, „nach meinem Wagen zu gehen, den ich des bösen Pflasters wegen vor dem Thore im Norden der Stadt gelassen, während ich hier ein paar Geschäfte abmachte, sondern noch zwanzigmal so weit, wenn es noth thäte."

„So erlauben Sie mir mindestens, Sie zu begleiten?"

„Es wird Sie aus Ihrer Richtung bringen."

„Trauen Sie mir nicht zu, Gewinn und Verlust dabei selbst berechnen zu können?"

„Thun Sie, was Ihnen gut dünkt, mein Herr, nur lassen Sie uns aus diesem Gafferkreis so schnell als möglich heraus."

Die Hauptstraße des Städtchens, die einzige, die von Reisenden berührt ward, zog sich durch die ganze Länge desselben in mannichfachen Krümmungen von Norden nach Süden hin. Agnes hatte ihren Shawl möglichst ausgebreitet übergeworfen, sodaß er einigermaßen die Blutstreifen verbarg, die vorn an ihrem Kleide hinunterliefen. Schweigend gingen sie einige Schritte die immer einsamer werdende Straße entlang.

„Sie verachten das Volk?“ fragte endlich Robert.

„Das nicht“, erwiderte Agnes; „aber sein Zustand widerstrebt meiner innersten Natur. Jede Berührung des Gemeinen verletzt mich.“

„Wie aber wollen Sie eine Veredlung seines Zustandes ohne Berührung bewerkstelligen?“

„Jeder Mensch hat seinen Beruf. Ich erkenne es nicht als den meinen an, mich durch eine solche Berührung zu beschmuzen. Aber verstehen Sie mich wohl! Ich spreche nicht vom Standesunterschied allein. Die Berührung des Gemeinen in allen Ständen ist's, die meinem Selbstgefühl widersteht.“

„So kommen wir uns einige bedeutende Schritte näher“, versetzte Robert.

„Ich fürchte nur“, erwiderte Agnes lächelnd, die sich es eben erst bewußt ward, daß sie im Eifer des Gesprächs ein paar Augenblicke stehen geblieben, „ich fürchte nur, wir kommen so nicht um einige bedeutende Schritte weiter. Ich muß eilen, denn es wird spät.“

„Sie sind grausam“, sagte Robert und wollte ihre Hand ergreifen.

Aber er erfaßte nur die Fingerspitzen des Handschuhs, so schnell entzog sie mit stolzem Blick ihm die Hand. Der Handschuh blieb in der seinigen. Sie that, als sehe sie es nicht.

Jetzt traten sie aus der Stadt. Dicht am Thore stand der Wagen, der Kutscher daneben an der geöffneten Thür, der jungen Dame beim Einsteigen zu helfen. Aber Agnes stand einen Augenblick still, unschlüssig, ob sie nicht die Zurückgabe ihres Handschuhs fordern müsse. Robert trat rasch hinzu, umschlang sie halb, indem er sie mit starkem Arm in den Wagen hob und sagte:

„So leben Sie wohl! Ich will denken, daß ich ein Märchen erlebt, indem mir eine Fee erschienen ist, die sich meinem sterblichen Auge vielleicht auf immer entziehen will."

„Leben Sie wohl!" erwiderte Agnes erröthend. Der Wagen rollte davon.

Robert sah eine Weile ihm nach. Dann drehte er sich zu dem Thorschreiber um und fragte: „Wem gehört die Kutsche? Sie hat ein adeliches Wappen."

„Es ist die vom Gute", erwiderte der Thor-

schreiber. „Dem Herrn von Hartung sein Wagen. Sie kommen von Feldberg nicht gerade oft nach unserer Stadt, aber die gnädige Frau kauft doch manches in unsern Läden.“

Robert stand in höchster Bestürzung. „Und die Dame?“ fragte er endlich.

„Nun, das war das Fräulein“, erwiderte der Thorschreiber. „Wer sollt' es denn anders gewesen sein?“

Es war als träfe den Fragenden ein Blitzstrahl. Ein Strom von Gedanken, von innern Vorwürfen, von beschämendem Bewußtsein kam über ihn.

„Wie“, sagte er zu sich selbst, „dieses wunderschöne, geistreiche Mädchen meine Braut? Und ich Thor weiche ihr aus dem Wege! Sie ist's, vor der ich fliehe! Ist sie nicht des Opfers einer Freiheit werth, die mich doch immer zu keiner rechten innern Befriedigung führt?“

Rasch trat er den Rückweg an und stand in ein paar Minuten an seinem Wagen. „Schnell zurück nach Feldberg“, befahl er dem Kutscher. „Das doppelte Trinkgeld bleibt dir gesichert.“

Er war mit einem mal wieder in die beste Laune versetzt. Er zog den kleinen Handschuh heraus und küßte ihn.

„Welche aber kann das sein von den beiden Mädchen? Welche von beiden kann sich so schön entwickelt haben? Lotte muß es sein, denn Edithe, die Kleine, war blond. Und dacht' ich doch, Lotte wäre es gewesen, die gestorben war; das war ein Irrthum, seh' ich nun. Es war nur ein hübsches, ausdrucksvolles Gesichtchen, die zehn oder elf Jahre haben Wunder an ihr gethan."

So fuhr also unser Freund in der besten Stimmung nach Feldberg zurück, wo eine Viertelstunde vor ihm Agnes eben angekommen war.

Diese hatte dem Kutscher empfohlen, recht schnell zu fahren. Als er aber schon nach einigen Minuten wieder schläfrig dahinleierte, ließ sie es sich halb unbewußt gern gefallen, drückte sich fest in die Ecke und ließ den Strom ihrer Gedanken ungehemmt fließen.

„Wer war dieser Mann?" fragte sie sich. „Werd' ich ihn je wiedersehen? — Wahrscheinlich nie! Er

reist weit in die Welt hinaus, indeß ich hier an der Scholle klebe, denn in dem elenden Gouvernantenthum, das mein Los ist, will ich nie wieder hinaus ins Freie, wo für mich keine Freiheit ist. Mit welchem Blick sah er mir ins Auge! Er verstand mich mindestens, während sonst mich fast niemand versteht. Aber ich werd' ihn nie wiedersehen!

„Wie, wenn das der Rechte gewesen wäre? Der, welchen die Natur, die Schöpferin für mich geschaffen hätte? Und blickte er mich nicht an, als fühle auch er, daß aus meinen Augen, von meinen Lippen ihm ein mit seinem tiefsten Innern harmonirender Accord entgegentönen müsse? Im innersten Herzen fühl' ich's, im innersten Geiste weiß ich es, daß auch er in diesem Augenblicke mit mir beschäftigt ist."

Meine Leser würden sich irren, wenn sie glaubten, Agnes sei eine jener leicht entzündbaren Naturen gewesen, die, ihrer Einbildungskraft einen freien Spielraum gebend, Verliebtsein mit Lieben verwechseln, wie sie die Romane unserer Leihbibliotheken, wenn auch ihre Zahl im Abnehmen ist, noch immer zu Tausenden auferziehen. Die mächtige Phantasie Agnes Nordland's

war keineswegs ausschließlich durch Romane, sie war hauptsächlich durch die poetischen Anschauungen der größten Schriftsteller unserer und anderer Nationen genährt worden, und ihre Ansprüche an das Leben waren dadurch mit jedem Jahre desselben, das sie zurückgelegt, nur gehoben worden. So war sie dreiundzwanzig Jahre alt geworden, ohne daß sie je zu der klaren Ueberzeugung gekommen, das, was sich gelegentlich in ihr regte, sei Liebe. Hier und da hatte wol ein Mann auf kurze Zeit ihr Interesse erweckt — etwa ein berühmter Schriftsteller oder Künstler, oder auch — ein junger Prinz, je ausgezeichneter, je höher stehend je besser. Aber die Verblendung hatte nie länger als einige Tage gedauert. Sie hatte die eigene Thorheit belächelt und war zum vollen Bewußtsein gelangt, noch nie geliebt zu haben.

Daß es ihrer Schönheit nie an Huldigungen gefehlt, versteht sich von selbst, aber auch ein paar ernsthafte Bewerber hatte sie trotz ihrer Armuth gehabt. Der eine, ein Professor vom Gymnasium ihrer Vaterstadt, ein geschätzter Gelehrter, hatte dem siebzehnjährigen Mädchen eine geringe Meinung eingeflößt, weil er im

Streite der Zeit zwischen den Romantikern und den Realisten es mit letztern hielt und Iffland und Kotzebue für die besten Dramatiker der Zeit erklärte. Nebendem rauchte er nicht allein, er schnupfte auch, und sie hatte sich trotz der peinlichen häuslichen Lage nicht einen einzigen Tag Bedenkzeit ausgebeten, um den Antrag abzulehnen. Der andere Bewerber war ein in Italien reisender Kaufmann, aus einer Mittelstadt Deutschlands, der neben einem größern Geschäft auch einen Laden hielt. Dies war zuviel der Prosa für Agnes' poetischen Sinn, wenn auch sonst der Mann ihr keineswegs misfiel und sie sich ein paarmal im Palazzo Pitti recht gut mit ihm unterhalten hatte.

Die junge Schwärmerin hielt vor wie nach „ihr Ideal", dem allein sie ihre Freiheit opfern wollte, in ihrem Innern verborgen, nur daß sie zu gescheit war, um nicht schon in frühen Jahren eine feste Form desselben aufzugeben und darauf zu bestehen, daß Er blaue oder schwarze Augen, eine römische oder eine griechische Nase haben sollte. Die Huldigungen, die ihr überall wurden, wo sie erschien, nahm sie ohne Dank, ohne Eitelkeit, nur als ihr gebührend an, und

eben dieser Stolz, der sie bisjetzt bei aller Schwärmerei vor aller Verirrung geschützt, hatte sie auch vor jeder Art Koketterie bewahrt.

Wie ging es nun zu, daß sie heute, gerade heute so seltsam ergriffen war? Robert war durchaus nicht schön. Er hatte würdige, ziemlich regelmäßige Züge, eine große männliche Gestalt und seine ganze Erscheinung kündigte den Mann von Stande an. Aber kein Bildhauer hätte ihn sich je zum Modell gewählt, einen Apollo zu meißeln, kein Maler, um in seinen Zügen das Urbild des schaffenden Dichters zu verwirklichen. Was war es nur, daß die Gestalt dieses so flüchtig begegneten Mannes ihr immer vor Augen schwebte? Wer kann noch an einem Magnetismus der Seelen, wer noch an einer innern Wahlverwandtschaft zweifeln?

Unter solchen Phantasien kam Agnes in Feldberg an, wo die gastliche Familie Hartung sie, in der Abenddämmerung plaudernd, zusammen erwartete.

Agnes berichtete über ihre Geschäfte. Sie hatte Proben mitgebracht, aus denen Frau von Hartung von neuem wählen, worauf das gewählte Zeug gesendet werden sollte. Als Licht hereingebracht war, die Zeuge

besser besehen zu können, fiel Edithens Blick zuerst auf die Blutflecke in Agnes' Kleid.

„Was ist geschehen?" fragte sie bestürzt. „Was ist dir widerfahren, liebe Agnes?"

Nun trug diese ihr kleines Abenteuer vor. Robert's ward nur als „eines Reisenden" gedacht. Für den Muth, mit dem sie sich der eigenen Lebensgefahr ausgesetzt, erwartete sie keine Bewunderung, aber als sie den Einfluß beschrieb, den die pöbelhafte Mutter und der Schmuz, wie die Luft des Kellers auf sie gehabt, konnte sie es nicht ohne lebhafte Empfindlichkeit ertragen, daß Edithe in Lachen ausbrach.

„Bestes Herz!" sagte diese; „wie willst du's aushalten, wenn der Krieg kommt und an uns Frauen die Pflege der Verwundeten? Haben wir nicht noch gestern alles verabredet, wie wir, wenn endlich der ersehnte Zeitpunkt kommt, daß unser deutsches Volk aufsteht und dieses demüthigende französische Joch abschüttelt, wie wir Frauen und Mädchen auch das Unsere thun müssen und in die Lazarethe gehen und die Geopferten pflegen wollen? — Höre, Kind, ich fürchte, du wirst dich an die Generale, mindestens an

die Offiziere halten müssen, die reine Hemden anhaben und sich hoffentlich gut gewaschen haben, während du mir die gemeinen Soldaten überlässest."

„Possen, Edithe! wie du mich misverstehst. Meinst du nicht, daß ein großer Gedanke, ein erhabenes Gefühl uns Stärke verleiht? Uebrigens war es vielleicht minder der physische Ekel vor dem Schmuz des Locals als der moralische vor der gemeinen Natur des Weibes, der mich überwältigte."

So gab eben ein Wort das andere, als auf einmal ein Wagen gehört ward, der in den Hof rollte und vor dem Hause anhielt. Frau von Hartung trat an das Fenster.

„Besuch? noch so spät?" fragte sie verwundert.

„So muß ich schnell mein Kleid wechseln", rief Agnes und lief, ihre Sachen zusammenraffend, aus dem Zimmer.

Herr von Hartung trat an das andere Fenster, es öffnend. „Was!" rief er auf einmal, „Robert? Er ist's! — Er ist da, der liebe Junge!" und hoch erfreut eilte er hinunter an die Hausthür, dem kaum mher Erwarteten entgegen.

Frau von Hartung trat ebenfalls an die Hausthür und sah, oben auf den Stufen stehen bleibend, mit inniger Rührung, mit welcher herzlichen Freude ihr Gatte den jungen Mann in seine Arme schloß, und wie dieser eine tiefe Bewegung beim Wiedersehen des guten Oheims nur mühsam bewältigte. Auch ihr Empfang war der herzlichste. Sie nahm den Gast bei der Hand und führte ihn ins Wohnzimmer, aus dessen Mitte Edithe, die unterdessen Zeit gehabt, sich vollkommen zu sammeln, ihm die Hand entgegenstreckte.

„Willkommen, lieber Vetter", rief sie ihm mit ihrer herzgewinnenden Freundlichkeit zu. „Sie haben lange auf sich warten lassen, aber jetzt, da Sie da sind, verzeihen wir Ihnen alles."

Aber welche Worte könnten Robert's Verwirrung schildern, welche die ungeheure Bestürzung ausdrücken, die sich seines Geistes beim Anblick der fremden Gestalt bemächtigte? Mit steifem Anstand, mit blutrothen Wangen stand er vor ihr, er, dem ein vieljähriger Verkehr mit der Welt die gewandtesten Sitten zur andern Natur gemacht hatte. Kaum daß er die ihm freundlich gebotene Hand zu fassen vermochte.

„In der That, es ist lange — Jahre sind dahingeflogen — Sie also sind meine Cousine?“

„Und wer sollt' ich denn anders sein?“ fragte lächelnd Edithe, deren Fassung mit Robert's Verlegenheit wuchs. „Freilich mag ich mich in den vielen Jahren, daß wir uns nicht gesehen, recht ordentlich verändert haben, sowie auch ich mir nie hätte vorstellen können, daß der kleine Robert zu einem so mächtig großen Mann aufwachsen könnte. Nimmermehr hätte ich Sie wiedergekannt, hätte ich Sie wo anders getroffen.“

Zum Glück hatten Herr und Frau von Hartung sich beim Eintritt etwas abgewandt, aus Discretion vielleicht, denn sie waren auf einige Verlegenheit beim ersten Wiedersehen der beiden für einander Bestimmten gefaßt. Indessen hatten sie doch genug von Robert's Verwirrung bemerkt, um sich nachher beim Schlafengehen zusammen daran zu belustigen und Herrn von Hartung Gelegenheit zu allerlei kleinen Neckereien zu geben, „wie doch die Frauenzimmer sich auf die Verstellung viel besser verständen als die Männer“ und „wie die vollkommene Aufrichtigkeit doch nur bei diesen zu finden sei“.

Unterdessen hatte sich Robert bald gefaßt, und bis Frau von Hartung ihre Tochter hinausschickte, indem sie ihr mit leiser Stimme einige Anordnungen zur Erweiterung des Nachtessens auftrug, das schon lange auf sie wartete, der Vater ihr aber nachrief, ja für eine Flasche Johannesberger zu sorgen, die Ankunft des lieben Gastes zu feiern, war er bald mit dem Oheim im eifrigsten Gespräch.

Plötzlich aber öffnete sich die Thür. Agnes, die unterdessen ihr Kleid gewechselt und sich die Haare glatt gestrichen, trat in all ihrer Schönheit in das Zimmer.

„Sieh da! Agneschen!“ rief der freundliche Wirth ihr entgegen. „Da ist er endlich, der Vetter Robert, der lang Erwartete. Mamsell Agnes Nordland, lieber Junge, eine liebe Freundin Edithens, die bei uns zum Besuch ist, der hoffentlich noch recht lange dauern wird.“

Einen Augenblick standen beide wie versteinert.

„Ich glaube“, sagte Agnes mit leiser Stimme, „wir haben einander heute schon begegnet.“

Robert verbeugte sich tief.

„Was!“ rief Herr von Hartung verwundert. „Wie wäre das möglich? Kamst du nicht von Kassel, Robert?“

„Allerdings.“

„Und wie kamst du auf die Straße nach Eggolsheim? Da müßtest du ja bei Feldberg vorbeigefahren sein?“

„Ich weiß nicht — der Kutscher ist fremd, wie du weißt — er verfuhr sich.“

„Nun das muß ein Dummerjahn sein. Konnte er denn nicht fragen?“

„Ich weiß nicht“, erwiderte Robert und seine Verlegenheit wuchs mit jedem Wort. „Du weißt Onkel, ich hab' ihn schon in Hamburg gemiethet. Er kommt mit seinem Plattdeutsch hierzulande nicht recht fort.“

„Und konntest du denn nicht selber aufpassen? Oder war dir Feldberg so fremd geworden, daß du es selber nicht mehr kanntest?“

„Der Himmel weiß wie es zuging. Dir ist wol noch erinnerlich Onkel“, entgegnete Robert ablenkend, „ich bin manchmal ein Träumer. Ich würde denken,

ich hätte geschlafen als wir vorbeifuhren, wenn das bei den Straßen hierzulande möglich wäre."

Und damit hatte der kluge Neffe den Oheim auf das rechte Kapitel gebracht, den verwunderten Frager abzulenken. Denn der Bau einer Chaussee oder Kunststraße durch die Gegend gehörte schon lange zu des Oheims Lieblingsplänen, wie in der That die Förderung von allem, was zum gemeinen Besten beitragen konnte. Schon lange hatte er die Ritterschaft bearbeitet, sie zu bestimmen, die Regierung dabei zu unterstützen. Er selbst war zu Opfern bereit; aber die Zeit gehörte in jeder Hinsicht einer individuellen Richtung an, wenn auch nicht die beständige Erwartung neuer Kriegsausbrüche an und für sich allen gemeinnützigen Unternehmungen hinderlich gewesen wäre. So hatte er mit alle seinem Eifer nicht viel ausrichten können.

Indessen hatte Robert seinen Zweck erreicht. Das Gespräch war auf allgemeine Dinge gelenkt. Man ging zu Tisch und die Unterhaltung ward meist von ihm selbst und dem Oheim geführt. Dazwischen fiel sein Blick wechselsweise jetzt auf Edithen, jetzt auf Agnes. Letztere saß, ihrer ganzen Natur zuwider, still und in

sich gekehrt. Edithens liebliches Gesicht ward durch eine gewisse unbewußte Verschämtheit, durch ein unerkanntes, nie empfundenes Etwas verschönert. So verlor sie zu ihrem Glück selbst im Vergleich mit der schönen Freundin nicht viel.

Die Damen zogen sich zeitig zurück. Agnes erklärte, ihre Fahrt habe sie etwas ermüdet. Sie hatte sich vorgenommen, noch vor dem Zubettgehen Edithen ihr kleines Abenteuer zu erzählen. Als aber die Zeit zur guten Nacht kam und Edithe, die sich unbewußt nach Alleinsein und Sammlung sehnte, heimlich die Bitte um Einlaß in ihr Schlafzimmer fürchtete, ging sie mit einem stillen Kuß zur guten Nacht an der Freundin Thür vorüber in ihr eigenes Gemach. Denn was sollte sie ihr sagen?

IV.

Des Schicksals Stimme.

Vielleicht schlugen drei junge Herzen heute Nacht mit stärkerm Schlage als sonst wol im gastlichen Schlosse Feldberg.

Am mindesten beunruhigt von den Dreien, obschon auch sie ungewöhnlich aufgeregt war, konnte man wol die Tochter des Hauses nennen. Der Eindruck, den Robert auf sie gemacht, war entschieden günstig gewesen und sie durfte ohne Eitelkeit sich schmeicheln, daß auch sie sein Wohlgefallen erregt habe. Freilich stand ihre Sache dadurch noch nicht um ein Haar anders als vorher, aber es war doch ein Gefühl in ihr, als wäre sie einem Ziel um einen großen Schritt näher gerückt, ohne sich recht bewußt zu sein, nach welcher Richtung sie dieser Schritt geführt habe. Nach einem innigen Gebete zu Gott, das rechte Ziel sie erkennen zu lehren, versank das gute Kind in den gesunden ruhigen Schlaf, der sie für die Erfüllung ihrer Pflichten zu stärken pflegte.

Kein Wunder, daß der ihr bestimmte Bräutigam, trotz der ermüdenden Tagereise, die er eben bestanden, nicht so bald als sie Beruhigung in den Armen eines erquickenden Schlafes fand. Edithens Erscheinung hatte ihn auf das angenehmste berührt. Es war etwas so Klares, Zutrauenerweckendes in ihrem Blick, eine solche jungfräuliche Würde in ihrem Betragen, daß ihm halb unbewußt Schiller's berühmte Stanzen zu Ehren der Frauen in der Seele widerhallten. Er hätte sich ohne Störung, ohne Widerstand diesem Gefühle hingeben können, wenn nicht — eine Zauberin der anmuthigen Gestalt zur Seite gestanden hätte, die ihn wie mit magischer Gewalt von ihr hinwegriß.

„Und muß mir", rief eine innere Stimme ihm mit unverhehltem Unmuth zu, „das Schicksal gerade jetzt dieses schöne Geschöpf in den Weg führen, in deren innerm Wesen ich einen reinern Spiegel meiner selbst erkenne? Ein geistvolles, empfängliches Weib, in dessen Innern durch den ganzen, langen, einförmigen Schlendrian der Ehe hindurch meine Ideen, meine Ansichten, mein Charakter ein wohlthätiges Echo hervorrufen würden, während sonst wol im langweiligen Einerlei

des häuslichen Stillebens auch der kühnste Genius Gefahr läuft, in todesähnlichen Schlummer zu versinken? — Verwünscht sei mein Geschick! — Und doch" — unterbrach er sich lachend — „darf dieses Uebermaß meines Glücks mich verdrießen? Laß sehen, was die Zeit bringt! — Noch bin ich frei und vielleicht werd' ich im Laufe der nächsten beiden Wochen schon zu der Ueberzeugung gekommen sein, daß es das Beste für mich ist, frei zu bleiben."

Am leidenschaftlichsten bewegt war Agnes, obwol sie es glücklich zu verbergen gewußt. Seltsam, daß zum ersten mal im Leben sich ein bitteres Gefühl gegen Edithen in ihr regte, wenn sie sich auch dessen nicht bewußt ward.

„Gehört er ihr etwa?" fragte sie sich. „Keineswegs, selbst äußerlich nicht, denn die Hauptbedingung der guten Aeltern selber ist, daß, wenn ihre Herzen sich nicht finden, von der Heirath nicht mehr die Rede sein soll. Und es ist kaum denkbar, daß diese Herzen, die offenbar die Natur nicht füreinander schuf, sich finden sollten. Sie kann ihm nicht genügen, trefflich wie sie ist. Sie kann und wird ihn nie recht verstehen, wird

nur immer den ruhigen, pflichtgetreuen, frommen Mann in ihm vermissen, der ihr Ideal ist. Und wie, wenn sie ihn lieben lernte? Und sollte er darum der Ihre sein, weil ihr Herz sich für ihn entscheidet? Hat sie darum, weil sie reich ist, weil das äußere Glück sie begünstigt und sie von den Aeltern ihm in die Arme geführt wird, ein höheres Anrecht auf ihn, als das sympathetische Herz, das von der Natur für ihn geschaffen ist?

„Aber ich? Ich sollte ihr ihn entreißen? Ihr, der theuern, trefflichen, liebevollen Freundin, den Mann verlocken, zu dem ihr Herz sie zieht? Selbst wenn's ein misverstandener Zug wäre, ich will es nicht! Es wäre schlecht! Niedrig! Mein Stolz empört sich dagegen! Wie könnte ich den Aeltern wieder in die Augen sehen, sie, die mich mit der liebevollsten Gastfreundlichkeit überhäuften!

„Fern sei und bleibe mir stets alles Unedle! Kein Wort, kein Blick verrathe was ich fühle. Ja, was ich fühle. Ich kann es mir nicht mehr verbergen! Ich liebe diesen Mann. Aber keine Miene, keine Aeußerung, kein Verrath an meinem Innern soll es ihm darthun,

bis mir die feste, klare Ueberzeugung geworden, daß sein Herz mir allein unwiderruflich gehört; bis ich die klar und fest ausgesprochenen Worte von seinen Lippen höre: Ich liebe dich, Agnes. Dich allein. Du, die du all mein Inneres verstehst, du, die du die Hälfte meines Ichs bist. Du bist mir tausendmal mehr als selbst des besten Mädchens Güte, tausendmal mehr als des reichsten Mädchens Reichthum. Dir, dir allein gehör' ich an."

Wenn ich meinen Lesern einen solchen Blick in das Innere meiner jungen Helden habe thun lassen, so habe ich dadurch zugleich den Geist und die Haltung charakterisirt, welche dem vierzehntägigen engen Zusammenleben der drei jungen Leute im ganzen eigen waren. Edithe setzte im wesentlichen ihre gewohnten häuslichen und sonstigen Beschäftigungen fort, die den größten Theil ihrer Morgenstunden in Anspruch nahmen. Robert hatte zu viel Takt, um unterdessen Agnes auf ihren Streifereien zu begleiten, vielmehr gesellte er sich währenddem meist dem Oheim bei und suchte sich durch Beobachtung und Fragen über landwirthschaftliche Dinge zu unterrichten. Der heiße Nachmittag war der Unter-

haltung gewidmet, entweder durch Gespräch oder Vorlesen einiger der merkwürdigen literarischen Erscheinungen, an denen jene Zeit so reich war. Frau von Hartung war dabei gern gegenwärtig und, wie die jungen Damen, mit dieser oder jener Handarbeit beschäftigt, war es allen Dreien ein wahrer Genuß, Robert mit seiner herrlichen Stimme und seiner Gewandtheit, in des Verfassers Sinn einzugehen, vorlesen zu hören.

Im Gespräch, das die Lektüre oft verdrängte, waren er und Agnes die Hauptpersonen. Er wußte viel von seinen Reisen zu erzählen. Seine Anschauungen waren bisweilen einseitig, parteiisch, aber sie waren immer originell, lebendig, geistreich. Mutter und Tochter begnügten sich dabei gern mit Zuhören und einzelnen Bemerkungen und Fragen, während Agnes allein ihm mindestens hierhin und dorthin folgen konnte. Denn unter wie beschränkten Verhältnissen sie auch gesehen und beobachtet hatte, immer hatte sie mit scharf durchdringendem Auge gesehen, immer mit kühnem, eigenthümlichem Geiste beobachtet. Was nun gar die Kunstwerke Italiens anbelangt, so war es zum Erstaunen,

wie beider Urtheil, beider Bewunderung und Entzücken hier immer zusammentraf. Und wie konnte es anders sein, als daß beide immer von neuem im tiefsten Innern fühlten, daß sie füreinander geboren seien?

Die schönen Abende waren meist den Spaziergängen in die liebliche Gegend gewidmet, und zwar reichten für die weiteren Streifereien der Mutter Kräfte nicht mehr aus. Auch Herr von Hartung fand bei seiner wachsenden Corpulenz eine abendliche Spazierfahrt mit seiner Gattin bequemer. Die jungen Leute waren sich daher hier allein überlassen.

Auch auf diesen Spaziergängen waren Robert und Agnes meist die Hauptsprecher, und wer die Drei beobachtet, hätte wol bemerken können, daß Edithe immer stiller und stiller ward.

Im ganzen war die Stimmung des ersten Abends dieselbe geblieben. Nur daß die Liebe sich in Edithens junges Herz eingeschlichen und ganz unvermerkt Robert's Bild in diesem guten, treuen, echten Mädchenherzen einen immer festern Sitz erhalten hatte. In der freien Natur war Edithe ganz zu Hause. Indem sie sich selbst freier fühlte, drückte sie auch ihre Gefühle klarer und

entschiedener aus, als wenn ein Urtheil über einen literarischen oder Kunstgegenstand von ihr erwartet wurde. Ihr frischer, sicherer Gang, ihre Gewandtheit und jugendliche Kraft im Bergsteigen bezeugten, wie frei sie sich in ihrem heimischen Elemente bewegte. Sie war glücklich in der Gegenwart und sicherlich war ihr Genuß, wenn sie die Sonne in ihren wunderbaren zauberischen Verhüllungen in rosige und goldene Schleier hinter die reizenden heimischen Berge sinken sah, nicht weniger innig, als der der beiden Andern, die sich bei diesem Anblick den noch viel mehr bewunderten Anblick des Sonnenuntergangs im Mittelländischen Meer oder zwischen den Alpen zurückriefen und in ihren Gesprächen darüber mitunter die Gegenwart vergaßen.

Freilich aber war diesen Beiden das eine, höchste Glück zutheil geworden, sich in einem Gefühle zu begegnen, gemeinschaftlich zu empfinden und, das berühmte:

Zwei Seelen und ein Gedanke
Zwei Herzen und ein Schlag

verwirklichte sich in ihnen oft bis zum augenblicklichen Vergessen Edithens. Was aber dem Verhältniß der Beiden noch einen besondern Reiz gab, war das Be-

wußtsein eines Geheimnisses zwischen ihnen, denn ohne daß eigentlich einer von ihnen wußte warum, war ihr früheres Begegnen nie von ihnen berührt worden.

Edithe sah und erkannte es dunkel, trotz dem noch dunklern Anwachsen des Gefühls in ihrem eigenen Herzen. Es war ihr bisweilen, als zöge sich dies arme Herz plötzlich krampfhaft zusammen und ihrer Freude am Genuß der Natur mischte sich oft eine so tiefe Wehmuth bei, daß sie sich selbst nicht lange unklar bleiben konnte.

„Er ist frei", sagte sie sich. „Er soll frei bleiben, keine Ahnung meines innerlichen Gefühls soll die Wahl ihm erschweren. Kein Wunder, daß Agnes ihn mehr anzieht als ich, sie, die soviel schöner und geistreicher ist. Manchmal täusch' ich mich wol! Und wenn sein Auge, sein seelenvolles Auge so liebevoll mir nachfolgt auf meinen kleinen unbedeutenden häuslichen Bewegungen und mit so tiefer Innerlichkeit manchmal an mir zu hängen scheint, so kommt wol ein Gefühl über mich, als wär' ich ihm mehr als Cousine, mehr als Schwester! Aber wie viele Mädchen mögen sich schon auf ähnliche Weise getäuscht haben. Er ist mir gut. Er achtet

mich. Keine Miene soll ihm andeuten, kein Wort je ihn ahnen lassen, daß ich ihm — mehr als gut bin — daß ich ihn — mehr als achte.

„Und Agnes? Noch liebt sie ihn nicht. Diese offene stolze Natur würde es nicht verbergen können noch wollen, wenn sie ihn liebte oder — wenn sie seiner Liebe gewiß wäre. Seltsam immer, daß sie gar nicht mit mir von ihm spricht, ja, daß sie fast vermeidet, mit mir allein zu sein.

„Und muß ich daraus nicht den Schluß ziehen, daß sie weiß, daß Robert mich nicht liebt? Würde sie, die so scharf sieht, es nicht längst wissen oder ahnen, was in ihm vorgeht? — Und wenn der Arme sie liebte und bei ihr keine Erhörung fände?"

Ein gerechter Mädchenstolz regte sich in ihr. „Desto strenger", sagte sie zu sich selber, „muß meine Selbstbeherrschung sein. Er darf nicht ahnen, was mich so tief bewegt. Eine anderwärts getäuschte Hoffnung darf ihn so wenig zu mir führen, als ein Gefühl der Dankbarkeit oder des — Mitleids."

Diejenigen meiner Leser, die die Welt und das menschliche Herz kennen, mögen vielleicht überrascht sein,

daß sich unter allen mistrauischen Bedenken Edithens nicht auch der Verdacht zudrängte, Robert könne selbst mit der vollen Liebe zu der schönern Agnes, doch vielleicht in ihr das reichere und vornehmere Mädchen zu heirathen wünschen. Wirklich kam bei allen ihren Selbstquälereien ihr dieser Gedanke nicht in den Sinn. Einem nothleidenden, energielosen, unfähigen Mann, außer Stande, durch eigene Kraft für Lebenserwerb und Familienunterhalt zu sorgen, würde sie einen solchen Schritt vielleicht verziehen haben. Von einem Mann wie Robert würde er ihr als eine solche Erbärmlichkeit erschienen sein, daß er allein hingereicht haben würde, jede Neigung in ihr zu tödten. Es muß auch bemerkt werden, daß das goldene Zeitalter der Culturgeschichte Deutschlands durchaus nicht die Periode der herrschenden Geldheirathen in sich schloß, mit welcher andere Länder vertrauter waren und welche theils die veränderten Ansichten unserer Zeit, theils der überhandnehmende Luxus auch mehr oder weniger in unserm Vaterlande eingeführt haben. Liebe, Uebereinstimmung der Herzen galt damals noch als Grundbedingung einer glücklichen Ehe, mindestens bei den Männern

besserer Art. Indessen mag es wahr sein, daß in jeder Zeitperiode Männer und Frauen verschieden darüber zu denken pflegen.

Vielleicht möchte auch schon hier und da einer meiner Leser die Frage aufgeworfen haben, ob Herr und Frau von Hartung nicht die Gefahr fühlten, die aus diesem vertraulichen Leben für des Erstern Lieblingsplan erwuchs? Frau von Hartung — denn Frauen sehen schärfer — sah diese Gefahr allerdings, und machte ihren Gemahl darauf aufmerksam. Aber dieser war theils zu tief von seiner Tochter Werth durchdrungen, theils an und für sich zu sanguinischer Natur, um auf ihre Besorgniß einzugehen.

„Laß nur", sagte er, „wir können das arme Mädchen doch nicht darum aus dem Hause jagen, weil sie schöner ist als unser Kind? Und glaube mir, der Junge ist kein Thor. Er wird sich nicht ein armes schönes Mädchen erwählen, wenn er ein reiches liebenswürdiges Mädchen haben kann, in deren treuen Augen jeder Mann das Versprechen eines unbeschränkten häuslichen Glücks lesen kann. Und was ließe sich auch thun?"

Seine Frau aber that stillschweigend, was sich thun ließ. Sie hatte kürzlich gehört, es werde für die jungen Prinzessinnen eine Vorleserin gesucht und sogleich an Agnes dabei gedacht, denn wie gern sie auch diese als Gast bei sich sah, so fühlte sie doch, daß der Besuch nicht ewig dauern könne. Die Oberhofmeisterin war ihre Jugendfreundin und einer der einflußreichsten Männer in der Hauptstadt ihr naher Verwandter. An beide schrieb sie nun, ohne weitere Mittheilung gegen ihren Gatten, indem sie Mademoiselle Nordland, als durchaus zu dieser Stelle geeignet, dringend empfahl, und beide um ihre Mitwirkung zur Erreichung ihres Zwecks, als um eine Gefälligkeit gegen sie selbst, inständig ersuchte. Vom Vetter war schon eine Antwort eingelaufen, die ihr die besten Hoffnungen gab. Von der Freundin erwartete sie täglich einen Brief, der sie berechtigte, Agnes aufzufordern, sich um jene Stelle zu bewerben.

So standen die Sachen, als an einem schönen Mondscheinabend die drei lieben Wanderer erst gegen Mitternacht zu Hause kamen, so tief hatte der benachbarte Wald sie verlockt, so unwiderstehlich hatte der

magiſche Glanz des Mondes mit ſeinen feenhaften Schöpfungen ſie gefeſſelt. Frau von Hartung war ſchon lange im Bett, ihr Gatte allein ſaß noch auf, denn auch ſämmtliche Dienſtboten hatten ſich zurückgezogen, nachdem der rückſichtsvolle Hausherr übernommen, die Thür ſelber ſicher zu verſchließen, wenn die jungen Herrſchaften endlich heimgekehrt wären. Er hatte ſich, um ſeine Gattin nicht durch ſein ſpätes Zubettgehen zu ſtören, eins der Gaſtzimmer zurechtmachen laſſen, denn ſie war ſchon ſeit einigen Tagen etwas unwohl und vollkommene Ruhe that ihr vor allem noth. Als demnach die Erwarteten endlich kamen, empfahl er ihnen vor allem Stille und leiſes Auftreten.

„Und um eins noch“, ſetzte er hinzu, „will ich bitten. Macht die Nacht aus purem Enthuſiasmus für den Mond nicht länger zum Tage. Es gehe gleich jeder auf ſein Zimmer, und zu Bett ſobald als möglich. — Es ſind auch noch ſpät Briefe angekommen“, ſetzte er hinzu. „Die Poſt hat ſich bei den abſcheulichen Wegen wieder um ein paar Stunden verſpätet, aber da Mondſchein iſt, hat ſie die Boten-

frau noch heute Abend herausgebracht. Auch für Sie zwei, Agneschen! Ich habe sie Ihnen auf Ihren Nachttisch legen lassen. Aber wenn Sie mir folgen, so lesen Sie sie erst morgen!"

„Vater!" sagte Edithe lächelnd, „was mutheſt du ihr zu? Einen empfangenen Brief erſt am folgenden Tage leſen? Weißt du nicht, daß für ein junges Mädchen ein empfangener Brief etwas ganz anderes iſt, als für euch Männer?"

Und doch hätte Agnes faſt Herrn von Hartung's Ermahnung befolgt, ſo lebhaft bewegt war ihr Gemüth, ſo fieberiſch ungeſtüm klopfte ihr Herz, als ſie in ihre einſame Kammer trat. Schon die zauberhaft geſtaltete äußere Welt um ſie her hatte die Stimmung der jungen Schwärmerin faſt bis zur höchſten Höhe geſteigert. Sie ſaßen im Walde auf einen gefallenen Baumſtamm nieder, der auf der beſchränkten Lichtung um ſie her zufällig liegen geblieben war. Zu ihren Füßen, etwas tiefer unten, rauſchte durch dichtes Gebüſch mit gelindem Fall ein Bach geheimnißvoll dahin, nur daß hier und da auch der verrätheriſche Glanz des Mondes ſein Daſein verrieth, wo das Buſchwerk

sich öffnete. Sie saßen lange in Schweigen versenkt, denn in der kaum verstandenen Bewegung ihrer Herzen war ihr Gespräch, nach und nach leiser und einsilbiger werdend, unvermerkt endlich ganz verstummt. Da gleitete Agnes' feuchtes Taschentuch an ihrem seidenen Kleide auf die Erde herab. Sie bückte sich danach, zugleich auch Robert, der neben ihr saß. Ihre Hände begegneten einander. Sie fühlte den leisen Druck seiner Hand. Sie wollte die ihre ihm entziehen. Er drückte sie fester. Jetzt ließ sie ihm die Hand. Ihr Herz schlug höher im entzückten Bewußtsein, er liebe sie. Er beugte sich tiefer, als suche er noch etwas, und im nämlichen Moment fühlte sie seine glühenden Lippen auf ihrer zitternden Hand.

Ein paar Augenblicke und sie erhob sich mit einem gewissen innerlichen Bewußtsein der Beruhigung, in welchem sie selbst sich fast fremd war. Denn eine unerschütterliche Ueberzeugung hatte sich ihrer bemächtigt, der Bund der Herzen, welche die Natur füreinander geschaffen, sei jetzt geschlossen. Kein Gedanke an die Freundin störte sie. Stolz und glücklich schritt sie schweigend auf dem schmalen Wege voraus, auf

dem höchstens zwei nebeneinander Platz hatten. Hinter ihr gingen Robert und Edithe. Letztere versuchte ein paarmal ein Gespräch einzuleiten, da aber auch Robert nur einsilbig antwortete, gab auch sie gern ihrer stillen Stimmung nach, und alle Drei erreichten schweigend das Schloß.

Erst als Agnes in ihrem einsamen Zimmer angelangt war, brach sie in einen heißen Thränenstrom des Entzückens aus. „Er liebt mich, der geliebte Mann", rief es in ihr. „Ich habe mein Ziel auf redlichem, geradem Wege erreicht. Er ist mein, mein, weil er für mich geboren ist! Weil nur ich ihn verstehe, den theuern herrlichen Mann!"

Jetzt fiel ihr Blick auf die beiden Briefe auf ihrem Nachttisch. Sie erbrach den einen, dessen Adresse von einer ihr fremden Hand war. Er enthielt den Antrag einer Gouvernantenstelle in Berlin. Sie warf ihn gleichgültig beiseite. „Morgen!" sagte sie.

Sie griff nach dem andern. Es war ihres Vaters Handschrift. Ein dunkler Schrecken durchzuckte sie. Sie erbrach den Brief und las:

„Liebe Agnes!

„Es schmerzt mich sehr, dir melden zu müssen, daß deine gute Mutter seit mehrern Tagen sehr schwer erkrankt ist. Ich muß dich daher bitten, dich sogleich nach Empfang des Briefs auf den Weg zu machen, denn sie wünscht sehr, dich zu sehen.

„Ja, mein Kind, ich will und kann es dir nicht verschweigen, daß die theure Frau im Sterben liegt; daß der Arzt sie aufgegeben hat und ihr höchstens noch vier bis fünf Tage Lebenskraft zuspricht. Wenn du also deine arme Mutter noch lebendig antreffen willst, so komm gleich, komm ohne Zögern zu deinem tiefbetrübten Vater K. Nordland."

Einen Augenblick stand sie wie zur Bildsäule erstarrt. Wer könnte den furchtbaren Uebergang vom höchsten Entzücken zum tiefsten Schmerz, in einen einzigen Augenblick zusammengedrängt, mit Worten schildern! So auf einmal herabgestürzt vom Gipfel des Triumphes in die tiefste Schlucht des Jammers — denn Agnes konnte einmal ihrer ganzen Natur nach nicht anders als mit der ganzen, vollen Kraft der Seele fühlen.

Auch hatte sie ihre gute, sanfte Mutter wahrhaft mit großer Zärtlichkeit geliebt. Es war nicht gerade die rechte reine Tochterliebe, die sie für die Arme in ihrem Herzen gepflegt — eine Mischung von Zärtlichkeit, Achtung und Vertrauen — vielmehr hatte sich in ihr kindliches Gefühl etwas von einem fast mütterlichen Mitleid gemischt, wenn es ihr einfiel, wie viel von dem geistigen Element der theuern, zarten Frau unter alle den physischen Ansprüchen, deren Befriedigung ihr Leben gewidmet war, zu Grunde gegangen sein mußte. Allein auch eine kindliche Zärtlichkeit hatte sie für sie gehegt, in der sie oft in ihren — Herzens- oder Phantasieleiden, wie es nun war — Trost gefunden. Trotz den mannichfaltigen Verweisen der Mutter war es ihr immer eine Art Erleichterung gewesen, wenn der strenge Vater gescholten oder die Brüder, die rohen Knaben, sie verletzt hatten, oder wenn der Schmerz um Ferdinand und Luise's *) Tod ihr fast das Herz brach, sich auf den Schemel zu der Mutter Füßen zu setzen und den Kopf in ihren Schos

*) Kabale und Liebe.

gelegt, die sanfte Hand sich über das Haar streichen zu fühlen. Armes Kind! pflegte die Mutter zu sagen, armes Kind! ohne weiter zu fragen. Aber es lag ein süßer Trost in diesem: Armes Kind! in diesem Zugestehen der Berechtigung zum Schmerz, der mehr Beruhigung gab, als alle Trostgründe hätten geben können.

Seit ihrer Abwesenheit aus dem älterlichen Hause auch hatte sich Agnes oft in trüben Stunden nach der Mutter gesehnt, und während der kurzen Besuche vollends, die sie von Zeit zu Zeit dort gemacht, hatte die vermehrte Achtung, mit der die Tochter behandelt wurde, das Verhältniß zu beiden Aeltern bedeutend gereinigt.

Nur ein paar Augenblicke lang überwältigte der Schmerz jetzt ihr starkes Gemüth. Mit den Worten: „Ich muß fort! Ohne Zögern fort!“ riß sie sich empor. Sie öffnete die Thür ihres Zimmers und sah durch die glasgedeckte Oeffnung über der Thür, die in ein gegenüberliegendes Zimmer führte, noch Licht. Es war dasjenige, das Herr von Hartung sich für diese Nacht zum Schlafzimmer gewählt hatte.

Sie klopfte leise.

„Was ist's?“ fragte er. „Sophie, bist du's? Ist deine gnädige Frau nicht wohl?“

„Agnes ist's. Ein Wort nur! Ich bitte Sie flehentlich.“

Herr von Hartung, der eben das Licht auslöschen und ins Bett steigen wollte, warf rasch die nöthige Bekleidung über, denn die Stimme der jungen Freundin zitterte so, daß er sie kaum erkannte.

„Gleich, gleich!“ rief er.

Er öffnete. Das schöne Mädchen stand vor ihm, bleich wie der Tod.

„Herr von Hartung“, sagte sie, „Sie sind mein Freund. Meine Mutter liegt im Sterben. Ich muß zu ihr. Sagen Sie, wie ich noch diese Nacht fort kann, wie ich die Post erreichen kann.“

„Kind! Sie können diese Nacht nicht allein reisen!“ rief der gute Mann erschrocken.

„Ich muß. Sie will mich sehen! Lesen Sie!“

Sie reichte ihm den Brief. Er übersah ihn rasch. Er war in großer Verlegenheit. Was konnte er

für das Mädchen thun? Nur das Eine fühlte er entschieden: sie mußte zur Mutter.

Hätten Herr von Hartung und Agnes dreißig bis vierzig Jahre später gelebt, er hätte sie leicht auf irgendeine Eisenbahn, die nach Norden führt, bringen lassen können; ja, hätte es nur schon Schnellposten gegeben oder wären mehr Kunststraßen oder Chausseen fertig gewesen! Aber im ersten Zehntel unsers Jahrhunderts war die Extrapost für den, welcher viel Geld und einen eigenen Wagen hatte, das einzige Mittel, schnell weiter zu kommen. Für einen Wagen sorgte zwar in einigen Theilen Deutschlands zur Noth die Post. Aber theils war der Wagen danach, theils erhöhte er auch die Kosten beträchtlich, und Geld war daher doppelt nöthig. Für alle aber, die darüber nicht zu gebieten hatten, gab es kein anderes Mittel zu reisen, als in einer Miethskutsche, die höchstens des Tages acht bis zehn Stunden fuhr und Nachts natürlich die müden Pferde ausruhen ließ; oder die sogenannte Fahrpost, die auf den schlechten Straßen sich freilich oft noch langsamer bewegte als die Miethskutsche, dafür aber den Vortheil des Pferdewechsels

und des Gebrauchs der Nacht hatte. Und darum wählte sie Herr von Hartung für Agnes.

„Gut, gut", sagte er. „Sie müssen hin. Sie sollen fort. Ich will den alten Martin wecken, der ist sicher. Der soll Sie noch heute Nacht nach Lichtenfels bringen. Von da geht morgen früh um vier Uhr die fahrende Post nach Leipzig. Da werden Sie, fürcht' ich, nur etwas warten müssen. Ich weiß nicht, wann von dort die Post wieder abgeht, aber lange dauert's wol nicht. Und für ein junges Mädchen allein ist's noch immer das Sicherste. Machen Sie nur ein kleines Päckchen, nur was Sie für ein paar Tage nothwendig brauchen. Edithe soll Ihnen morgen alles aufs schönste einpacken und Ihre Sachen Ihnen nachschicken. In ein paar Stunden müssen Sie bereit sein. Ich will Edithen wecken."

„Nicht doch! Ich bitte Sie dringend. Ersparen Sie mir und ihr die Qual dieses Abschieds. In einer Stunde bin ich bereit. Aber ich beschwöre Sie, wecken Sie niemand als den Kutscher."

Herr von Hartung versprach es ihr und zog sich in sein Schlafzimmer zurück, um sich in wärmere Be-

kleidung zu hüllen, ehe er in den Stall ging, mit dem Kutscher zu sprechen. Er war in großer Unruhe. Das leichenblasse Gesicht des armen Mädchens schwebte ihm immer vor den Augen; die verzweiflungsvolle Fassung ihrer Miene, als er vom Warten in Leipzig sprach.

„Wahrhaftig", sagte er für sich, „es wäre unverantwortlich, das arme Kind so in die Welt hinauszuschicken."

Schon nach einigen Minuten klopfte es wieder an Agnes' Thür.

„Ich habe mir die Sache besser überlegt", sagte er mit angenommener Gleichgültigkeit. „Sie können fort, sobald Sie Ihr Päckchen fertig haben. Ich will Ihnen die kleine Kutsche mitgeben, die brauche ich fürs erste gar nicht. Sie können so mit Extrapost fahren und kommen schneller hin. Sie brauchen auch so fast gar nicht auszusteigen, um ins Wirthshaus zu gehen. Das bischen Essen, das Sie brauchen, können Sie sich in den Wagen kommen lassen. In fünfzig Stunden sind Sie da. Und dann", setzte er hinzu, indem er zwei lange Rollen Geld auf den Tisch legte, „ist es mir auch eingefallen, Sie hätten vielleicht nur Papier-

geld oder Gold, und das würde unbequem sein, da Sie doch auf jeder Station bezahlen müssen. Da hab' ich Sie mit einzelnen Thalern und Gulden versehen. Mit dem Wagen, Kind, hat es gar keine Noth. Ich brauche ihn nicht. Sie können ihn mir bei Gelegenheit zurückschicken, und läßt sich's nicht thun — nun dann kann ihn Ihr Vater gelegentlich für mich verkaufen."

Agnes hatte den guten Mann mit einem unbeschreiblichen Blick der tiefsten Rührung angehört. Sie sank auf seine Schulter und schluchzte laut.

„Ruhig, ruhig, liebes Kind", sagte auch er innig bewegt.

„Ich danke Ihnen, edler Mann!" flüsterte sie.

Er zog sich zurück, um den Kutscher zu wecken.

Agnes, im tiefsten Innern erschüttert, sank in ihren Lehnstuhl, und bedeckte mit beiden Händen ihr Gesicht.

„Und diesen guten Mann will ich der Erfüllung des langgehegten Plans seiner edeln, großmüthigen Seele berauben! Dazwischentreten will ich zwischen seinen heißesten Wunsch und seines geliebten Kindes

Glück! Und Edithe! o, leugne es dir nicht länger! Du weißt es, was du nicht sehen gewollt! Sie liebt ihn! Und wie könnte sie ihn nicht lieben! Und du! —

„O! und meine Mutter!“ rief sie, wie in Verzweiflung aufspringend. „Sie stirbt! ja sie stirbt mir zur Strafe! Ja, ich erkenn' es, es gibt einen Gott, einen zürnenden, strafenden Gott! Ich fühle seine rächende Hand, die, was ich liebe, mir nimmt, weil ich mit unreiner Hand nach dem mir noch tausendmal Liebern gegriffen! O, laß sie mich mindestens noch lebend finden, mein Gott, laß sie nicht dahingehen, ohne mich zu segnen! Laß in ihrer Liebe mich Trost finden!“

In solcher Erschütterung fand Herr von Hartung noch das unglückliche Mädchen, als er nach einer halben Stunde wieder vor ihre Thür kam. Er half ihr rasch einige Bündel und Päckchen ihrer nothwendigsten Sachen in einen kleinen Reisesack stecken. Er hatte befohlen, den Wagen vor dem äußern Hofthore halten zu lassen, um seine Gattin und Edithe nicht zu wecken. Agnes am Arm, selbst ihren Sack und Shawl tragend, ging

er mit dem weinenden Mädchen mit leisen Schritten über den Hof.

„Es ist zwei Uhr", sagte er. „Wir haben Mittwoch heute. Am Freitag, ganz früh am Morgen, um vier oder fünf, sind Sie bei den Ihrigen, armes Kind! Gott der Allmächtige segne Sie."

Er küßte sie väterlich und hob die Weinende in den Wagen.

Mit schwer belastetem Herzen, mit zerrissenem Gemüth fuhr sie in die dunkle Nacht hinaus und kaum, daß der erwachende Tag ihr einige Fassung gab und das Ausschauen in eine Gegend, durch die sie noch nie gefahren, noch gewandelt war, sie etwas zerstreute. Als aber am Abend der Mond wieder aufging in all seinem magischen Glanze, und das Gestirn ihr wieder gleichsam als eine neue Gegenwart aufstieg, da drang er auch durch den dunkeln Schatten, den der momentane Schmerz auf alles um sie her geworfen, und das Bild des Geliebten trat wieder mit voller, hinreißender, Gewalt vor ihre Seele. Sie fühlte wieder den Druck seiner Hand, den Kuß auf die ihre. Sie begann sich ihres Kleinmuths zu schämen.

„Wie“, sagte sie zu sich selbst, „ich sollte ihn aufgeben, weil ein reicher Mann mir etwas von seinem Ueberfluß opfert! Ihn aufgeben, weil auch ein anderes Mädchen seinen unschätzbaren Werth erkennt! Fern von mir sei eine Großmuth, die ihn und mich gleich unglücklich machen würde, denn nur ich kann ihn verstehen! Nur für mich ist er geboren. Er ist mein und ich gehöre ihm auf ewig!“

Am Morgen nach ihrer Abreise herrschte große Bestürzung in der Familie Hartung. Wie sehr Edithens Mutter auch Agnes' Entfernung gewünscht hatte; sie so scheiden zu sehen, erregte ihr inniges Mitleid; Edithe selbst aber war auf das tiefste bewegt und setzte sich, da sie nichts anderes für die Freundin thun konnte, sogleich an den Schreibtisch, um ihr mindestens ihr inniges Mitgefühl auszudrücken.

Was sie aber unbewußt fast noch tiefer ergriffen, war die Art und Weise, wie Robert die Nachricht aufnahm. Er kam etwas erhitzt und sichtlich — vielleicht durch eine schlaflose Nacht — höchst aufgeregt zum Frühstück.

„Sind Sie nicht wohl, lieber Vetter?“ fragte

Frau von Hartung. „Sie scheinen ja so aufgeregt.“

„Sie haben einen scharfen Blick, liebe Tante“, erwiderte er, etwas gezwungen lächelnd, „ich hoffte es besser verbergen zu können, daß ein grimmiger Kopfschmerz mich die ganze Nacht nicht hat schlafen lassen.“

„Ich bedauere. Auch uns finden Sie recht traurig und verstimmt. Unsere liebe Agnes hat gestern Abend noch eine sehr traurige Nachricht bekommen. Ihre Mutter ist gefährlich krank und keine Zeit war zu verlieren. Da ist denn das arme Mädchen schon in der Nacht abgereist, um sie nur noch lebend zu finden.“

Weder Herr noch Frau von Hartung beobachteten Robert bei dieser Mittheilung. Edithens Blick aber ruhte auf ihm und sie sah mit Bestürzung, daß plötzlich die Glut seines Gesichts wich und eine Todtenblässe seine Wangen überzog. Er drückte mit einigen gezwungenen Worten seine Theilnahme aus, machte eine gleichgültige Bemerkung über eine gestern besprochene Zeitungsnachricht, die sich zu bestätigen schien, und fand bald darauf einen Vorwand in seinem Kopfweh, sich vom Frühstückstische zurückzuziehen.

„Er liebt sie.“ Dieses Gefühl durchfuhr Edithens Seele mit Blitzesschnelle. „Wäre sie ihm nur als Freundin theuer, seine Theilnahme könnte kaum so zerstörend auf ihn wirken. Auch die Trennung von ihr kann es nicht sein. Wie bald kann er sie erreichen — um sie nie, nie wieder von sich zu lassen. Aber eben, weil er sie liebt, fühlt er ihren Schmerz ganz als den seinen. O, es ist schön, o, es muß süß sein, so geliebt zu werden.“

Ein zuckender Schmerz fuhr durch ihre Seele und setzte sich bald als ein tiefes, innerliches Unglücksgefühl fest, das keine Bitterkeit in sich hegte, aber ihr ganzes Wesen durchdrang. Robert schweifte den ganzen Morgen rastlos umher; beim Mittagsessen zeigte er sich gefaßt, und versicherte, sich wieder wohl zu fühlen. Abends schien er wieder ganz der Alte; ja, Edithe glaubte mit nicht geringer Verwirrung zu bemerken, daß er schon in den folgenden Tagen heiterer, leichter gesinnt schien als je, ja daß er sich wie ein Mann zu fühlen schien, von dessen Schultern plötzlich eine große Last genommen ist.

„Vielleicht hat sie von unterwegs an ihn geschrieben“,

dachte Edithe, denn indem sie ihn still beobachtete, gerieth sie immer mehr in eine ihr ganz fremde innere Aufregung. „Denn sicherlich, auch sie liebt ihn. Und war es recht, es mir zu verheimlichen? War es recht, mich eine so unwürdige Rolle spielen zu lassen? Aber vielleicht thu' ich ihr Unrecht. Und auch ihm. Welches Recht hab' ich auf ihn? Aber wie dem auch sei, seine Freundin will ich sein, wie ich die ihre bin. Ich will freundschaftlich mit ihm sprechen und mit vollkommener Freimüthigkeit, daß er Vertrauen zu mir fassen kann, denn offenbar ist's die Furcht, meinen guten Vater zu kränken, die ihn so zurückhaltend macht."

Sie erröthete. Sie war sich nur zu gut bewußt, daß sie nicht freimüthig mit ihm sprechen konnte, noch durfte. Aber es war außerdem noch etwas in seinem Wesen, was es ihr erschwerte. Es war, als wäre er seit jenem ersten Tage nach Agnes' Abreise annähernder, herzlicher gegen sie selbst geworden; sie fühlte öfter wie sonst, daß sie unter seinem beobachtenden Blicke erröthete. Dennoch — sie hoffte selbst zu mehr Ruhe zu gelangen, wenn sie sich ihm offen, zutraulich, als Freundin zeigte. „Und wie sehr wird es ihn erleich-

tern", sagte sie zu sich selbst, „wenn ich ihm sage, daß ich nur dieses ihm sein will, nicht mehr ihm sein kann. Ich muß und will mindestens sein Vertrauen haben, wenn ich seine Liebe nicht gewinnen kann."

Sechs Tage waren seit Agnes' Abreise vergangen, aber noch war kein Brief von ihr eingetroffen. Robert saß gegen Abend im Garten, in träumerisches Sinnen versenkt, wie er oft pflegte, wenn er allein war. Edithe kam zögernd des Wegs daher, der hinter seinem Rücken die reizende Baumgruppe erreichte, in deren Schatten er saß. Sie wollte ihn nicht überraschen. Sie räusperte sich leise, als sie noch ein paar Schritte von ihm war. Er sah sich um und schaute sie mit einem so seelenvollen Blicke an, daß sie sich nicht ohne einige Verwirrung neben ihn setzte.

„Robert", fing sie mit etwas gezwungener Stimme an, „ich sehe Sie seit einiger Zeit etwas heiterer. Haben Sie von Agnes gehört?"

Sein Blick drückte Ueberraschung aus:

„Ich? Von Agnes? Was haben Sie mir von ihr zu sagen, Edithe?"

„Sie wissen, wir haben leider noch keine Nachricht

von ihr. Aber ich erklärte mir Ihre erheiterte Stimmung — Robert! Haben Sie Vertrauen zu mir? Halten Sie mich nicht für Ihre Freundin?"

Sein durchdringender Blick verwirrte sie.

„Wollen Sie durchaus, Edithe, daß ich Sie nur für meine Freundin halte?"

„Die Freundschaft ist mir heilig", erwiderte sie, froh mit einer Zweideutigkeit antworten zu können.

„Edithe, Sie sind die Wahrheit selbst. Muß ich glauben, daß Freundschaft alles ist, worauf ich jemals in Ihrem Herzen Anspruch machen dürfte?"

Edithe sah in ihrer Verwirrung unaussprechlich lieblich aus.

„Robert", sagte sie erröthend, „Sie fordern zu viel von mir. Sie haben mich nie berechtigt, eine Prüfung meines Herzens anzustellen."

Robert nahm ihre Hand, allein sie entwand sie ihm leise.

„Der kühnste Mann", sagte er, „verliert den Muth Ihrer stoischen Ruhe gegenüber, Edithe."

„Bin ich wirklich so fürchterlich?" fragte Edithe

lächelnd, aber ihr Herz schlug mit bedeutend stärkerm Schlage.

„Edithe, nie werde ich den Eindruck vergessen, den Ihre Erscheinung, den Ihr ganzes Wesen auf mich machte am ersten Abend, als ich zu Ihnen kam.“

„Ich hoffe mindestens, meine Erscheinung flößte Ihnen Vertrauen zu mir ein, lieber Vetter, und Ihre nähere Bekanntschaft mit mir stärkte dies Vertrauen. Darum eben bitte ich Sie jetzt, mir von dem Eindruck zu sprechen, den meiner schönen Freundin Erscheinung auf Sie gemacht.“

Edithe war so ganz Weib; der jungfräuliche Stolz, der ihr die Gefühle ihres Herzens zu verbergen gebot, wirkte so mächtig in ihr, daß Robert, während sie jene Worte sprach, unwillkürlich von dem bittern und demüthigenden Bewußtsein gepackt ward, er sei im Irrthum gewesen, als er sich geschmeichelt, er habe innigere Gefühle in ihrem Herzen geweckt, als verwandtschaftliches Wohlwollen.

„Ja“, sagte er mit einiger Schärfe, „warum sollt' ich Ihnen die Wahrheit verhehlen, liebe Cousine? Agnes' göttliche Schönheit hat mich tief bewegt; aber

nicht ihre Schönheit allein. Was mich noch mächtiger in ihrer Nähe ergriff, war das Bewußtsein, daß ich in ihrem Innern mich selbst wiederfand; es waren meine eigenen, innersten Empfindungen, die aus ihren Augen sprachen, meine eigenen Anschauungen, die mir in ihren Worten begegneten, das Resultat meiner eigenen Betrachtungen, das ich in ihren Lebensansichten wiederfand."

Arme Edithe! All dein jungfräulicher Stolz konnte das heiße Blut nicht hemmen, das, während er sprach, dir in die Wangen stieg, um einen Augenblick darauf einer tödlichen Blässe zu weichen.

„Sagen Sie mir alles, lieber Vetter!" flüsterte sie, aber ihre Lippen zitterten und die Worte waren kaum verständlich. Dies gab ihm Muth.

„Aber diesem wunderbar sympathischen Gefühle schloß sich auch ein anderes nicht minder tiefes Bewußtsein an; die feste, klare, nicht zu überwältigende Ueberzeugung, daß ich in einer Erwiderung dieser Liebe, wenn Sie es so nennen wollen, daß ich in einer Verbindung mit Agnes so wenig auf häusliches Glück, innere Beruhigung und eine befriedigende Antwort auf

die großen Lebensfragen, die noch vor mir liegen, hoffen durfte, als mir dies alles in mir selbst zu finden möglich wäre. Neben ihr standen Sie, theure Edithe, in Ihrer holden Weiblichkeit. Mit dem ersten Blick, den ich auf Sie warf, wendete ich Ihnen, Ihnen allein mein ganzes Vertrauen zu. Sie erschienen mir wie die geweihte Priesterin am Altare eines häuslichen Glücks, wie ich es mir oft in den dunkelsten Stunden jugendlicher Verirrungen wie in den lichten Momenten einer tiefern Erkenntniß ersehnt."

„Ich verstehe Sie, lieber Vetter", sagte Edithe und ihre Stimme zeigte nichts von den bittern Gefühlen, die ihrem Innern eine krankhafte Stimmung gaben. „Um, was Sie sagen, in kurze und deutliche Worte zu fassen: Sie erkennen in Agnes die sympathische, harmonische Seele; allein Sie glauben, besser von den Stürmen Ihres Lebens ausruhen zu können an der Seite einer einfachen, geachteten Hausfrau. Doch Sie halten mein Herz für genügsamer als es ist, lieber Vetter!"

„Nicht doch, Edithe", erwiderte Robert beleidigt. „Sie misverstehen mich geflissentlich. Ich liebte Agnes;

vielleicht glaubt' ich sie nur zu lieben. Eine gewisse Scheu hielt mich von der reichen Erbin zurück, die mindestens äußeres Glück nur bieten, kaum auf Glück hoffen konnte von einem Manne, der jahrelang sich der Entscheidung über seine und ihre Zukunft entzogen hatte."

„O, Robert, sprechen Sie nicht so —"

„Ja, Edithe, ich will ganz wahr sein gegen Sie, die mir immer erschien wie die Göttin der Wahrheit selber, nur daß die jungfräuliche Züchtigkeit ihr einen Schleier übergeworfen. Mein Herz schwankte lange wie ein Rohr zwischen Agnes und Ihnen. Ich erschrak über Agnes' plötzliches Verschwinden, denn ein furchtbares, quälendes Bewußtsein kam über mich, sie wie mich selbst getäuscht zu haben. Aber die drückende Last, die, seit ich die Zauberin nicht mehr vor mir sehe, von meinen Schultern gefallen ist, die Erleichterung, die ich fühle, seitdem das Schicksal selber für mich entschieden, hat mich zu dem vollen, unumstößlichen Bewußtsein gebracht, daß ich nur Sie liebe, Edithe, Sie allein, theuere Edithe!"

Edithe hatte bebend, mit tief niedergeschlagenen Augen,

ihn angehört. Sie schwieg ein paar Secunden lang. Endlich sagte sie, leise den Kopf schüttelnd:

„Robert, ich kann keinem Manne angehören, der mir nur ein halbes Herz entgegenbringt, der nicht mit ganzer Seele die liebenden Empfindungen erwidert, die — ich meine, der — mein Herz —“ fügte sie leise stammelnd hinzu.

Aber das arme Kind hatte bereits zu viel verrathen.

„Erwidert!“ rief Robert, ihre Hand ergreifend und festhaltend. „Theure Edithe, Sie vergönnen mir diesen Blick in Ihr Herz? Spricht eine Stimme, eine leise Stimme dort für mich?“

Er umfaßte sie. Das erröthende Mädchen wollte sich loswinden, aber er hielt sie fest in seinen Armen. Was nun folgte, kann sich leicht jeder Leser und jede Leserin selbst ausmalen. Genug, daß eine kleine halbe Stunde darauf beide, Robert mit entzückten Augen, Edithe mit hochglühenden Wangen, und beide mit klopfendem Herzen in den Saal traten, wo Herr und Frau von Hartung saßen, die leicht errieten, was vor-

gefallen war, und mit freudiger Rührung dem jungen Paare ihren Segen gaben.

V.

Ein glückliches Ehepaar.

Ein paar Stunden von Feldberg lag noch ein anderes Rittergut, das dem Herrn von Hartung wie jenes aus der reichen Erbschaft seines Oheims zugefallen war. Auf diesem lebte nun seit zwei Jahren ein glückliches junges Ehepaar, Robert von Felsenegg und Edithe, geborene von Hartung. Das Gut, das bisher vortheilhaft verpachtet gewesen, hatte Herr von Hartung, auf Edithens Wunsch, seinem Neffen schon vor der Hochzeit als persönliches Eigenthum übergeben. Obwol sie alles, was ihr war oder was ihr einst gehören würde, auch als ihrem geliebten Gatten gehörend betrachtete, sagte ihr doch ihr Zartgefühl, daß es ihm angenehmer sein möchte, nicht alles von seiner Gattin empfangen zu haben. Ihre Hochzeit, die sechs Wochen

nach der eben beschriebenen Verständigung stattfand, war ein wahres Freudenfest für die ganze Nachbarschaft gewesen, und auch für das Brautpaar nur durch den Gedanken an Agnes getrübt worden — die, seitdem sie durch einige flüchtige Zeilen ihren Glückwunsch abgestattet, nichts von sich hatte hören lassen.

Edithe hatte sich lange gegen eine so baldige Hochzeit gesträubt und einen Brautstand von mindestens sechs Monaten verlangt, wobei ihr die Mutter zur Seite stand; aber davon hatte weder der Bräutigam noch der Vater etwas wissen wollen, wie schwer es letzterm auch ward, sein geliebtes Töchterchen, die die Freude seines Lebens war, entbehren zu sollen. Er hielt den Ehestand, und zwar den glücklichsten Ehestand, den er ihm wünschen konnte, für Robert's beste Schule und verließ sich nach seiner sanguinischen Weise darauf, daß das häusliche Leben an der Seite einer Frau wie Edithe, den unruhigen, theoretischen, genialen Weltbürger über kurz oder lang zum praktisch-nützlichen Staatsbürger erziehen würde. So gab denn, da die Ausstattung Edithens längst, auf das schönste eingepackt und packweise mit seidenen Bändern zusammengebunden,

in zehn Kisten fertig lag, sich auch die Mutter darein, und auch Edithen ward endlich von dem zärtlichen Bräutigam ihre Einwilligung abgeschmeichelt, daß aus den sechs Monaten sechs Wochen werden sollten.

Wo es auf einige hundert Thaler mehr oder weniger in den Ausgaben nicht ankommt und nicht unbedeutende Städte in der Nähe sind, kann auch in sechs Wochen ein Haus nothdürftig eingerichtet werden. Das junge Paar fand daher in Rößlingen — so hieß ihr Gut — so ziemlich alles, was zu einem bequemen Leben gehörte. Was die Verschönerung seines Haushalts anbetraf, die Ausschmückung mit Luxusartikeln und die Vervollständigung des Ganzen, so waren diese ihm selbst überlassen, und gewiß gehört dieses gemeinschaftliche Prüfen, Aussuchen, Kaufen und Ordnen, dieses Fundamentlegen zum häuslichen Leben, da wo es nicht an Mitteln dazu fehlt, zu den willkommensten Freuden eines jungen Ehepaars. Eine Hochzeitsreise zu machen, war im ersten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts noch keine absolut zwingende Mode geworden; besonders aber war ein Aufbruch gleich nach der Trauung und eine Hochzeitnacht im Gasthof noch etwas Unerhörtes, wenn der

Bräutigam ein Haus oder die Braut noch Aeltern hatte.

Der Honigmonat des jungen Ehepaars, der sich auch wol zu zweien bis dreien ausdehnte, war die Periode eines unbeschreiblichen Glücks; und eben weil es unbeschreiblich war, mag jeder Leser sich selbst ein Bild davon machen. In allem gemeinschaftlichen Wirken zweier befreundeter Seelen liegt mehr oder weniger Genuß, für die beiden jungen Eheleute war er überdem ganz rein, weil alle Sorgen namentlich für die Landwirthschaft, von welcher Robert nichts verstand, ihnen fürs erste erspart blieben, da Herr von Hartung ihnen für ein Jahr seinen bewährten und durchaus vertrauenswürdigen Verwalter abgetreten hatte. Es war Herbst; während des Winters, der vor ihnen lag, konnte Robert die Sache sich theoretisch aneignen und im Frühling, mit einem solchen Mann an der Seite, sich im Praktischen üben.

Ein Winter auf dem Lande erschien dem jungen Ehepaar keineswegs langweilig. Robert hatte längst entdeckt, daß Edithe einen gründlich ausgebildeten Verstand hatte, und in Kenntnissen Agnes durchaus nicht

nachstand. Ja, auf der Schule waren die beiden jungen Mädchen immer als Häupter der Klassen Rivalinnen gewesen und Agnes hatte bald gefühlt, daß sie ihre Nebenbuhlerin lieben müsse, um sie nicht beneiden zu dürfen; sodaß recht eigentlich, bei sonstiger totaler Verschiedenheit, das Bewußtsein ihrer Ebenbürtigkeit das Fundament ihrer Freundschaft geworden war. Robert fand daher während der langen Winterabende vollkommene Befriedigung in der Unterhaltung mit seiner jungen Gattin oder gemeinschaftlichem Lesen mit ihr, und sehnte sich nicht aus dem Landleben, das ihm vollkommen neu, heraus nach den Freuden der Welt. Der Tag aber war der Ausarbeitung eines größern epischen Gedichts gewidmet, dessen Plan ihm schon lange im Sinn gelegen, während er bei seinem rastlosen Umherschweifen zur Ausführung desselben nicht Zeit gewann.

Edithe war dagegen in dem neuen Lebenskreis, in den sie eingetreten, schon halb zu Hause, nur daß er sich beträchtlich erweitert hatte. Ihre Wirthschaft nahm um so weniger von ihrer Zeit in Anspruch, als sie,

wie andere Gutsherrinnen, eine Ausgeberin hatte. Aber desto unbedingter konnte sie sich der erweiterten Thätigkeit widmen, zu der sie sich als die Mutter einer ganzen Dorfgemeinde verpflichtet fühlte. Das Ende des vergangenen Jahrhunderts hatte die höhern Schichten der Gesellschaft mit Gewalt aus dem starrkrampfähnlichen Schlaf aufgeschüttelt, in dem sie in Bezug auf ihre Pflichten gegen das Volk Jahrhunderte gelegen hatten. Die Verbesserung des Zustandes der arbeitenden Klassen, die Veredlung des Bauernstandes namentlich durch Erziehung und frühe Entwickelung aller Seelenkräfte beider Geschlechter, war ein Lieblingsthema unter den Edelsten der deutschen Nation geworden. Auch Edithens Herz schlug dafür mit der ganzen Wärme, deren es fähig war; die Schriften Pestalozzi's, Oberlin's und anderer Menschenfreunde waren ihre Lieblingswerke, und der Gedanke, jetzt, wo sie unabhängig und mit allen Mitteln versehen war, auf die Dorfgemeinde, die als Herrin zu ihr aufblickte, so wohlthätig wirken zu können, machte sie unbeschreiblich glücklich.

Aber gerade in diesem Punkte sollte sie sich zum

ersten mal in ihrer Ehe durch den gänzlichen Mangel an Sympathie bei Robert schmerzlich berührt fühlen.

Freilich hemmte ihr Gatte ihr stilles Wirken auf keine Weise. Er ließ sie gewähren, freute sich gutmüthig mit ihr, wenn ihr etwas gelang, und belächelte sie etwas spöttisch, wenn sie sich getäuscht sah. Kurz, sie konnte sich nicht leugnen, daß seine ganze etwaige Theilnahme an ihren Schulen, ihren kleinen Festlichkeiten, ihren Arbeits- und Krankenhäusern nur ihrer Person, nicht ihren Bestrebungen galt.

Robert war ein Philanthrop seiner Zeit. Er schwärmte für die Menschheit und verachtete das Volk; gerade wie er dem Princip nach Demokrat, oder mindestens für allgemeine Gleichheit der Rechte war, ohne darum geneigt zu sein, seine aristokratischen Privilegien aufzugeben. Er haßte die Bedrücker seines deutschen Vaterlandes; aber als einer seiner Freunde beim Ausbruch des Kriegs in österreichische Dienste ging, diese Bedrücker zu bekämpfen, und ein anderer, der für diese und gegen seine deutschen Landsleute fechten sollte, nach Spanien floh und in ihn drang, sich ihm anzuschließen, reizte ihn zwar das Romantische und Aben-

teuerliche dieser Flucht, und ein Anschluß an die Guerrillas war verführerisch genug für einen jungen Enthusiasten, der in Napoleon den Erzfeind aller Freiheit sah. Dennoch siegte ein gewisser angeborener Mangel an Thatkraft in ihm, als sich gerade, noch ehe er zum Entschluß kam, eine sehr lockende Aussicht für ihn eröffnete, den Orient an der Seite eines gründlichen Kenners orientalischer Sprachen bereisen zu können. Als er zurückkam, lag Deutschland wieder in neuer politischer Schlaffheit versunken und lebte, wie er, in Büchern und philosophischen Systemen statt in Thaten, ein Zustand, den er rastlos beklagte und in dem allein er sich doch heimisch fühlte.

Nicht minder als dieser Mangel an Sympathie verletzte Edithen die gänzliche Unkirchlichkeit ihres Gatten, obwol sie ihn darum keineswegs hätte irreligiös nennen mögen. „Glaube mir", sagte er, „wollte ich dich in die Kirche begleiten, so säß' ich als Heuchler an deiner Seite. Gott ist mir näher außer, als in der Kirche. Ich weiß von vornherein alles, was der Prediger zu sagen hat, weiß es besser als er selber. Die natürliche Folge ist, daß ich mich langweile und bald an-

fange, andern Gedanken nachzuhängen; und daß die Gedanken eines Menschen, der sich langweilt, eben nicht anders als verdrießliche Gedanken sein können, muß dir deine eigene Ueberzeugung sagen, wenn du es nicht aus Erfahrung weißt. Laß mich daher nur immer zu Hause, liebe Edithe! hindr' ich doch dich nicht."

Und in der That hinderte er sie auch nicht. Vielmehr gefiel ihm ihre Frömmigkeit. „Die Frauen kleidet das", pflegte er zu sagen. „Sogar ein wenig Aberglauben steht ihnen gut, besser mindestens als die Freigeisterei."

Edithe, wie gesagt, blieb nicht lange blind über die verschiedenen Wege, die Robert und sie vereinzelt zu gehen hatten, ohne daß jedoch der Mangel an innerer Uebereinstimmung in einigen der wichtigsten ihrer Ueberzeugungen ihrer Liebe zu ihm Abbruch that, oder das Glück ihrer Ehe bedeutend beeinträchtigte. „Er liebt mich", sagte sie zu sich selbst. „Er ist gut. Hab' ich nicht auch meine Schwächen? meine irrigen Ueberzeugungen vielleicht? Und wie gütig, wie liebenswürdig ist er, daß er mich nie in irgendetwas zu stören sucht,

was ich für recht erkannt, wenn auch er vielleicht eine andere Ansicht hat!“

Als nun aber gar, nachdem noch lange kein Jahr verflossen, ein holdes, kräftiges Knäbchen ein neues Band um das liebende Ehepaar schlang, und für Großvater und Großmutter in dem theuren Wesen gleichsam ein neues Leben erwachte, da empfand Edithe ihr Glück mit doppeltem, zehnfachem Dank gegen Gott. Und wenn manchmal sie sich durch einzelne Züge von ihres Gatten schrankenlosem, wenn auch verkapptem Egoismus — denn was ist die Theilnahmlosigkeit für den Fortschritt solcher unserer Mitmenschen, deren Wohl in unsere Hand gelegt ist, anders? — verletzt fühlte und ein dunkles Bewußtsein ihr sagte, daß sie das nicht in Robert gefunden, was sie einst gegen Agnes als unerläßlich für ihren Erwählten nöthig ausgesprochen — ihr Stütze, Führer und Vorbild zu sein, — so drängte doch immer wieder ihre Liebe zu ihm dies Bewußtsein in den Hintergrund, und zwar mit doppelter Gewalt, seit sie außer ihrem Gatten auch den Vater ihres Kindes in ihm liebte.

„Und hat nicht auch er Nachsicht genug gegen mich

zu üben?" fragte sie sich herzklopfend. Denn sie wußte wohl, wo sie ihrem Gatten nicht genügen konnte, wenn sie nicht aus ihrer Natur herausgehen, d. h. wenn sie nicht aufhören wollte, wahr und ehrlich zu sein. Dies war ein gar empfindlicher Punkt und so schwer zu behandeln, daß Edithens Klugheit, wenn auch nicht ihr Zartgefühl daran scheiterte. Robert war Dichter. Er hatte ihr und Agnes viele seiner kleinern lyrischen Ergüsse mitgetheilt und sich an beider Mädchen aufrichtiger Bewunderung gesonnt. Mit vollem Recht singt unser Uhland:

Singe, wem Gesang gegeben
In dem deutschen Dichterwald;
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt.

Aber nur ein entschiedener poetischer Genius sollte Dichten zum Lebenszweck machen — sei es nun in Prosa, sei es in Versen — Robert's ganze Phantasie war mit dem Plan seines großen Heldengedichts erfüllt, seine ganze Zeit mit dessen Ausführung. Die Scene desselben lag in Spanien, in den Kämpfen der Mauren und Christen. Ein Schleier, aus den Fäden

orientalischer Magie und romantischen Christenthums gewoben, lag über den Gestalten und ließ ihre Individualität nur mühsam erkennen. Die Handlung verschwamm in geistverwirrender Mystik. Edithe hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu, wenn Robert ihr am Abend einen eben vollendeten Gesang oder ein Bruchstück daraus vorlas. Sie ließ sich wol anfänglich von den schönen Versen, diesem und jenem gelungenen Bilde hinreißen und sprach lebhaft ihr Wohlgefallen und ihre Bewunderung aus. Aber das Ganze fing bald an, sie zu verwirren, ja endlich sie zu langweilen. Sie mußte es oft erleben, daß Robert innehielt, sichtlich ein Wort des Beifalls erwartend, während seine Erwartung an ihrer Redlichkeit scheiterte; oder auch, daß er ungeduldig über ihre Fragen, da sie den Zusammenhang des Ganzen durch den magisch-mystischen Schleier nicht erkannt, das Blatt ärgerlich weglegte, mit den ziemlich empfindlichen Worten: „Ich sehe, du verstehst mich nicht.“

Wenn ihr Vater kam, sie zu besuchen, oder sie in Feldberg empfing, war meist eine seiner Fragen:

„Nun, wie steht's mit dem großen Heldengedicht?

Ist Thaer noch immer nicht zu Ehren gekommen? Noch immer kein Wiedervornehmen der kameralistischen Studien? Es wäre doch ein Anfang!“

Sie konnte nur ausweichend antworten. Aber sie wußte wohl, der Verwalter hatte schon ein paar mal um Erlaubniß gebeten, der gnädigen Frau die Rechnungen vorlegen zu dürfen. „Der gnädige Herr habe ihn schon dreimal abgewiesen, mit dem Bescheid, er habe jetzt keine Zeit!“ — Und hatte gefragt, ob er den alten Rappen für hundert Thaler hingeben solle? „Der Pächter Neumann habe diese Summe geboten. Der gnädige Herr habe gesagt, er könne sich nicht jetzt mit der Sache befassen. Er solle die gnädige Frau fragen.“

Das aber waren einzelne bittere Tropfen in dem Kelch, der vom süßen Trank des Glücks sonst überfloß. Auch der Gedanke, wie das Verhältniß zu Agnes sich so ganz umgestaltet, warf von Zeit zu Zeit einen solchen bittern Tropfen hinein. Sie hatte außer den paar Zeilen eines gezwungen und seltsam ausgedrückten Glückwunsches zu ihrer Heirath Edithen in den zwei Jahren nur zwei bis dreimal einen kurzen

Brief geschrieben und nicht verhehlt, daß sie zu Hause sehr unglücklich sei und sich ganz und gar der Stelle entrückt sehe, für die sie sich bestimmt fühle. Edithen war es oft schwer auf das Herz gefallen, daß Agnes trotz ihrer Zurückhaltung Robert vielleicht geliebt habe und sich nun schmerzlich getäuscht fühle; da dieser aber ihr nie gestanden, wie weit er in einer augenblicklichen Mischung von Seelen- und Sinnenrausch die Freundin kurz vor ihrer Trennung zum Glauben an seine Liebe berechtigt hatte — vielleicht weil in seinem eigenen Innern dieser Augenblick fast zur Vergessenheit gekommen war, so konnte Edithens edles Herz sich mindestens einem reinen Mitleiden überlassen und kein Mistrauen in Robert ward in ihr rege.

Die arme Agnes hatte ihre Mutter nicht mehr am Leben gefunden. Seit den fünf Jahren, daß sie ihr älterliches Haus verlassen, war die Zahl ihrer Geschwister noch um eins vermehrt worden und ihre arme Mutter war als Opfer der Erwartung einer abermaligen Entbindung gestorben. Agnes war trostlos und eine Bitterkeit gegen ihren Vater, die sie kaum zu verbergen suchte, machte ihren Schmerz noch schwerer.

Ihre beiden ältern Brüder waren auf der Universität. Von den beiden jetzt erwachsenen Schwestern war die älteste, sechzehn Jahre alt, vom Kindertragen entschieden schief geworden: ein zartes, kränkelndes Geschöpf, deren Anblick Agnes heiße Thränen auspreßte. Die zweite funfzehnjährige, die wie jene bereits seit drei Jahren aus der Schule genommen war, blühte, unter allerlei anderer häuslicher Arbeit, munter auf. Außer ihnen machten fünf kleinere Geschwister das Haus oft fast bis zu Agnes' Verzweiflung lebendig. An Liebe für keinen von ihnen fehlte es ihr und alle hingen an der schönen liebevollen Schwester mit der zärtlichsten Zudringlichkeit und baten auf das dringendste um Einlaß, wenn sie sich, um nur einen Augenblick Ruhe zu gewinnen, einmal in ihrer Kammer einschloß.

Als der erste heftige Schmerz um ihrer Mutter Tod überwunden war und ihre kräftige Natur ihr wieder einige Fassung gegeben, nahm sie sich vor, das Außerordentliche zu thun und ihres Vaters strengsten Ansprüchen zu genügen. Denn, dachte sie, die Liebe macht mich stark; der Kampf wird nur kurz sein. Der theure Mann wird bald mir Erlösung bringen! Sie

nahm sich des Hauswesens an, sorgte für der Kinder Anzug und Reinlichkeit und ihr Vater selbst mußte sie bewundern.

Aber bald bemächtigte sich ihrer eine rastlose Unruhe; eine Woche war seit ihrer Abreise verstrichen und kein Wort von Robert drang zu ihr; nur von Edithen war ihr auf dem Fuße ein zärtlich theilnehmender Brief gefolgt, in dem sie jedoch Robert's Namen schmerzlich vermißte.

Er wird selbst kommen, sagte sie zu sich selbst. Er kann so schnell nicht fort. Aber ich weiß, daß er mich liebt! Noch fühlte sie den Druck seiner Hand, seiner glühenden Lippen. Unter dem langen Warten erstarb ihr Muth und Kraft. Sie gab die Aufsicht über die Küche auf und wollte allein für die Kinder leben. Diese Vernachlässigung eines beständigen Mahnens und Nachsehens hatte zur unmittelbaren Folge, da es eben Sonntag war — der einzige Bratentag der ganzen Woche, auf den die Kinder sich schon sechs Tage lang gefreut —, daß ein halb verbranntes, ausgedörrtes Stück Fleisch auf den Tisch kam, denn das junge schlecht besoldete Mädchen in

der Küche war nicht gewohnt, etwas anderes zu thun, als was ihr eben geheißen war, und hatte heute vergeblich auf die Anordnungen der Mamsell gewartet. Agnes wollte das Jammern der Kinder nicht noch einmal hören, den verächtlich-zornigen Blick des Vaters nicht noch einmal sehen. Sie nahm sich vor, künftig die Küche zur Hauptsorge zu machen und lieber die Hemden der Kinder ungeflickt zu lassen. Das zweite Mädchen war entlassen, seitdem sie selbst seinen Lohn und Unterhalt nicht mehr aus ihrem Jahrgeld bezahlen konnte. Die Krankheit und das Begräbniß seiner Gattin und die Trauerkleider für die ganze Familie hatten Hofrath Nordland's Kasse vollständig erschöpft. So gingen wiederum einige Tage in lästiger, wenn auch rastloser Arbeit hin. Agnes' Ungeduld, von Robert zu hören, steigerte sich endlich bis zum Fieber. Durch weit in die Zukunft hinausschweifende Pläne suchte sie sich mit dem Augenblick zu versöhnen; aber ihr seltsam zerstreutes Wesen setzte sie den beständigen Mahnungen des Vaters und den kindischen Neckereien ihrer Geschwister aus.

Da kam endlich Edithens Brief, der ihr in kurzen,

liebevollen Worten ihre Verlobung meldete, und mit noch kürzern innigern ihr Glück aussprach. Der Schlag war zerschmetternd. Und was für ein verkehrtes Ding ist doch das weibliche Herz! War es in der Natur, daß die furchtbare Bitterkeit, die des unglücklichen Mädchens Herz füllte, sich fast mehr gegen die unschuldige Freundin als gegen den ungetreuen Mann richtete?

„Sein Herz", sagte sie zu sich selber, „gehört doch mir allein. Es ist das reiche, hochgeborene Fräulein, die der selbstische Mann, vom Kosten der Weltfreuden zwar übersättigt, aber doch nicht entwöhnt, sich zur Frau erwählt, um desto bequemer ausruhen zu können und ganz der erniedrigenden Arbeit überhoben zu sein! Und sie in ihrer Beschränktheit merkt es nicht und glaubt, sein Herz zu besitzen, das sie nicht versteht! Aber ich will sie beide aus dem meinen reißen! Keins meiner Worte soll ihnen den Triumph geben, mich getäuscht zu haben."

Hierauf schrieb sie einen trockenen, etwas geschraubten Glückwunsch, dessen Kürze Edithe sich durch ihre Ueberbeschäftigung und ihren Schmerz um die

Mutter erklärte, wie auch der Umstand, daß die Freunde erst nach mehrern Monaten wieder einen Brief von ihr erhielten, in ihrer bedrängten Lage eine Art Entschuldigung fand. Was Robert dabei dachte oder fühlte, hat er niemand je mitgetheilt.

VI.

Das Epos.

Es war im zweiten Jahre von Robert's und Edithens Ehe, daß sie eines Abends zusammensaßen, als der Bediente hereintrat und den eben angekommenen „Hamburger Correspondenten" vor dem gnädigen Herrn auf den Tisch legte.

„Es ekelt mich, die politischen Nachrichten zu lesen", sagte Robert. „Schmach, nichts als Schmach fürs Vaterland! und ein dicker Schleier über alles, was Einen von England oder Spanien aus noch trösten könnte!"

Er entfaltete das Blatt, warf einen flüchtigen Blick hinein und legte es vor seiner Frau hin.

„Laß sehen", sagte diese, „ob wir nicht irgendeine Anzeige finden, die uns von Bekannten etwas meldet. — Was ist das? ist es möglich? Agnes!"

Sie las:

Die heute vollzogene eheliche Verbindung meiner Tochter Agnes mit dem Freiherrn Karl Wilhelm von Sassen habe ich die Ehre, meinen und meines Herrn Schwiegersohnes Freunden und Bekannten hiermit ergebenst anzuzeigen.

Karl Otto Nordland,
Hofrath in herzogl. ***schen Diensten.

„Agnes!" rief Edithe noch einmal. „Und das muß ich durch die Zeitungen erfahren! Aber Gott sei Dank! ich darf hoffen, daß sie glücklich ist; ich weiß, daß sie keinen Mann heirathen würde, den sie nicht liebte."

„Bist du dessen so gewiß?" fragte ihr Gatte. „Daß er, der Freiherr, in das schöne Mädchen verliebt ist, kannst du wol mit ziemlicher Gewißheit voraussetzen. Aber ob sie ihn nicht heirathet, um sich ihrer

fatalen häuslichen Lage zu entziehen und Frau Baronin zu werden, ist eine andere Frage."

„Nicht bei einem Wesen wie Agnes. Ich weiß, daß sie eine Ehe ohne Liebe als ein schmähliches Concubinat betrachtet; die Heirath eines Mädchens mit einem Mann, den sie nicht als den ihr von der Natur selbst bestimmten erkennt, für eine ebenso ehrlose Erniedrigung als die schmählichen Verbindungen der Art, die nicht von der Kirche ihren Segen oder den Gerichten ihre Beglaubigung empfangen haben. — Es kann dir ja nicht fremd geworden sein, unsere Agnes war stets etwas excentrisch. Aber sie war auch immer aufrichtig und voller Muth, lieber das Schwerste zu tragen, als etwas zu thun, das sie für unrecht erkannte."

Am nächsten Morgen schrieb Edithe der Freundin einen liebevollen Brief, in dem sie ihre Wünsche für ihr eheliches Glück und ihre auf ihre frühern Gespräche gegründete Sicherheit ausdrückte, daß sie demselben entgegengehe. Noch war keine Woche verstrichen als sie folgende Antwort erhielt:

„Ja, meine Edithe, ich bin verheirathet; d. h. ich

habe mich verkauft. Erschrick nicht! meine Ansichten von Liebe und Ehe sind genau noch dieselben, die ich dir in jenen glückseligsten Tagen meines Lebens, als ich bei euch in Feldberg war, wiederholt ausgesprochen habe. Ein fortgesetzter sinnlicher Verkehr zweier Wesen ohne vollkommene Uebereinstimmung ihrer Herzen ist in meinen Augen noch immer nichts anderes als ein verächtliches Concubinat, und in ein solches, von der Kirche feierlich eingesegnetes und von den Gerichten anerkanntes hat deine Agnes sich verkauft. Mein angetrauter Gatte ist ein frecher Wüstling, mehr als zweimal so alt als ich. Hätte er mich ohne kirchliche Einweihung und ohne gerichtlichen Ehecontract gewinnen können, wie er schon früher andere arme getäuschte Mädchen gewonnen, so hätte er es bei weitem vorgezogen. Ich habe ihn nicht getäuscht. Er weiß, daß ich ihn weder liebe noch achte, und er — ich glaube fast, manchmal haßt er mich beinahe; aber seine Begierde, mich zu besitzen, siegte über alle Hindernisse. Und ich — sei ganz ruhig, theure Edithe, ich werde ihm meine eheliche Treue halten, so gewissenhaft halten, als hätte die Liebe mich ihm zugeführt. Ich will ihm die gefälligste Gattin sein und

alle meine Pflichten gegen ihn erfüllen; ich will ihn nicht zurückstoßen, wie schwer es mir auch wird, denn seine Liebkosungen füllen mich mit Verzweiflung und Ekel. Aber ich will aushalten, so lange ich kann.

„Edithe! stark wie ich bin, ich konnte dies Leben nicht mehr ertragen. Diese Tage, Wochen, Monate voll der kleinlichsten, erbärmlichsten, verächtlichsten Sorgen, die mit allem Abmühen, allem unwürdigen Zerarbeiten keine Resultate haben konnten. Darum entschloß ich mich, mich zu verkaufen. Mein Vater — ich muß es ihm lassen — war anfänglich gegen meine Verbindung, des schlechten sittlichen Rufs wegen, in dem der Freiherr stand. Als ich fest blieb, half er mir, den Ehecontract aufzusetzen und ihn gerichtlich zu machen. Meine arme Hermine, die von zu frühem Kinderwarten schief ist und zum Krüppel herangewachsen wäre, habe ich in eine orthopädische Anstalt gethan; meine Amalie, ein fähiges, gesundes Mädchen, aber schon seit Jahren aus der Schule genommen, um sie zu Hause Mägdedienste thun zu lassen, habe ich in unsere Pension geschickt; das Geld für zwei Jahre, für die beiden armen Kinder zu zahlen, ist bereits in meinen

Händen. Aus dem sehr reichlichen Nadelgeld, das mir gerichtlich ausgemacht, kann ich meinem Vater eine gute Summe geben, dafür eine wackere Haushälterin zu halten, die für ihn und die kleinern Kinder sorgt. Auch den großen Brüdern soll es an Unterstützung nicht fehlen. O, Edithe, der Gedanke, daß ich die Wohlthäterin der Meinen werden kann, macht mich ganz glücklich und versöhnt mich fast mit meinem Geschicke.

„Und zu seiner Ehre sei es gesagt: in allem Finanziellen zeigt sich der Freiherr — mein Mann — großmüthig. Noch außer dem Nadelgelde überraschte er mich am zweiten Tage unserer Ehe mit einer freiwilligen Schenkung von fünftausend Thalern, für die ich mir einen Shawl, einen Zobelpelz oder was sonst kaufen sollte. Aber ich übergab das Geld sogleich meinem Vater, es für mich vortheilhaft auf Zinsen zu legen. Und schon vor der Hochzeit beschenkte er mich mit dem köstlichsten Schmucke, der mir vielleicht einst, wenn ich mein Los nicht mehr ertragen kann, ein zweites Kapital sein wird. Aber ich will es tragen, so lange ich kann, liebe Edithe, denn wahrhaftig, nicht umsonst will ich mich geopfert haben!“

Die Freundin hatte diesen Brief unter heißen Thränen gelesen und bei manchen Stellen durchlief ein stiller Schauder ihre Glieder.

„Armes, verirrtes Geschöpf!“ seufzte sie. „In welches Labyrinth von widersprechenden Gefühlen, in welche furchtbare Entheiligung der Ehe — eine Entheiligung, die du ja selbst anerkennst, hat dich diese dunkle Mischung von Selbstsucht und Großmuth gestürzt! Kaum einige Tage verheirathet und schon der Gedanke an die Möglichkeit einer Scheidung! Was kann ich ihr sagen? Die Unglückliche ist verloren, wenn ihr je der Mann entgegentritt, den sie für den rechten, für den von der Natur ihr bestimmten zu erkennen glaubt!“

Auch auf Robert machte der Brief einen schmerzlichen und in vielen Stücken verletzenden Eindruck; doch konnte er nicht umhin, die ungeheure Thatkraft des jungen Mädchens zu bewundern, vielleicht eben darum, weil er den eigenen Mangel daran fühlte und sich bewußt war, wie durch sein ganzes Leben nur immer die Umstände ihn selbst geleitet hatten.

Er und Edithe, sowie die Aeltern der Letztern lebten

zu fern von der Welt, um trotz ihrer wiederholten Erkundigungen viel von dem Freiherrn von Sassen hören zu können. Nur so viel ward ihnen gewiß, daß er in sittlicher Hinsicht im übelsten Rufe stand, sonst aber für einen Ehrenmann galt. Von Agnes selbst wußten sie, daß das Ehepaar nach einem kurzen, glänzenden Aufenthalte in Paris und einer Reise durch Italien sich in Berlin niedergelassen hatte, und aus dem, was Edithe sonst hier und da durch Reisende von dem Glanze und dem Strudel der Geselligkeit vernahm, in dem sie dort lebten, und wie Agnes durch Geist und Schönheit der Mittelpunkt der bedeutendsten Kreise war, durfte ihr die Ueberzeugung werden, daß ihre Freundin mindestens äußerlich glücklich sei.

Der Winter des Jahres 1811 — der zweite von Robert und Edithens Ehe — neigte sich zu Ende, als der Erstere sein Heldengedicht vollendet hatte und genug daran gefeilt zu haben glaubte. Sehr natürlich fühlte er ein entschiedenes Bedürfniß, ehe er es durch den Druck der Welt übergab, die Stimme einiger bewußter Kunstrichter zu hören. Berlin war damals wie jetzt der Hauptsitz einer scharfen, aber im ganzen gesunden

Kritik in der deutschen literarischen Welt. Wie wenig productiv dieser große Sammelplatz der verschiedensten Bestrebungen sich namentlich in poetischer Hinsicht auch zeigte und noch zeigt, es ist gewiß, daß das Mittelmäßige weder in Kunst noch Literatur je dort Geltung bekommen konnte, noch jetzt kann. Nach Berlin drängte es demnach Robert auf ein paar Monate zu gehen, um sein Gedicht dem Urtheil einiger kritischen Größen zu unterwerfen, oder vielleicht, wie er sich heimlich schmeichelte, sich ihre Bewunderung zu sichern.

Er schlug daher Edithen vor, mit ihm auf einige Zeit nach dieser Hauptstadt zu gehen. Und wie gern hätte Edithe ihn begleitet! theils weil sie wünschte, die Freundin wiederzusehen, theils weil sie hoffte, in einem temporären großstädtischen Leben eine Erfrischung für sich wie für Robert zu finden. Von Monat zu Monat hatte sie gehofft, daß das Gedicht endlich fertig werden solle; allein als der ersehnte Zeitpunkt kam, war sie bereits in einer Lebensperiode, die dem jungen Ehepaare einen neuen Zuwachs ihrer häuslichen Freuden versprach, zu weit vorgerückt, um es nicht unthunlich und unbequem zu finden, ihren Gatten zu begleiten.

Sie ließ demnach, nicht ohne ein peinliches Gefühl, das sie sich selbst nicht erklären konnte, den geliebten Mann allein reisen; und er versprach unter den herzlichsten Abschiedsumarmungen, sicherlich in höchstens zwei Monaten wieder da zu sein, um nicht etwa durch einen Brief von Edithens Entbindung hören zu müssen. Die Mutter zog unterdessen zu ihr, und der Vater, der über die endliche Vollendung von Robert's Epos laut seine Freude ausdrückte, versprach, jeden zweiten Tag die beiden Frauen zu besuchen.

Robert dachte nicht ganz ohne einige Verlegenheit an das Wiedersehen der schönen Agnes, wie sehr auch die Zeit die Erinnerung an jenen verrätherischen Moment in den Hintergrund seiner Seele gedrängt und im Allgemeinen eine zwanzigmonatliche glückliche Ehe seine Phantasie beruhigt hatte, kaum daß er sich anfänglich entschließen konnte, ihr seine Aufwartung zu machen. Aber überall, wo er hinkam, hörte er von der reizenden, geistvollen Frau von Sassen erzählen und von ihren literarischen Theecirkeln, in denen neben ihr einer ihrer Hausfreunde, Dr. Scherzer, einer der einflußreichsten und strengsten Kritiker in der belletristi-

schen Welt, seinen Scepter schwang. Dr. Scherzer ward als ein bevorzugter Anbeter der schönen Dame genannt, den sie schon darum begünstigen mußte, weil es sein Einfluß war, der ihren Salon mit den literarischen und künstlerischen Größen Berlins füllte, sowie mit den ausgezeichneten Fremden, die diese „lions" zu sehen wünschten. Wenn Agnes einen Ball oder eine große Soirée gab, war auch der alte Freiherr wol gegenwärtig; er ging, alle alten Damen, soweit es nur immer die Weltsitte verstattete, sorglich vermeidend, im Saale umher, flüsterte den jungen Mädchen cynische Scherze oder übertriebene Schmeicheleien ins Ohr und freute sich, laut lachend, an ihrem Erröthen; auch machte er den Wirth am Buffettisch, und zwar konnte dort niemand über seinen Mangel an Liberalität klagen. Aber Agnes' literarische Kreise floh er wie die Pest und hatte auch gegen alle, die sie frequentirten, eine entschiedene Nichtachtung, obwol er seine Frau nicht gerade hinderte, da seine Verspottung und Neckereien nur wie abgestumpfte Pfeile an der schroffen Kälte, mit der diese ihn fortwährend behandelte, abprallten.

Als Robert endlich Agnes eines Morgens seine

Aufwartung machte, und sie nun schöner, als er sie je gesehen, und in vollkommenem Einklang mit der Eleganz ihrer Umgebung und der imponirenden Würde einer vornehmen und gefeierten Frau vor ihm stand, war der Eindruck fast überwältigend. Agnes' Schönheit und ganze äußere Erscheinung waren von der Art, daß zunehmende Jahre bis zu einem gewissen Zeitpunkte ihrer Anziehungskraft eher günstig als schädlich sind. Die geistige Kühnheit in ihrem Auftreten, die Entschiedenheit ihrer Meinungen, die stolze Nichtachtung derer, von denen sie sich für unverstanden erklärte, kleiden eine Frau und zumal eine Frau aus der vornehmen Gesellschaft besser als ein junges Mädchen, das durch häufiges Erröthen verschönert wird und in dem ein gewisser Grad von Schüchternheit, obwol oft sehr irrig, für Bescheidenheit gilt.

Auch der halb phantastische Anzug, den sie mit großem Geschick mit einem gewissen Unterwerfen unter die Mode zu vereinigen wußte, gewann einen verschiedenen Charakter bei einer Dame von Einfluß und Geltung in der großen Welt, zumal da kostbare Stoffe und werthvoller Schmuck dazu verwandt wurden. Was

bei dem jungen Mädchen belächelt ward, erregte bei der glänzenden Weltdame Bewunderung und Nachahmung.

Robert sah sich im ersten Augenblicke Agnes gegenüber, verlegen und verwirrt wie er war, fast in umgekehrter Stellung als in jenen Tagen in Feldberg, wo sie zu ihm aufgeblickt hatte, so imponirend stand die herrliche Gestalt vor ihm. Aber ihr Empfang war weich und herzlich. Sie fragte auf das liebevollste nach Edithen und nach seinem Knaben und wollte alles wissen. Als sie jedoch hörte, daß er schon eine ganze Woche in Berlin sei, ohne sie aufgesucht zu haben, da fiel ihr Auge so vorwurfsvoll, so unaussprechlich dringend und glühend auf ihn, daß es ihm war, als müsse er sich ihr zu Füßen werfen und die vielfach Gekränkte um Vergebung bitten.

Sie hörte nun, was ihn nach Berlin geführt, und ging sogleich mit dem liebenswürdigsten Eifer auf die Sache ein. Sie erbot sich, einen der folgenden Abende einen Kreis der bedeutendsten und in der literarischen Welt einflußreichsten Personen bei sich zu versammeln, in dem er seine Schöpfung vortragen sollte. Dazu

aber gehörte einige Zeit. Unterdessen solle er in einer stillen Morgenstunde ihr selbst, seiner alten Freundin und Verehrerin, einige Bruchstücke mittheilen, zu sehen, welchen Eindruck einzelne Scenen und dergleichen machten. Mit einer solchen Verabredung auf morgen schieden sie; Robert sichtlich gehoben, im Innern entzückt über dies bezaubernde Weib; Agnes aufgeregt, zerstreut und unruhig der verabredeten Morgenstunde entgegensehend.

Und doch ahnten beide nicht, wie gefährlich ihnen gerade diese Morgenstunden werden sollten. In Agnes sollte der phantastische, in schleierhafte Mystik gehüllte Dichter das magnetisch verwandte Verständniß finden, das er in Edithen so schmerzlich vermißt hatte; und als die reizende junge Frau, die in ihrem luftigen Négligé von indischem Musselin, statt der Morgenhaube anderer Damen einen Spitzenschleier über das reiche Haar geworfen, und halb auf dem schwellenden Divan liegend, bei den nämlichen Stellen, bei denen Edithe den Kopf geschüttelt und ihn gebeten, das noch einmal zu lesen, sie verstehe nicht und fühle sich verwirrt, in Entzücken ausbrach und sich durch seine romantische Auffassung der persischen Magie in eine andere neue Welt

versetzt erklärte, so schlich sich in Robert's Herz zum ersten male einige Bitterkeit ein — nicht gerade gegen Edithens Person, aber doch gegen den Umstand, daß es gerade sein Weib sein müsse, die ihn nicht verstehe.

Diese Morgenstunden, die für beide mehr und mehr Reiz gewannen, wiederholten sich, ehe der besprochene Abendcirkel zu Stande kommen konnte, so vergriffen war die literarische Modewelt beim Ausgange des Winters, da alles Versäumte nun noch in den beiden letzten Monaten zusammengedrängt werden sollte. Agnes hatte nicht vergessen, unterdessen Robert mit ihrem Freunde Dr. Scherzer bekannt zu machen, den sie besonders ihm als Recensenten zu sichern wünschte. Aber leider war ihr bei der feurigen Weise ihrer Empfehlung nicht eingefallen, daß dieser die Empfehlung etwas zu feurig finden könnte. Dr. Scherzer war ihr offener Anbeter, ihr Begleiter in Concerten, ihr täglicher Besuch. Sie behandelte ihn stets mit einer gewissen Auszeichnung, wußte seiner Eitelkeit auf alle Weise zu schmeicheln, ohne daß es ihr je einfiel, daß er daraus Folgerungen ziehen könnte, die ihn zu den Ansprüchen eines Liebhabers berechtigten. Auch hatte Scherzer zu

scharfe Augen, um sich darüber zu täuschen. Eben aber seine scharfen Augen ließen ihn bald seiner schönen Freundin Interesse für den Dichter als eine Art des Interesses erkennen, die ihm im Wege stand. Er beschloß daher, ihn gleich bei seinem ersten Auftreten zu vernichten.

Zwar konnte und wollte er den stürmischen Beifall keineswegs hemmen, mit dem Robert's Gedicht aufgenommen ward, als es in jenem glänzenden literarischen Kreise endlich zur Mittheilung kam. Die schönen sonoren Verse, der Reichthum der Bilder und die so kräftige wie wohltönende Stimme des Vorlesers mußten nothwendig eine günstige Wirkung haben. Einigen kritischen Beisitzern der Versammlung fiel freilich die Dunkelheit des Zusammenhangs auf, und die vorwaltende Mystik verletzte diesen und jenen. Allein der Eine dachte wol, er hätte nur nicht recht zugehört; ein Anderer fühlte sich gerade durch diese Mystik angezogen, während ihm sonst das Gedicht hier zu lang ausgesponnen, dort zu sehr zusammengedrängt war. Allein keiner fühlte sich berufen, in die Nektarbecher, die von andern und namentlich von den Damen dem beglückten Dichter

geboten wurden, einige bittere Tropfen zu mischen. Scherzer hatte eine malitiöse Freude an dem Rausche, in den er letztern versetzt sah; aber Agnes' Entzücken über den Beifall, den ihres Freundes Erzeugniß fand, sah er mit tiefer Erbitterung aus ihren schönen Augen blitzen.

Robert hatte an seinem Machwerke so viel gefeilt, daß er diesen Beifall für dessen Aufnahme in der Welt für entscheidend hielt und jeder weitern kritischen Durchsicht entsagte, besonders da einige Versuche, diesen oder jenen literarischen Freund zum Lesen seines Manuscripts zu bestimmen, an der ungeheuern Ueberbeschäftigung derselben gescheitert waren. Er beschloß daher, es sogleich dem Druck zu übergeben und noch vor seiner Abreise alles Geschäftliche ins Reine zu bringen.

Denn schon war über die Hälfte der Zeit um, die er sich für seine Abwesenheit vom Hause gesetzt, denn nicht allein Edithens Bitte, auch sein eigenes Herz trieb ihn an, sein Kind beim Eintritt in die Welt in seinen väterlichen Armen empfangen zu wollen. Ein Verleger ließ sich für einen Dichter, der dem Honorar entsagte und nur auf schönes Papier, den besten Druck

und besonders auf eine ungesäumte Herstellung seines Werks drang, bald finden. Auch ward ihm für die zweite Auflage ein ansehnliches Honorar versprochen. Die Arbeit begann sogleich, denn er wünschte mindestens den ersten Bogen noch hier im Reindruck begrüßen und Agnes zu Füßen legen zu können.

Das Verhältniß zwischen ihm und Agnes war unterdessen immer inniger geworden, obwol man es keineswegs als Liebesverhältniß bezeichnen durfte. Denn Agnes hatte einst bei einem stillen Alleinsein mit ihm die Gelegenheit genommen, ihm die Aeußerungen in ihrem Briefe an Edithen zu wiederholen. Sie sagte ihm frei, daß sie ihren Gatten verachte, ja daß er im engen Zusammenleben ihr noch widerlicher geworden sei; daß sie aber ihre Ehe als einen gerichtlichen Contract betrachte, den sie ehrlich halten wollte, so lange sie ihn für gültig halten müsse, d. h. so lange er nicht ebenfalls gerichtlich aufgelöst sei. Ihre Offenheit gab Robert einige Sicherheit. Als Freund konnte er, Ehemann wie er war, stundenlang neben dem reizenden Geschöpfe auf dem Sofa sitzen, während er ihre Hand in der seinen hielt und nur von Zeit zu Zeit, wenn ihre

Gedanken im Gespräch einander so magnetisch begegneten, an seine Lippen zog.

Der Reindruck des ersten Bogens seines Werks war endlich fertig, und zwar war damit der letzte Termin für seine Abreise eingetreten, wenn er Rößlingen noch vor der Geburt seines Kindes erreichen wollte. Er ging, der Freundin, der er sein Gedicht gewidmet hatte, jenen Bogen zu überreichen und zugleich von ihr Abschied zu nehmen. Es war ihm schwer ums Herz, und doch gab ihm der Gedanke, daß der letzte Augenblick der Gefahr für ihn gekommen sei, auch wieder einige Sicherheit und er konnte dem morgenden Tag in Momenten fast mit einiger Sehnsucht entgegensehen, ungefähr wie ein am Wechselfieber Erkrankter sich nach dem Tage sehnt, an dem das Fieber ihn nicht heimsucht.

Er fand seine Freundin in einer Aufregung, die bald auch ihn dahinriß und sein Herz mit Ungestüm klopfen machte. Lange saßen sie schweigend nebeneinander, Hand in Hand. Endlich erhob er sich, Abschied zu nehmen.

Agnes sprang wie entsetzt empor.

„So gehen Sie!“ sagte sie leise. Aber der Augenblick überwältigte sie. Als er ihre rechte Hand an seine Lippen zog, schlang sie plötzlich mit unbezwingbarer Leidenschaft ihren linken Arm um seinen Hals.

„Robert! Robert!“ rief sie in den schmerzlichsten Tönen, „warum thatest du mir das? Mir gehörst du, nur mir! Edithe kann dich nicht fassen! Ich allein verstehe dich! Mir allein gehörst du an! Und du opferteſt mich ihr!“

Er umfaßte sie. Er wollte seine Lippen auf die ihrigen drücken. Allein sie stieß ihn ungestüm zurück.

„Nicht das!“ rief sie. „Nicht das! Aber ich verzeihe es dir, daß ich mich so schmachvoll verkauft habe! Denn dein, dein allein ist die Schuld!“

Mit diesen, mit einer erschütternden Leidenschaft ausgestoßenen Worten floh das unglückliche Weib in ihre Kammer, und er hörte, wie sie mit Ungestüm den Riegel vorschob. Er sollte ihr nicht nachfolgen. Sie wollte von der Schuld freibleiben, die ihr allein für Ehebruch galt.

Robert's Abreise war für den Abend angesetzt und die Postpferde waren bereits bestellt. Nur wenn er

die Nacht zu Hülfe nahm, durfte er hoffen, Rößlingen noch zu rechter Zeit zu erreichen. Am späten Nachmittage schickte er, sich nach dem Befinden der Frau Baronin zu erkundigen, und erhielt zur Antwort, daß sie einen plötzlichen Fieberanfall bekommen und im Bett läge.

„Ich kann nicht fort, solange sie in diesem Zustande ist", sagte er zu sich selbst.

Spät am Abend ging er selbst hin und fragte den Bedienten an der Thür, wie es jetzt stehe? Er erhielt die Antwort, die gnädige Frau liege im Fieber und phantasire heftig und wunderlich, wie das Kammermädchen ihm berichtet. Als der Freiherr zu Hause gekommen, habe er sogleich nach dem Doctor geschickt. Robert ließ die Pferde abbestellen.

Am folgenden Morgen erhielt er etwas bessern Bescheid. Ein wenig Morgenschlaf hatte die Kranke erquickt. Sie war wieder bei sich. Gegen Mittag brachte man ihm eine eingesiegelte Karte: „Von Frau von Sassen", hieß es. Sie schrieb:

„Frau von Sassen bittet Herrn von Felsenegg dringend, seine Abreise nicht länger zu verschieben: sie

ist gesund und bittet ihn, glückliche Reise wünschend, ihre liebevollsten Grüße an Edithe mitzunehmen."

Verwirrt, aber doch einigermaßen beruhigt, reiste Robert endlich ab.

VII.

Aufschuß der bösen Saat.

Als Robert in Rößlingen ankam, war das Töchterchen, das unterdessen ihm geboren, bereits zwei Tage alt. Frau von Hartung kam ihm bis an die Treppe entgegen, seinen zu raschen Eintritt zu hindern. Sie that keine Frage und sprach kein Wort des Vorwurfs aus; aber ihre ernste, kalte Miene ergoß stillschweigend einen ganzen Strom davon über den Verspäteten. Sie wollte ihm auch für den Augenblick keinen Eintritt in Edithens Zimmer verstatten, da sie nach langem, ruhlosem Wachen endlich eingeschlummert sei. Angst und Sehnsucht hatten sie unmittelbar vor ihrer Entbindung in einen fieberhaften Zustand versetzt,

und so war es nicht unnatürlich, daß jene sie jetzt zwiefach geschwächt und erschöpft hatte. Ruhe thue vor allem ihr jetzt noth.

Bald kam auch sein Schwiegervater herbei, der rastlos, ihn jede Minute erwartend, im Garten auf- und abschritt. Er trat mit den Vorwürfen über Robert's verspätete Zurückkunft viel offener hervor und wollte dessen ziemlich oberflächliche Entschuldigungen nicht gelten lassen. Denn die Angst um seine Tochter hatte ihn, den sonst so nachsichtigen Mann, unnatürlich aufgeregt. Er hatte überdem es sich zur Pflicht gemacht, während seines Neffen Abwesenheit, die gerade in den Vorfrühling, eine für den Landwirth so wichtige Jahreszeit fiel, etwas tiefer in die Verwaltung des Gutes hineinzusehen, und so grobe Vernachlässigungen entdeckt, daß er sich für berechtigt hielt, seinem Schwiegersohn darüber sein ernstes Misfallen zu zeigen. Allein er wählte eine unglückliche Stunde dazu, die, unmittelbar nach seiner Zurückkunft, da Edithe noch schlief, und also, wie der gute Vater meinte, der Angekommene Gattin und Kind doch noch nicht sehen könne.

Kein Wunder, daß der junge Mann sich durch

dieſe Bewillkommnung in ſeinem eigenen Hauſe, ſchuldig oder nicht, auf das tiefſte beleidigt fühlte. Nur mit der größten Anſtrengung hielt er ſeine empörte Empfindlichkeit zurück. Er, der zwei Monate lang in den glänzendſten Kreiſen der Hauptſtadt Gefeierte, dem von ſchönen Händen mit beſcheidenen Bitten Stammbuchblätter zu Dutzenden überreicht waren, und von den ſchönſten unter Beifallsklatſchen der bedeutendſten Autoritäten ein Dichterkranz auf das Haupt gedrückt worden, der mit Einladungen zu vornehmen Diners Ueberſchüttete, der in der gebildetſten Stadt Deutſchlands ſeine Abende oft hatte in drei Theile ſpalten müſſen, um nur allen dringenden Gaſtgebern genug zu thun — er mit kalter Zurückhaltung empfangen, dann ſogar mit bittern Vorwürfen überhäuft und zuletzt herabgekanzelt wie ein Schulknabe! Er verbiß mühſam ſeinen Zorn, dachte an Agnes und ging tief in den Garten hinein.

Als Edithe erwachte und liebend nach ihm fragte, hatte ſie mindeſtens noch eine halbe Stunde zu warten, ehe der Gefundene in gefaßter Stimmung zu ihr eintrat.

Vielleicht, wenn er seine Frau vor seinen Schwiegereltern gesehen, hätte ihr Empfang, für den Augenblick wenigstens, alle die während seiner Abwesenheit erhaltenen Eindrücke verwischt, und nur das reuige Bewußtsein seiner Schuld, von der seine verzögerte Rückkunft nur ein kleiner Theil war, wäre ihm geblieben. Denn die liebevollen Augen der bleichen jungen Frau bewillkommneten ihn auf das rührendste, als sie mit den Worten die Hand nach ihm ausstreckte:

„Wie leid thut es mir, daß du so lange zurückgehalten worden, theurer Mann! — aber die geliebte Kleine hat sich auch einen Tag früher in die Welt gedrängt, als ich sie selbst erwartet habe. So bist du eigentlich nur um einen Tag zu spät!“

Er küßte sie und das Kind, das die Wärterin ihm brachte, mit Rührung und begnügte sich, mit einigen verwirrten Worten seine verspätete Ankunft zu entschuldigen, nicht zu erklären. Aber wenn auch diese gütige Bewillkommnung seinen Groll von Edithen selbst ablenkte, gegen seine Schwiegereltern und seine Lage, in der er sich seit seinem Aufenthalt in Berlin wie ein

Gefangener vorkam, blieb dieser Groll doch im tiefsten Herzen sitzen.

Indessen glich die Zeit nach und nach manches aus und schliff mindestens die Schärfen der Eindrücke und Empfindungen glücklich ab. Alles kehrte in Rößlingen in das alte Geleis zurück, nur daß Edithe, trotz der angewachsenen Bevölkerung der Kinderstube, sobald sie sich einigermaßen erholt hatte, neben der Aufsicht über die Hauswirthschaft auch die über die Landwirthschaft übernahm. Für eine tüchtige Ausgeberin wie für einen zuverlässigen Verwalter war gesorgt; so erklärte sich denn, als Robert ihr einst seinen Abscheu gegen dergleichen niedrige Sorgen entschieden aussprach und seinen Widerwillen, sich noch einmal den beleidigenden Vorwürfen ihres Vaters auszusetzen, Edithe willig, die Last ihm abzunehmen, und meinte, bei sorglicher Eintheilung der Zeit ihm auch darin das Leben erleichtern zu können, indem er sich so ganz den Studien widmen dürfe.

Wer aber hat nicht schon, wenn er je eine Zeit lang ein vielfältig bewegtes Leben geführt, etwa persönlichen Antheil an bedeutenden Ereignissen genommen, oder

auf Reisen bleibende Eindrücke in rastlosem Wechsel empfangen, oder auch vom Wirbel der Gesellschaft ergriffen, sich in bunten Kreisen bewegt hat, und oft sich ermüdet herausgesehnt, in die Stille der Häuslichkeit zurück zum behaglichen Ausruhen von Geist und Körper — wer von diesen hat nicht schon beim endlichen Ausruhen eine gewisse Oede und Unbefriedigung empfunden? Ueber Robert kam dies Gefühl mit voller Macht; die Gesellschaft der Landjunker der Nachbarschaft langweilte ihn; für die Jagd wollte die Jahreszeit nicht passen, Fischen hatte ihm nie Vergnügen gewährt, Edithens Zeit war durch Kinder und Wirthschaft mehr als je in Anspruch genommen; den Plan zu einer neuen literarischen Arbeit hatte er noch nicht gemacht: die Revision der eingesandten Druckbogen war demnach das Einzige, was ihm noch einiges Interesse einflößte. Dennoch sah er dem Erscheinen seines Werks mit Ungeduld entgegen.

Gegen die Mitte des Sommers ward endlich, von mannichfaltigen, ziemlich großsprecherischen Buchhändleranzeigen angekündigt, das Product seines Geistes der Welt übergeben. Aber was war des gespannten Dich-

ters Gefühl, als dem Erscheinen des Werks unmittelbar in dem gelesensten und einflußreichsten deutschen Blatte der Zeit eine Recension desselben folgte, deren Verfasser die Feder statt in Tinte in Gift getaucht hatte. Nicht allein der Plan des Gedichtes war aus kritischen Gründen als völlig unreif verworfen, die Charaktere auch wurden mit scharfem Witz lächerlich gemacht, und einzelne schwache Stellen carikirt so boshaft geschickt als Proben dargelegt, daß sie als charakteristische Züge für das Ganze erscheinen mußten. Der Dichter ward beschuldigt, die Philosophie der alten Perser und ihrer Magier mit Sprüchen aus dem Koran und mit den hyperromantischen Legenden des Mittelalters auf abgeschmackte Weise vermischt zu haben. Dabei jedoch war nicht unterlassen, um sich das Ansehen der Unparteilichkeit zu geben, gelegentlich den niedergeschmetterten Verfasser durch ein gnädiges Lob der harmonisch klingenden Verse wieder aufzurichten; aber selbst dieses beschränkte Lob gewissermaßen wieder aufgehoben, indem die Recension mit den Worten Schiller's schloß:

Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu sein?

Robert war außer sich vor Zorn. Er erkannte Scherzer's Feder, seinen Neid und seine Bosheit. Andere gleich darauf folgende Kritiken nahmen sich seines Gedichts an; aber in der grimmigen Aufregung, in welche ihn die erste versetzt, wußte er kaum, ob die Gönnermienen, die selbst seine günstigsten Recensenten annahmen, ihn nicht noch mehr empörten als der zwar verrätherische, heimtückische, aber doch unverschleierte Angriff seines erbitterten Feindes. Er war unbeschreiblich unglücklich, denn die ihm so hämisch beigebrachte Wunde hatte den schwächsten Theil seines innersten Selbst getroffen. Wir haben an Lord Byron's Grimm über die boshafte kritische Behandlung seiner ersten poetischen Erzeugnisse gesehen, und an Keats', sein schwaches Leben untergrabender Empfindlichkeit über eine ähnliche Behandlung erfahren, welche tiefe Wunden die Stacheln der namenlosen Instrumente, mit denen die Recensenten ihre Schlachten führen, einbohren können. Es war so, und wird in allen Zeiten

so sein. Aber der lebhafte, ja stürmische Antheil, den bald darauf das ganze Publikum an der Sache nahm, konnte in Deutschland nur in einer Zeitperiode stattfinden, wo in seiner politischen Erschlaffung die Literatur dem Deutschen eben noch alles war, wie in den Tagen, in denen Robert den tückischen Angriff erlebte.

Die Gesellschaft der nördlichen Königsstadt, wie die anderer größern Städte, war soeben auf dem Punkte, sich durch Landleben, Reisen und Badebesuch zu zerstreuen. Bücher wurden verhältnißmäßig wenig gelesen, weil man keine Zeit dazu hatte. Aber Zeitungen und kritische Blätter wurden in jedem Kaffeehaus, in jedem Lesecabinet gehalten und waren dem Reisenden und Badebesucher immer zugänglich. Die Eindrücke der Recensionen blieben also um so dauernder, je mehr die Selbstprüfung erschwert war.

Agnes' Briefe legten durch die Theilnahme, mit der sie die Sache zu der ihren machte, einigen Balsam auf Robert's Wunden. Sie hatte sich mit Scherzer überworfen, und ohne den Nachtheil zu berücksichtigen, den sie sich dadurch in ihrem gesellschaftlichen Leben bereitete, seinen tückischen Neid damit bestraft, daß sie

ihm ihr Haus verboten hatte. Jetzt bereitete sie sich eben vor, in ein, wie sie an Edithe schrieb, ihr eigen vom Arzte empfohlenes Bad zu gehen, das nur eine Tagereise von Rößlingen entfernt lag, und von wo aus sie hoffte, die Freunde besuchen zu können.

Daß Edithe an Robert's Kränkung und an seiner daraus erwachsenden dauernden Verstimmung den innigsten Antheil nahm, braucht kaum erwähnt zu werden. Theils weil die Leser wissen, wie sie ihn liebte, theils weil die Annehmlichkeit ihrer Häuslichkeit nur zu oft das Opfer dieser Verstimmung ward. Leider traf es sich so, daß einige Stellen des Gedichts, an denen Edithe beim Vorlesen ihr Misfallen frei ausgesprochen, in der berüchtigten Recension besonders scharf mitgenommen waren. Robert vermied daher jetzt fast unwillkürlich, mit ihr von seinem poetischen Erzeugniß zu sprechen: es war ihm in manchen Augenblicken, als sei sein eigenes Weib mit seinen Feinden im Bündniß.

Eine besonders ungünstige Schickung wollte auch, daß Frau von Hartung während dieser Zeit ernsthaft erkrankte, woraus natürlich für ihre Tochter der Wunsch

und die Pflicht entstanden, sie häufig zu besuchen. An ihren lieben kleinen Säugling gefesselt, nahm die treue Tochter, so ungern sie auch jetzt gerade ihren verstimmten Gatten verließ, oft die beiden Kleinen mitsammt der Wärterin hinüber nach Feldberg, um über Nacht dort zu bleiben, und mußte dann wol auch, da der armen Mutter Zustand so zweifelhaft war, bis zum dritten Tage dort warten, um des Arztes Entscheidung zu hören. Der Doctor war ihr langjähriger Hausfreund und seine Theilnahme ihr so wohlthuend als seine Meinung wichtig. War es unnatürlich, daß Robert unterdessen einige Zerstreuung in einem gewissen, nicht allzu fernen Badeorte suchte, und daß Edithe, wenn sie zurückkam, nur selten davon hörte?

Ich habe im Anfang des fünften Kapitels die beiden ersten Jahre der Ehe Robert's und Edithens, die sich eben zu Ende neigten, als durchaus glückliche bezeichnet. Und wirklich warf diese erste, unwiderstandene, tiefe Verstimmung ihres Gatten auch die ersten Schatten auf Edithens eheliches Glück. Nicht daß nicht während desselben so manche Illusion der jungen liebenden Frau zerstört worden wäre. Die

Charakterschwäche, der Mangel an Thatkraft in ihrem Gatten, ja die ungeheure Selbstsucht, in der er befangen war, konnten ihr nicht lange verborgen bleiben, nur daß die grellen Züge dieser Eigenschaften durch den Schleier ihrer Liebe weniger scharf hervortraten. Seine Schlaffheit, seine scheinbare Unfähigkeit, gegen seine Neigung zu handeln, und sein Hang, alles auf seine Individualität zu beziehen, wußte sie durch seine lange Gewohnheit, nur für sich selbst zu leben, und seine Entfremdung des Familienkreises zu entschuldigen. Für jedes kleine unbedeutende Opfer, das er ihr, das er den Kindern im häuslichen Leben brachte, war sie ihm dankbar, sie, die auch zu dem größten fähig und willig war, wenn sie auch vor dem Opfer zurückgeschaudert haben würde, das kaum ein Lustrum später eine ihr verwandte Seele*), zum Gipfel der romantisch-irreligiösen Ueberspannung der Zeit aufgeschraubt, brachte, als sie ihren in Geistesschlaffheit versunkenen Gatten durch Selbstmord aufzuscheuchen hoffte. Zu diesem Opfer jener armen jungen Schwärmerin war

*) Charlotte Stieglitz.

Edithe nicht allein zu fromm, sie war auch zu hellsehend. Die sehr gesteigerte Misstimmung, in der sie ihren Gatten jetzt sah, hielt sie übrigens für vorübergehend und hoffte, er würde sich nach einiger Zeit von selbst herausreißen und sein Recht auf den Parnassus der Welt durch neue Productionen darthun.

Es war Spätherbst und sie bei ihrer Mutter, die sich unterdessen wieder erholt hatte, auf einem Morgenbesuch, als eine andere Dame, eine benachbarte Gutsbesitzerin, mit der die Familie Hartung seit Jahren verkehrt hatte, ebenfalls zum Besuch kam. Sie hatte eine ihrer Töchter, eine frühere Spielgefährtin Edithens, in der nordischen Königsstadt verheirathet.

Nach einigem Hin- und Hergespräch fragte sie Edithen: „Haben sie kürzlich Nachricht von Frau von Sassen?“

„Ziemlich lange nicht“, versetzte diese. „Leider hat sie keine Zeit gefunden, vom Bade aus, wo sie in meiner Nähe war, mich zu besuchen und hat mir nach ihrer Rückkehr noch nicht geschrieben.“

„Nun, sie wird wol jetzt wenig genug Zeit zum Briefschreiben haben. Denn die Sache wird mit großer

Hast und Eile betrieben. Ich höre, das Gericht soll wöchentlich drei Sitzungen halten. Der Vorsitzer und sämmtliche Räthe sollen ja ganz entzückt von der schönen Frau sein."

„Was meinen Sie, gnädige Frau?" fragte Edithe bestürzt.

„Nun, wissen Sie denn nicht, daß Frau von Sassen auf Scheidung geklagt hat? Meine Tochter hat mir schon vor vierzehn Tagen davon geschrieben. Ganz Berlin spricht davon. Lieber Gott, solche Dinge kommen jetzt alle Tage vor! Aber Frau von Sassen ist einmal dazu geschaffen, von sich sprechen zu machen."

„Schonen Sie meine Tochter!" fiel Frau von Hartung ein, als sie Edithen todtenbleich werden sah. „Sie liebt Frau von Sassen schwärmerisch. Edithe, denk' an dein Kind!"

Edithe kam sehr erschüttert und in tiefer Betrübniß nach Hause. Als sie sich Robert mittheilte, schwieg er lange. Er wußte offenbar um die Sache, die seine Frau so bewegte.

„Glaubst du", sagte er endlich, „daß Agnes Unrecht thut, sich von dem Elenden scheiden zu lassen?"

„Nicht in der Scheidung, in der Ehe liegt das Unrecht, Robert! Agnes' Heirath war eine Sünde."

„Du kennst das großmüthige Motiv, das sie dazu bestimmte. Es war ein schweres Opfer, das sie ihrem Vater, ihren Geschwistern brachte."

„Das großmüthigste Motiv würde eine Sünde nicht entschuldigen, Robert. Aber überdem war Agnes' Motiv keineswegs rein. Ich liebe Agnes, aber meine Liebe machte mich nicht so blind, nicht zu erkennen, daß es ebenso sehr die Aussicht war, durch ihr Opfer eine vornehme Frau zu werden und für die Befriedigung ihrer weltlichen Neigungen leben zu können, die sie bewog, es zu bringen, als das Verlangen, ihre jungen Schwestern erziehen zu können und das Leben ihrer Familie zu erleichtern. Das Opfer zu bringen, für die Ihrigen auf eine Weise zu arbeiten, die sie darum unter ihrer Würde hielt, weil sie ihren Neigungen widerstand, war sie nicht stark genug; aber zu dem unmoralischen Opfer hatte sie Muth, das sie vor dem Altare zum Eigenthum eines Mannes machte, den sie verachtete, während sie ihn zu lieben und zu ehren versprach. O Robert, ich habe es gleich tief, tief gefühlt.

Ihre Heirath war eine Sünde! Wär' ich bei ihr gewesen, ich hätte sie auf den Knien beschworen, den unseligen Schritt nicht zu thun. Aber es war zu spät!"

„War es zu spät, die Ehe zu hindern, so ist es doch nicht zu spät, sie zu trennen. Hoffentlich macht dich deine Frömmigkeit nicht so beschränkt in deinen Ansichten, die Scheidung an sich auch für eine Sünde zu halten."

„Sicherlich nicht. Es gibt gewiß Fälle, in denen sie erlaubt ist, ja sogar Pflicht gegen uns selbst wird."

„Es gibt tausend Fälle", unterbrach Robert sie mit entschiedenem Ton und finstern Mienen. „Die Gesetzgeber unserer Tage sind nicht grausam genug, einen augenblicklichen Irrthum mit ewigem Elend bestrafen zu wollen. Auch das Urtheil der Gesellschaft ist endlich zur Reife gekommen. Du bist in einem beschränkten Ideenkreis aufgewachsen und durch die altfränkischen Ansichten deiner Aeltern beherrscht. In Berlin kannst du kaum einen gebildeten Cirkel besuchen, ohne einer gerichtlich geschiedenen, und darum nicht weniger hochgeachteten Frau zu begegnen, oft wieder glücklich verheirathet und sie und ihr Gatte mit dem frühern Ehe-

mann auf freundschaftlichem Fuße lebend. Die erste Ehe war eben ein Irrthum gewesen, und je früher ein Irrthum gut gemacht wird, je besser."

„Die frivolen Sitten der Welt", versetzte Edithe, „rechtfertigen keine Handlung, wenn sie an sich unrecht ist. Allein laß uns nicht darüber streiten."

„Ich finde", erwiderte Robert etwas höhnisch, „du gehst in deiner moralischen Ueberspannung noch weiter als Agnes, wenn sie eine Ehe ohne Liebe ein gerichtliches Concubinat nennt."

„Trotz dieser Ansicht", versetzte Edithe ablenkend, „durfte sich Agnes durch des Freiherrn Betragen tief beleidigt fühlen. Nur begreif' ich nicht, wie es ihr ein Grund der Trennung ihrer Ehe werden konnte, da sie bei ihrer vollkommenen Kenntniß seines Lebenswandels darauf vorbereitet sein mußte. Es ist daher nur zu sehr zu fürchten, daß Agnes noch ein anderes Motiv zur Scheidung drängt."

Robert ward bleich; dann aber glühendroth im Gesicht. „Edithe", sagte er bitter und in einem Ton, der Nichtachtung ausdrückte; „es ist ein ganz gehässiger Zug an euch überfrommen, tugendhaften Weibern, daß ihr

immer bereit seid, einen Stein auf eine schwächere Schwester zu werfen. Ist's schwarz, so schwärzt ihr es noch recht!"

Jetzt veränderte auch Edithe die Farbe. Ein so hartes Wort hatte sie noch nie von Robert gehört.

„Du thust mir Unrecht, Robert", sagte sie mit gezwungener Gelassenheit. „Ich sehe, ich habe den rechten Augenblick nicht gewählt, dir meine Ansichten mitzutheilen. Wir wollen abbrechen; nur das laß mich noch hinzufügen, daß ich Agnes' Freundin bin und, wenn ich die Sünde verabscheue, ich darum nicht die Sünderin verdamme."

Sie verließ ihn und suchte, als sie ihn bei der Mahlzeit wiedersah, die gewöhnliche unbefangene Stimmung wiederherzustellen. Aber er blieb einsilbig und niedergeschlagen. Einige Wochen vergingen, ohne daß sie Weiteres von Agnes hörten. Ihres Mannes trübe Laune machte ihr große Sorgen. Besonders aber schlug sie das geringe Interesse, das er für die Kinder zeigte, tief nieder. Allein sie hütete sich wohl, gegen ihre Aeltern irgendeine Aeußerung zu thun, die darauf hindeutete. Sie meinte, daß wol dies einförmige Land-

leben auf ihm, dem Verwöhnten, drückend laste und schlug ihm vor, auf einige Wintermonate nach Berlin zu ziehen, und als er das ablehnte, nur ein paar Monat zu warten, bis sie das kleine Mädchen entwöhnen und zugleich mit dem Knaben der Pflege ihrer guten Mutter übergeben könne, um mit ihm eine Reise zu machen. Oder auch ob es nicht vielleicht das Beste wäre, einen Pächter für das Gut zu suchen und für den Winter nach Italien zu ziehen? Robert hörte sie schweigend an; und es war etwas wie Rührung in seiner Stimme, als er mit abgewandtem Gesicht antwortete:

„Laß uns die Sache erst noch recht überlegen, liebe Edithe!"

So stand es zwischen den Eheleuten, als Robert eines Morgens eine kleine „Geschäftsreise", wie er sie nannte — antrat, von der er erst am folgenden Abend zurückkehren konnte. Am Nachmittag erhielt Edithe folgenden Brief von Agnes:

„Theure Edithe!

„Du hast gehört, daß meine Kette gewaltsam gebrochen ist, daß ich frei bin, mindestens in einigen

Wochen sein werde. Ich hatte längst gewußt, daß Sassen mich betrog und seinen niedrigen Neigungen fröhnte, allein ich war darauf vorbereitet und ließ ihn ruhig gewähren.

„Die Entdeckung, daß Sassen eine seiner Maitressen durch erdichtete Empfehlungsbriefe in meinen persönlichen Dienst gebracht, weil er auf diese Weise seinen lasterhaften Umgang mit ihr am bequemsten fortsetzen oder wieder aufnehmen konnte, und die unkluge Weise, in der sich das erbärmliche Geschöpf dessen überhob, gaben mir auf einmal das Recht, meine Kette zu zerbrechen. Denn gerade diese Beleidigung unsers Gatten erkennt das Gericht, das uns gemishandelten Frauen so wenig Rechte zugesteht, als zur Scheidung berechtigend an, während es trotz anderer nicht geringerer Beschwerden die Fesseln nicht brechen will, die uns an einen verachteten oder gehaßten Gatten schmieden. Genug, ich bin frei und wenn ich auch die Papiere darüber noch nicht in Händen habe, da noch zu bestimmen ist, wie viel Einkommen ich zu beanspruchen habe und dergleichen Aeußerlichkeiten mehr — Dinge, die ich natürlich ganz meinem Advocaten überlasse —, so darf ich doch

die Wiedererlangung meiner Freiheit als ſicher betrachten.

„Für die beiden armen Mädchen, Hermine und Amalie, iſt für das nächſte Jahr geſorgt; bei erſterer hat ſich die Cur ſchon von den beſten Folgen erwieſen. Meinen Vater hoff' ich auch aus dem viel geringern Einkommen, das ich künftig haben werde, noch reichlich unterſtützen zu können. Ich ſehe es kommen, daß er die Haushälterin heirathen wird, die ich ihm, als ich mich vermählte, gemiethet habe, und ich weiß auch kaum, was er Beſſeres thun könnte. Sie iſt ein treues, ſorgliches Weſen und wird ihm und den Kindern eine liebevolle Pflegerin ſein. Freilich mag ich dann nicht wieder auf Beſuch ins väterliche Haus, denn ich kann meiner theuern Mutter verödete Stelle nicht ſo ausgefüllt ſehen. Auch könnt' ich's wol ohnedem nicht. Denn mein armer Vater, deſſen natürlich ſo geſundes und ſcharfes Urtheil während des langen, geiſttödtenden Actenlebens halb erſtorben iſt, ſodaß er in einigen Stücken noch an den in früheſter Jugend eingeſogenen altmodiſch-beſchränkten Begriffen des großväterlichen Nachlaſſes feſthält, iſt ſehr erzürnt über meine Schei-

dungsklage und hat mir einen donnernden Brief geschrieben. Aber er irrt, wenn er glaubt, daß ich diesen Ton noch ertragen kann, obwol er keinen Einfluß auf meine Handlungsweise gegen ihn haben soll.

„Dieses alles, theure Edithe, hab' ich deinem theilnehmenden Herzen anvertrauen wollen, ehe ich dir den eigentlichen Zweck meines Briefs mittheile, der an die beiden vorherrschenden Züge deines innern Wesens, an deine Vernunft und an deine Großmuth appelliren soll.

„Ja, Edithe, ich bin frei; aber glücklich kannst du allein mich machen!

„O Edithe! wie verschieden war von unserer Geburt an unser Los, während doch die Ansprüche, zu denen mich die Natur berechtigt hatte, den deinen nicht nachstanden! Du, im vollsten Genuß eines reichlichen Wohllebens geboren, die Tochter zärtlich liebender Aeltern, begabt, liebenswürdig und von allen geliebt und geachtet; dann dem Manne zugeführt, den sie — ach! in liebendem, wenn auch blindem Wahne — dir bestimmt; jahrelang in einem dich befriedigenden Genuß der häuslichen Ruhe lebend; die zärtliche Mutter zweier gesunder, reizender

Kinder. O Edithe! Bist du nicht mehr als vierundzwanzig lange Lebensjahre glücklich gewesen?

„Und ich? o Edithe! Vergleiche mich mit dir! In jener erbärmlichen Beschränkung des Mittelstandes geboren, die viel unerträglicher ist als die Noth der niedern Stände, viel demüthigender als die eigentliche Armuth, weil sie zu immer wieder getäuschten Ansprüchen berechtigt, deren Nichterfüllung Herz und Geist in einer beständigen, krankhaften Aufregung erhält; herumgestoßen in einer Welt, die im nämlichen Augenblick, wo sie unbewußt die Rechte anerkennt, die Schönheit und Geist einem Weibe geben, ihm zuruft: «Aber du hast kein Recht zu deinen Rechten, denn du bist arm.» Und ach! was ist das alles! Im Augenblick, wo die volle Erkenntniß des Zwecks meines Daseins mich ergreift, vom Schicksal in seiner grauenhaftesten Gestalt, als Tod unserer Liebsten, ergriffen und wieder in das Dunkel gerissen, in dem das Licht mir auf ewig zu verschwinden droht, das für einen kurzen Augenblick meiner Zukunft zu leuchten schien!

„Liebe, gute Edithe! du verstehst mich. Ich *liebe* Robert. Ich habe ihn gesehen und geliebt, ehe er dir

vor die Augen trat. Das Schickſal ſelbſt — du nennſt es die Vorſehung — führte uns einander entgegen. O hätte ich damals geſprochen! Aber eine falſche Großmuth hielt mich zurück. Ich wollte dir, meine Edithe, der er von den Aeltern zugedacht war, den herrlichen Mann nicht rauben. Ich wollte ihm freie Wahl laſſen. Wahl? kann von Wahl die Rede ſein, wenn zwei Herzen magnetiſch zueinander geriſſen werden? Erſt der Abend vor meiner plötzlich erzwungenen Abreiſe gab mir die Gewißheit, daß des theuern Mannes Herz für mich ſchlug. Als meiner Mutter Tod ſo plötzlich über mich kam, glaubt' ich in meinem Schmerz auch darin eine Stimme des Schickſals zu vernehmen, die mir vorwarf, dir, meiner geliebten Freundin, den dir beſtimmten Mann entriſſen zu haben. Auch Robert ward von jener ſchwärmeriſchen, ſelbſtquäleriſchen Anſicht ergriffen. Er glaubte mir entſagen zu müſſen, weil ich vom Geſchick ihm entführt ward. Deine Güte, deine Liebenswürdigkeit, meine Edithe, ſchien dem Verblendeten Erſatz bieten zu ſollen. Er empfing die Braut aus ſeines väterlichen Freundes, ſeines Wohlthäters Händen. Aber das Herz läßt ſich nicht höhnen. Das Schickſal, das

uns so grausam getrennt, führte uns wieder zusammen und löste zur rechten Stunde meine Ketten.

„Ja, theure Edithe, sei du in deiner Großmuth sein Schicksal und löse auch die seinen. Er liebt mich wie ich ihn liebe: tief, heiß, glühend, unbezwingbar. Er erkennt klar und unwidersprechlich, daß ich das Wesen bin, der Theil seines Ichs, von der Natur selbst für ihn geschaffen. Die Vernunft, die von jeher dir Leiterin in allen deinen Schritten war, muß dir sagen, daß er mit diesem Bewußtsein an deiner Seite nicht länger glücklich sein kann. Solange er nicht zur klaren Erkenntniß seines Innern gekommen, konnte er in der lauen Atmosphäre, in der ein prosaisches Alltagsleben sich hinschleppte, sich für glücklich halten. Er kann es nicht mehr, seitdem er zum vollen Bewußtsein gekommen, daß er mich liebt; so wenig als du an seiner Seite noch glücklich sein kannst, wenn du zu dieser Ueberzeugung gekommen bist.

„Robert hatte nicht den Muth, dir den Stand der Sache zu eröffnen; darum übernahm ich es, die ich deine Großmuth kenne und weiß, daß es dein größtes Glück ist, Glückliche zu machen. O sei großmüthig,

Edithe! handle nicht klein und selbstsüchtig; sei edel wie immer!

„Deine dich innigst liebende Agnes.“

VIII.

Die Entscheidung.

Noch lange, nachdem sie den Brief gelesen, saß Edithe kraftlos zusammengebrochen da, das furchtbare Blatt auf dem Schose; wie einer, der in der Nacht überfallen, plötzlich mit Dolchstichen verwundet wird, nachdem ihm vorher durch irgendein betäubendes Mittel die Kraft, sich zu wehren, genommen.

Plötzlich fuhr sie empor: „Es ist nicht so, es kann nicht so sein! Robert ist kein Betrüger! die zwei Jahre des Glücks, die hinter mir liegen, sind keine Lüge gewesen! — Und doch — würde, könnte Agnes so schreiben, wenn sie nicht mit ihm einverstanden wäre?

„Was will sie von mir, sie, die sich meine Freundin

nennt? Denkt sie, ich will seine Liebe erzwingen? — die Liebe eines Mannes, den ich verachten muß, wenn sie die Wahrheit spricht? — Ich will fort, fort noch heute! Meine Kinder will ich nehmen und zu meinen Aeltern fliehen. O meine armen, armen Aeltern!"

Ein heftiger Ausbruch von Thränen erleichterte sie endlich. Wer möchte es unternehmen, den namenlosen Schmerz zu schildern, die wechselnden Ergießungen von bitterster Kränkung, Zorn und tiefster Verachtung, die von Zeit zu Zeit ihr Innerstes erleichterten, nur um es im nächsten Augenblick von neuem in dumpfem Hinbrüten versunken, still bluten zu lassen.

Sie wollte sich aufraffen. Sie eilte zu ihren Kindern. Aber der Anblick der geliebten Wesen, die vaterlos werden sollten, gab ihrem Schmerz erst volle Kraft.

„Nein", sagte sie zu sich selbst, als die Gestalt, die Stimme, das kindliche Spiel des kleinen Albert nach und nach alle die glücklichen Familienscenen ihr wieder vor die Seele führten, in denen sie in Robert den liebevollen Gatten, den zärtlichen Vater gesehen; „es ist nicht so! es kann nicht so sein! Eine giftige Schlange

hab' ich an meinem Busen genährt, eine schöne glänzende Verführerin, die vom rechten Weg ihn augenblicklich verlockt hat!

„Und doch? wäre dem so, könnt' ich den Schwächling noch achten? Könnt' ich einen Mann noch lieben, den ich nicht mehr achten kann? Und hab' ich nicht Agnes immer wahr und redlich gefunden? Er hat den Muth nicht, mir die Sünde zu eröffnen? aber er hat den Muth, die Sünde zu begehen? — Ich will fort. Ich will ihn nicht mehr sehen. Ich verachte ihn. Ich will zu meinen Aeltern! — Nein, ich will meinen Aeltern alles sorglich verhehlen! Die Theuern sollen nicht aufhören, mich für glücklich zu halten! Glücklich! wie könnte ich nach diesem Brief es je wieder sein!"

So hin- und hergeschleudert von den schmerzlichsten Gefühlen, von den verwirrendsten Gedanken, brachte die unglückliche Frau den Abend, die Nacht und den folgenden Morgen hin. Wiederholt versuchte sie zu beten; aber sie vermochte nicht, sich dazu zu sammeln, und Gott, der, wenn er das Schwerste auf unsere Schultern legt, keine Verleugnung der menschlichen Natur von uns verlangt und nur gebeut, daß wir gegen

seinen unverständlichen Willen nicht murren sollen, Gott vergab der so schwer getroffenen jungen Frau sicherlich ihre Schwäche. Nur mit dem einzigen Gedanken konnte sie sich zu Gott erheben: Zeig mir den rechten Weg, du Vater im Himmel!

Erst der letzte Theil des folgenden Tags, als die Rückkehr ihres Gatten immer näher trat, und der Gedanke, der Augenblick sei da, wo sie handeln müsse, brachte ihr mit der Erschöpfung eine gewisse scheinbare Fassung — scheinbar, sag' ich, denn sie wußte noch ebenso wenig, was sie zu thun habe, als gestern. Die nämliche Betäubung dauerte fort.

„Vor allem muß ich sehen", sagte sie zu sich selbst, „muß aus seinem eigenen Munde die Wahrheit hören. Liebt er mich nicht mehr und — o! hat er mich nie geliebt, hat er mich so furchtbar betrogen, so soll seine Hand mich nicht mehr berühren, so ist er frei!"

Sie fuhr heftig zusammen, als sie seinen Wagen in den Hof fahren hörte. Sie hatte das Abendessen für ihn angeordnet und dem Bedienten befohlen, dem Herrn zu sagen, sie sei nicht recht wohl und habe sich zu Bett gelegt; ein anderes Schlafzimmer, in welches

sie ihn schon manchmal gebettet, wenn eins der Kinder abends ein Anzeichen gab, daß eine unruhige Nacht zu erwarten war, stehe für ihn bereit, da sie nicht gestört zu werden wünschte. Sie zog sich jedoch nicht in ihr Schlafzimmer zurück, sondern ging, als sie den Wagen hörte, in die Bibliothek, die an das Speisezimmer anstieß, und schloß die Thür hinter sich ab. Hier stellte sie mit krampfhafter Hast einen kleinen Tisch zurecht, zwei Stühle daran, einander gegenüber, ein paar Lichter darauf. Sie wollte bei ihrem Gespräch nicht neben ihm auf dem Sofa sitzen. Er sollte ihre Hand nicht mehr berühren. Sie hatte eine gewisse anscheinende Ruhe erlangt. Kaum daß sie sich bewußt war, daß ihre Füße schwankten, ihre Hände zitterten. In die Sofaecke gedrückt, saß sie und wartete mit klopfendem Herzen.

Sie hörte den Bedienten ihren Auftrag ausrichten; hörte Robert in das Speisezimmer treten und lange auf- und niedergehen. Sie hörte ihn seufzen, stöhnen. Endlich setzte er sich zu Tisch. Aber er konnte nur wenig genossen haben. Schon nach einigen Minuten stand er wieder auf, und ging von neuem auf und ab.

Sie öffnete die Thür. Er stand dicht vor ihr, bleich, mit verstörtem Blick.

„Darf ich dich bitten, hier hereinzukommen, Robert", sagte sie mit bebender Stimme. „Die Leute würden beim Abräumen unser Gespräch da drinnen stören."

Sie wies dem Eintretenden stillschweigend einen der zurechtgesetzten Stühle an, und setzte sich ihm gegenüber. Der Brief lag auf dem Tisch.

„Ich bitte dich, diesen Brief zu lesen, Robert, und mir aufrichtig zu sagen: ist alles wahr, was Agnes schreibt?"

Robert übersah das Blatt mit düsterm Blick. „Es ist alles wahr", sagte er leise.

„Du hast mich betrogen, als du sagtest, du liebtest mich?"

„Ich betrog dich nur, nachdem ich mich selbst betrogen, Edithe! Ich hielt das Gefühl der höchsten Achtung, des innigsten Wohlgefallens, der herzlichsten, brüderlichen Neigung für Liebe; ich glaubte diese meine Freundschaft hinreichend für das häusliche Glück."

„So hast du mich nie geliebt?" fragte stotternd Edithe nach einer Pause.

„Ich habe dich geliebt, ich liebe dich noch, wie ein Bruder eine Schwester liebt; wie ich von dir geliebt zu sein wünsche, als meine beste verehrteste Freundin ....“

Er wollte ihre Hand ergreifen, die auf den Tisch gesunken war. Aber sie riß sie mit einer Bewegung zurück, die fast Abscheu ausdrückte. Dies gab ihm den Muth zu sagen: „Nur Agnes besitzt und besaß, obwol mir lange selber unbewußt, mein volles ganzes Herz. Es war ein Zauberschlag, der uns beim ersten Sehen zusammenführte. Nur sie versteht mich. Nur in ihrem Besitz wird sich mein Herz je befriedigt fühlen. Sie war zu tugendhaft, um ganz mein werden zu wollen, solange sie durch das Joch des Gesetzes einem Andern gehörte. Jetzt, wo diese Fessel gesprengt, ist sie mein, jetzt darf und soll sie mein sein. Das Schicksal ist nicht so grausam gegen des Menschen Herz, zu wollen, daß es ewig bluten soll, weil es sich einmal geirrt hat.“

Edithe hatte, den Kopf auf die Hand gestützt, die ihre Augen verbarg, während seiner Worte wiederholt krampfhaft zusammengezuckt.

„Und deine Kinder?“ fragte sie endlich.

„Für so kleine Kinder kann ich als Vater nichts thun. Du bist zu gut, um sie in Haß gegen mich zu erziehen. Wachsen sie heran, so will ich meine Vaterpflichten gegen sie erfüllen, so wie ich ihre Mutter immer als eine Heilige verehren und als meine beste Freundin lieben werde.“

Edithe drehte den Kopf ab, ohne ihr Gesicht zu zeigen, aber ihre Bewegung deutete auf entschiedenen Widerwillen. Nach einer langen Pause, während des heftigsten Kampfes in ihrem Innern, fragte sie mit Fassung: „Und was willst du, daß ich thun soll? Was verlangst du von mir?“

Und vielleicht ward die Antwort ihm noch schwerer als ihr die Frage, denn erst nach einer abermaligen langen Pause sagte er: „Ich wünsche, daß du gegen mich als Klagende aufträtest. Daß du es seiest, von der die Ehescheidung ausgeht. Nenne mich untreu, sprich «unüberwindlichen Widerwillen» gegen mich aus — führe, was du willst, gegen mich an. — Ich kann gegen dich nicht Kläger sein.“ Seine Stimme zitterte merklich bei den letzten Worten.

Edithe erhob sich. „So laß mir mindestens Zeit; gib mir einen Tag Bedenkzeit. Morgen — ich kann dir nicht bestimmt sagen, ob früh oder spät, will ich dir eine entschiedene Antwort geben.“

Mit diesen gefaßten Worten verließ sie ihn. In ihrem Schlafzimmer fiel sie auf die Knie. Nach langem Ringen hatte sie Sammlung zum Gebet erkämpft. Der Zustand der Ungewißheit war vorüber; sie kannte nun Robert's Gesinnung. Kein, wenn auch furchtbar schmerzlicher, doch immer noch wohlthätiger Zweifel blieb ihr zum Troste über. Sie flehte Gott an, sie zu erleuchten und sie den rechten Weg erkennen zu lassen, und Gott gab ihr Kraft, das unverschuldete Elend zu tragen.

Eine Art von Erleichterung gab es ihrem liebenden kindlichen Herzen, daß ihre Aeltern eben auf einer Reise begriffen waren, und so mindestens für jetzt ihre Lage ihnen fremd blieb. Frau von Hartung's Schwester war an einen Edelmann verheirathet, der am Genfersee zu Hause war, und vor kurzem, nachdem er lange in Deutschland als Offizier gedient, dorthin übergesiedelt war, um die Güter in Besitz zu nehmen, die ihm aus

seines Vaters Erbe zugefallen waren. Herr von Hartung benutzte mit Freuden seiner Verwandten Einladung, um ihnen mit seiner Gattin, die sich von ihrer letzten Krankheit nur langsam erholte, noch im Spätherbst einen zweimonatlichen Besuch zu weihen, indem er sich von dem mildern Klima für seine geliebte Frau eine gründlichere Besserung versprach.

Edithe dankte der Vorsehung, daß die Kenntniß ihres Elends ihren Aeltern noch erspart werden sollte, und fühlte auch, daß in ihrer herzzerreißenden Lage Gott ihr einziger Rathgeber sein müsse.

Am Morgen frühstückte sie mit Robert wie gewöhnlich. Sie sah so todtenbleich, so furchtbar abgehärmt aus, daß er vor ihrem Anblick erschrak. Außer ihren schmerzlichen Gedanken hatten auch ihre Kinder sie wach gehalten, die beide husteten und unruhig waren, das jüngste wol von der krankhaften Nahrung, welche die arme Mutter allein ihm geben konnte. Sie hatte ganz in der Frühe schon nach dem Arzte geschickt, der in der benachbarten Stadt wohnte: ein an Kopf und Herz gleich tüchtiger Mann und, wie schon oben erzählt, der langbewährte Hausfreund ihrer Aeltern,

der sie schon als Kind gekannt und väterlich geliebt hatte.

Robert, gegen den sie nichts davon erwähnt, denn es widerstand ihrem weiblichen Stolze, sein Mitleiden auf irgendeine Weise zu erwecken, sah sie dennoch mitleidig an. Aber er kannte ihren Edelmuth und zweifelte darum nicht an ihrer Entscheidung. Nur so bald hoffte er nicht darauf; er glaubte bis zum Abend warten zu müssen, und hörte daher, nachdem der Bediente das Frühstücksgeschirr hinweggeräumt, Edithen nicht ohne Bestürzung sagen:

„Ich habe dir eine bestimmte Antwort versprochen, Robert. Ich bin bereit dazu. So höre mich: Ich kann meine Einwilligung zur Trennung unserer Ehe nicht geben."

Robert sprang hastig auf: „Was meinst du?" fragte er hastig.

„Ich kann sie dir hauptsächlich unserer Kinder wegen nicht geben, denen ich nicht aus gereiztem Selbstgefühl, aus beleidigtem Stolz den Vater nehmen will noch darf."

„Dies ist Unsinn! Ich habe dir schon gesagt, daß

sie dein sein sollen, ausschließlich dein, solange sie deiner bedürfen. Wachsen sie heran, so wird außer meinem Betragen die Vernunft schon sie lehren, daß ihr Vater ihr bester Freund ist, wie ihre Mutter ihre beste Freundin."

„Sie können nie einen Vater lieben lernen, der ihre Mutter so grausam behandelt hat. Aber höre mich an. Unsere Kinder sind nicht mein einziger Grund, meine Einwilligung zu verweigern. Auch meiner selbst wegen verweigere ich sie. Du willst, ich selbst soll als Klägerin auftreten. Aus welchem Grunde? Soll ich dich der Untreue anklagen? Dies würde Agnes' Ruf unvertilgbar beflecken, da das Gericht schwerlich eine andere Untreue anerkennt, als die, welche ein Weib gänzlich entwürdigt. — Soll ich «unüberwindlichen Widerwillen» angeben? Willst du mich zur Lügnerin herabziehen? Glaubst du, daß ich fähig bin, den falschen Eid abzulegen, der zur Bekräftigung der Klage gefordert werden wird? Verlangt das gefällige Gericht unserer Tage vielleicht nur im allgemeinen einen Antrag auf Lösung der Ehe, ohne Gründe zu fordern? Macht dies mich nicht ebenfalls zur Lügnerin,

da ich, du weißt es, die menschliche Trennung unserer von Gott geschlossenen Ehe nicht begehre, nicht wünsche, nein, alles thun möchte, sie zu verhindern."

Robert konnte ihr nicht antworten. Aber aus seinem Blick sprach ein steigender Zorn.

„Du wirst mir antworten: so will ich selbst der Kläger sein. So will ich auf eine Scheidung unserer unglücklichen Ehe antragen. Ich kann dich nicht hindern. Ich glaube aber, daß kein Gericht, sobald nicht von seiten des angeklagten Theils ein grobes Vergehen zu Grunde liegt, eine Scheidung gewähren wird, wenn nicht beide Theile einwilligen. Und ich, du weißt es, werde nicht einwilligen."

Jetzt fuhr Robert in wildem Grimm auf: „Edithe! hast du in der That allen weiblichen Stolz verloren? Willst du dich mir zum Weibe aufdringen? Und fühlst du nicht, daß dies dich mir ganz zuwider machen muß?"

Die unglückliche Frau konnte nicht bleicher werden, als sie schon war. Aber ein unbeschreiblich schmerzlicher Blick traf ihn aus den bisher fast starren Augen der tief Beleidigten.

„Robert!“ sagte sie mit bebender Stimme, „ich habe dich innig geliebt, geliebt, wie ein Frauenherz nur lieben kann. Ich liebe dich noch. Aber Gott ist mein Zeuge! jede deiner Berührungen wäre mir ein Grauen, wenn nicht die Liebe, die wahre Liebe dich zu mir zöge.“

Ein Gefühl der Scham, der Reue, durchzuckte ihn. Er setzte sich, stemmte die Ellbogen auf den Tisch und begrub in stummem Schmerz sein Gesicht in den Händen.

„Höre mich, Robert“, fuhr Edithe fort. „Ich bin fern davon, zu wünschen, daß du bei mir bleiben sollst. Geh wieder auf Reisen. Du kennst Amerika noch nicht. Der Süden und der Norden, und dann wieder der weite Westen werden dir die verschiedensten Bilder bieten. Ein großer Theil der Welt steht noch unbekannt dir offen und in dem, was du kennst, bleibt dir noch vieles zu erforschen. Ich will dir unterdessen dein Eigenthum treu verwalten. Du brauchst mir nicht zu schreiben. Ich aber will dir von unsern Kindern regelmäßig Nachricht geben. Denn ihnen, ihnen sollst du, darfst du dich nicht ganz entfremden. Deine

Leidenschaft für Agnes ist ein Rausch, der nicht ewig dauern kann."

Robert wollte auffahren; aber er nahm sich zusammen und hörte sie mit finsterm Schweigen an, als sie fortfuhr:

„Machst du diese Verirrung allein zu dem Zweck deines Lebens, so wird spät oder früh dein Erwachen fürchterlich sein. Prüfe mindestens erst ihre Dauer. Wer weiß, was die Jahre bringen! Vielleicht — vielleicht erbarmt sich Gott meiner! — aber das, das wollt' ich nicht sagen. Fahre nicht auf! Ich sagte nicht, daß ich wünschte zu sterben, ich sprach nur von der Möglichkeit, daß du auf diese Weise, daß du durch Gottes Willen frei würdest! — Jetzt aber laß alles zwischen uns abgethan sein. Ich kann nicht mehr. Du hast meinen Entschluß gehört. Er ist unerschütterlich. Entschließe auch du dich."

Sie erhob sich mühsam. Bis zur Ohnmacht erschöpft, konnte sie kaum ihr Zimmer erreichen, und des Doctors Besuch, der bald darauf eintrat, durfte auch ihr durch des Freundes Theilnahme und durch einige stärkende Mittel zugute kommen.

Hinten im Garten stand ein kleiner Pavillon, der von einem frühern Besitzer des Gutes, für dessen ausgedehnte gastfreundschaftliche Verbindungen die Zimmer des Schlosses nicht ausreichten, zur Aufnahme von einigen Gästen eingerichtet war. Edithe erfuhr von ihren Leuten, daß Robert angeordnet habe, seine persönlichen Sachen — seine Garderobe, einige Bücher und dergleichen — dort hinüberzuschaffen. Edithe that, als wisse sie davon, und fügte hinzu, daß der Doctor gemeint habe, bei den Kindern sei wahrscheinlich der Keuchhusten im Anzug, und da der Hausherr dies Uebel noch nie gehabt, sei es rathsam, jetzt beim Anbruch des Winters, die Gefahr der Ansteckung zu vermeiden. Es war in der That so, nur daß der Doctor von einer Möglichkeit, nicht von der Wahrscheinlichkeit einer solchen Krankheit gesprochen hatte. Edithe aber war bei aller Tiefe ihres Schmerzes aus einem gewissen angeborenen Frauenstolz sorgsam bedacht, das häusliche Misverhältniß vor ihren Leuten zu verschleiern. Konnte sie sich doch nicht verhehlen, daß aus der Mitte derselben schon manches Auge die ge-

liebte und verehrte Gebieterin mitleidsvoll angeblickt, ohne daß sie recht verstanden, warum.

Fünf bis sechs Tage vergingen, ohne daß Robert wieder das Schloß betrat, oder Anstalten machte, auf ihren Vorschlag, eine größere Reise anzutreten, einzugehen. Sie schickte ihm die Mahlzeiten regelmäßig hinüber und schlich oft gegen Abend im Garten umher, die Dienstboten glauben zu machen, sie gehe zu ihrem Gemahl. Am dritten Tage hörte sie, er sei verreist; am folgenden, daß er zurückgekommen. Ach, sie wußte nur zu gut, wo er gewesen war. Denn seit ihrer Ehescheidung wohnte Agnes in jenem benachbarten Badeort.

Unterdessen waren die Kinder besser geworden und der Arzt hatte längst erklärt, der Husten sei blos einer geringen Erkältung zuzuschreiben und werde bald vorübergehen. Sie selbst aber, als er sie mit inniger Theilnahme so bleich und abgehärmt sah, hatte er dringend ermahnt, ihr kleines zartes Mädchen an andere Speise zu gewöhnen, und sie folgte gewissenhaft seinem Rath.

Sie saß mit der treuen Wärterin bei ihren Kindern,

als eines Nachmittags wiederum ein Wagen in den Hof fuhr. Sie zog rasch die Klingel. „Du weißt", rief sie der eintretenden Zofe entgegen, „daß ich jetzt keinen Besuch annehme. Rasch, rasch! eile, ehe man aus dem Wagen steigt!" — aber das Mädchen hatte kaum das Zimmer verlassen, als schon die Thür sich wieder öffnete und Agnes hereintrat. Edithe flog erschrocken empor. In fast unwillkürlicher Bewegung eilte sie der andern Thür zu, die aus der Kinderstube in ihr eigenes Cabinet führte. Aber ebenso rasch eilte Agnes ihr nach und als Edithe der Freundin ihrer Jugend in das Gesicht blickte und den tiefen Schmerz sah, der aus ihren Augen sprach, und die bebende Stimme hörte, die fragte: „Du willst mich nicht mehr sehen, meine Edithe?" da ergriff sie ein inniges Mitleiden und sie sagte: „So komm mit mir!" und beide traten zusammen in Edithens Gemach.

„Was willst du von mir, Agnes?" fragte Edithe hier. „Ich habe deinen Brief, vor dem mir schaudert, nicht beantwortet. Aber Robert hat dir meine Antwort gebracht. Sie ist unwiderruflich. Hoffe nicht, durch neues Dringen mich zu einer andern zu bewegen.

Dein Flehen könnte vielleicht mich zum Aufopfern meiner selbst bestimmen, aber Gott sei davor, daß es mich je zum Unrechtthun verführe!"

„Ueber das Recht oder Unrecht dieser Frage", entgegnete Agnes schmerzlich, „werden wir uns nie vereinigen. Genug, du hast entschieden. Du willst nicht Klägerin sein. Und selbst wenn Robert als Kläger gegen dich aufträte, die Lösung einer Ehe zu bewerkstelligen, die er wie ich für unmoralisch, oder nach deinem Ausdruck für sündlich halten, seit eure Herzen nicht einmal in der Selbsttäuschung mehr eins sind, Einen Schlag schlagen — selbst dann erklärst du deine Einwilligung verweigern zu wollen. Robert will und soll nicht gegen dich klagen."

„Was willst du also von mir, Agnes?" fragte Edithe noch einmal.

„Ich will", erwiderte Agnes, und die letzte blasse Rose, die noch auf ihren Wangen schimmerte, schien während sie sprach vollends zu erbleichen: „ich will, daß du, du, meine Edithe, entscheiden sollst, was ich zu thun habe."

Beide Frauen setzten sich einander gegenüber, Edithe in anstrengender Spannung.

Agnes begann mit erzwungener Fassung.

„Robert hat beschlossen, deinen Vorschlag anzunehmen. Er will von neuem auf Reisen gehen; will nach Amerika. Er will, er dringt in mich, daß ich ihn begleiten soll. — Du erschrickst, Edithe? Du hast es nicht so gemeint, Edithe? Dein Blick drückt Abscheu aus? Noch hab' ich ihm kein festes Versprechen gegeben. Noch hab' ich seinem Flehen, noch meinem eigenen heißen Verlangen widerstanden. Nicht weil ich fürchten muß, meinen Ruf dadurch zu verlieren! Was ist mir an meinem Ruf gelegen, wenn ich mir keines Unrechts bewußt, wenn ich glücklich und mit dem Geliebten vereinigt bin? Ich verachte die Stimme der Welt! Nicht sie fürcht' ich — mich selbst, mich selbst fürcht' ich, meine Edithe!"

Und als Edithe schwieg und nur sprachlos sie anstarrte, fuhr sie mit niedergeschlagenen Augen fort:

„Ja, ich fürchte Robert's leidenschaftliches Drängen, fürchte der Glut seiner Liebe beim innigen Zusammenleben nicht immer widerstehen zu können. Ich fürchte

mich selbst. Edithe! ich habe eine gräßliche Nacht gehabt! Schon hatte die Liebe gesiegt; schon hatte ich ihm ein halbes Versprechen gegeben, das in meinem berauschten Innern schon die volle Kraft eines ganzen, feierlich beschworenen hatte, als heute Nacht — o Edithe, es war eine furchtbare Nacht — als heute im Schlafe mein Vater mir erschien, mein strenger, drohender Vater, er, der die Liebe nie kannte! O welch einen Blick der tiefsten Verachtung schleuderte er auf mich und wies mit dem Finger auf ein gräßliches Haus in unserer Vorstadt, vor dem selbst vorbeizugehen uns kleinen Mädchen von den Müttern verboten war, sodaß es unsere Phantasie beschäftigte und wir einander wol fragten: was kann denn das für ein Haus sein? Und hinter dem zürnenden Vater stand bleich und gespensterhaft die Mutter und rang die Hände und flehte: Ach, meine Agnes, thu' mir nur das nicht! nur das nicht! O Edithe! es war eine grausenvolle Nacht! ich fuhr in Schrecken empor.

„Aber dann sagt' ich mir wieder: es ist Aberglauben, von Träumen sich lenken zu lassen. Mein höchstes Gesetz ist die Liebe; mein Gebieter der Geliebte! —

So hin- und herschwankend zwischen herzzerreißenden Entschlüssen kam es mir plötzlich wie ein Orakelspruch in den Sinn: ich will Edithen fragen. Sie, die Reine, die Heilige, die Robert glücklich zu sehen wünscht, es aber in ihrer tugendhaften Beschränkung für Sünde hält, zu lösen, was die Kirche gebunden, sie soll entscheiden, ob ich mit Robert gehen oder — eine andere Reise antreten soll. Ich habe nur diese Wahl. Hier kann ich ohne den Geliebten nicht bleiben. Sage du mir, was ich thun soll. Dein Wort soll entscheiden."

„Und kannst du mir wirklich diese Frage thun? kannst du zweifeln, daß ich dich von einem Schritt abmahnen sollte, der deiner Ehre so dringende Gefahr bringt? Du sagst, du verachtest die Stimme der Welt. Glaube mir, Agnes, es hat noch kein Weib gegeben, das damit angefangen, die Welt zu verachten, welches nicht damit geendet, von ihr verachtet zu werden. Und könnte dein Stolz dies tragen? Aber nicht deinen Stolz ruf' ich auf. An dein Herz wende ich mich. Kannst du, willst du den Fluch deines Vaters auf dich laden? dem warnenden Schatten deiner Mutter Trotz bieten? — Und höre noch meine letzte Warnung, unglückliches

Weib! sagtest du nicht, du fürchtest dich selbst? denkst an eine Möglichkeit, daß deine Kraft schmelzen könne in der Glut des von dir mit solcher Leidenschaft geliebten Mannes? Und glaubst du, eines Mannes Liebe für das gefallene Weib könnte je bleiben, was sie für das reine Weib war? Und könntest du ein Dasein ohne des Mannes volle Liebe ertragen, dem du alles, selbst dein Gewissen und deine Ehre geopfert?"

Die letzte Farbe war aus Agnes' Wangen gewichen, während Edithe mit leiser aber schmerzlich eindringlicher Stimme sprach. Sie saß eine Zeit lang sprachlos und starr vor sich hinschauend da, nachdem jene geendet hatte. Dann erhob sie sich und sagte mit dumpfem Ton:

„Du hast entschieden. Ich gehe. Du willst es. — Um eins, Edithe, will ich dich noch bitten. Dulde mich diese Nacht noch in deinem Hause. Ich mag nicht zurück in der dunkelnden Nacht."

„Ich will dir die Gastfreundschaft nicht versagen", antwortete Edithe, obwol sie von Agnes' Bitte unangenehm berührt ward. „Nur eins versprich mir dagegen, Agnes. Keine Zusammenkunft mit Robert in

diesem Hause! sie beschimpft mich und ich bin es mir selbst schuldig, sie nicht zu dulden."

„Sei ruhig", versetzte Agnes mit krankhaft seltsamem Lächeln. „Ich verspreche dir, Robert nicht wiederzusehen."

Mit diesen Worten wollte sie das Zimmer verlassen. Edithe begleitete sie bis an die Thür der Gaststube, die immer für ihre Aeltern bereitstand. Ein Cabinet mit den Betten schloß sich an, und auch diese letztern wurden meist fertig gehalten für den Fall, daß etwa noch später Besuch eintreffen sollte, wie es die gastfreundliche Sitte des Landlebens auf Rittergütern wol mit sich bringt.

„Ich bitte dich", sagte Agnes, „laß die Zofe gleich etwas frisches Wasser bringen, ich möchte mich bald niederlegen. Und nun gute Nacht!"

Sie umschlang sie mit einer gewissen Heftigkeit und küßte sie. Edithe fühlte mit einigem Schauder die eisige Kälte ihrer Lippen. Sie wollte der einstigen Freundin Hand ergreifen. Aber jene schob sie sanft zurück, ließ sie nicht eintreten, und wiederholte nur die Bitte, das Mädchen ohne Aufschub zu senden.

Edithe ſchickte etwas ſpäter Thee und Abendbrot hinüber. Aber alles ward unberührt zurückgebracht. Das Mädchen berichtete: die gnädige Frau habe einige Zeilen geſchrieben und blos gebeten, ihren Kutſcher ihr heraufzuſchicken; ſie wolle ihn für heute ablohnen. Frau von Felſenegg werde ſie, wenn nöthig, in ihrem Wagen nach Hauſe ſchicken. Der Kutſcher ſei auch gekommen. Sie habe ihn bezahlt und ihm auch einen Auftrag gegeben. Er habe den Brief, den ſie geſchrieben, wegtragen ſollen; wahrſcheinlich, ſetzte das Mädchen hinzu, habe die gnädige Frau ihren Leuten gemeldet, daß ſie ſie heute Abend nicht erwarten möchten.

Edithe ſaß lange in trübem Sinnen verloren. Ein tiefes Mitleiden für die Jugendfreundin bewegte ihr weiches Herz, ſeitdem ſie ſie wiedergeſehen und den Ausdruck einer hoffnungsloſen Verzweiflung in ihren Zügen.

„Und iſt ſie nicht noch mehr zu bedauern als ich“, ſagte ſie zu ſich ſelber, „ſie, die im Umgang mit Gott keinen Troſt findet? Sie, die höchſtens den ſtrafenden Gott kennt, nicht Gott den Vater, den Erbarmer? — Und war ich nicht zu hart mit ihr? Sie wies mich fort,

weil sie nur die strenge Mahnerin in mir sah, die beleidigte Gattin. Sollte sie nicht mehr die bemitleidende Freundin in mir finden, weil sie gefehlt hat? Und ist nicht ihre Verirrung, soweit ihre unglücklichen Folgen mich treffen, mehr eine Verirrung ihres Geistes als ihres Herzens? — Ich will zu ihr. Sie soll an meinem Halse sich ausweinen! Ich will sehen, ob sie noch wach ist; ob nicht vielleicht schon der Schlaf der Ermüdeten Linderung gegeben."

Sie ging leise nach Agnes' Zimmer und blieb lauschend an der Thür stehen. „Was ist das?" Sie hörte Stimmen. Robert's Stimme! „Es ist nicht möglich!" rief es schaudernd in ihrem Innern. „So hat sie mich betrogen! — Es ist ein Irrthum!" Aber deutlich hörte die Unglückliche Robert sagen: „So bist du dennoch mein!" und deutlich auch Agnes: „Vereinigt auf ewig!"

Ein unbeschreibliches Gefühl des Grauens und innern Abscheus ergriff sie. Sie schlich leise, als wollte sie die Verräther nicht stören in ihrem verbrecherischen Genuß, in ihr Zimmer zurück. Die Wärterin hatte die Kinder soeben zu Bette gebracht. Aber sie riefen

nach der Mutter und der kleine Albert erklärte, ohne ihren Kuß nicht einschlafen zu können. Eine heiße Thräne fiel auf sein Gesicht, als sie sich zu ihm hinunterbeugte. Nun wollte er mit zärtlichem Mitleid wissen, warum sie weinte, und in ihrem Bestreben, das Kind zu beruhigen, gewann sie selbst ihre Fassung wieder.

Die Wärterin, welche selber die arme gnädige Frau kaum ohne nasse Augen ansehen konnte, war ans Fenster gegangen, die Läden zu schließen. „Da kommt der gute Herr Doctor", rief sie erfreut, und auch Edithe fühlte sich einigermaßen erleichtert durch die Nähe des bewährten Freundes. Er war auf einem benachbarten Gute gewesen und mochte nicht an Rößlingen vorbeifahren, ohne nach den Kindern zu sehen. Er freute sich, sie so wohl zu finden; aber Edithens verstörtes Ansehen fiel ihm auf. Er setzte sich in ihrem Zimmer zu ihr nieder und hoffte, indem er sich mit ihr in ein allgemeines Gespräch einließ, sie zu erforschen und durch seine Theilnahme ihr Zutrauen zu gewinnen. Er erzählte ihr, wie der Krieg nun entschieden sei, und der

Tyrann Europas sich rüste, um auch Rußland vollends in Ketten zu legen.

„Und nun", sagte er, „müssen unsere Truppen auch wieder mit und so manche arme Mutter wird um ihren Sohn weinen müssen, so manche arme Witwe um ihren Mann! Es ist eine Schmach!"

Edithe war nicht selbstisch genug, um nicht auch in ihrem Schmerz an ihres Vaterlandes Geschick theilzunehmen. Sie hörte traurig zu und wollte wissen, was das vielfältig gemishandelte Preußen wol thun werde, als das Mädchen, das Agnes aufgewartet hatte, hastig eintrat.

„Gnädige Frau", sagte sie und ihr ganzes Wesen kündigte Angst und Schrecken an; „bei der fremden Dame ist's nicht ganz richtig. Es dringt heraus aus der Thür wie Stöhnen; ja man sollte denken, es röchelte Einer. Sollte sie nicht etwa der Schlag gerührt haben?"

Edithe und der Doctor eilten der Thür zu. Sie war verschlossen und kein Klopfen öffnete, während die grauenhaften Töne auch laut und lauter zu ihnen drangen. „Die Thür des Cabinets ist unverschlossen",

rief das Mädchen und alle drei stürzten durch das Cabinet in das Zimmer. Hinter ihnen das herbeieilende Gesinde.

Auf dem Tisch vor dem Sofa, dem Cabinet gegenüber, brannte dunkel ein einziges Licht. Daneben stand ein Glas und ein geleertes Fläschchen; ein beschriebenes Blatt lag zur Seite. Auf dem Sofa aber regten sich noch zwei Gestalten krampfhaft umschlungen, in gräßlicher, bewußtloser Dumpfheit. Nur jenes gräßliche Röcheln und convulsivische Zuckungen verriethen, daß noch Leben in ihnen war. Edithe schrie laut auf. Ihr Blick fiel auf das Blatt. Sie las:

„Edithe, du hast entschieden! ich gehe. Robert sei dein für dies Leben. Gibt es einen Gott und ein Leben jenseits, so wird er dann mein sein. Agnes."

Und darunter war mit zitternder Hand geschrieben: „Du trennteſt uns fürs Leben. So vereint uns denn der Tod! Wir sind glücklich. Wir verzeihen dir."

Das Blatt entfiel Edithens Hand. In tiefer Ohnmacht sank sie in der treuen Wärterin Arme.

IX.

Schluß.

Tiefe Trauer lag auf dem Schlosse zu Rößlingen. Der Hof war mit Stroh bedeckt, die Läden der Fenster geschlossen oder letztere mit dunkeln Vorhängen verschleiert. Zwei schwer Kranke lagen dort in weit voneinander entlegenen Zimmern. Wohl bestand der gute Doctor darauf, ein drittes Krankenzimmer eingerichtet zu haben. Aber Edithens unerschütterlicher Wille widerstand diesmal seinem dringenden Rath und er ließ sie gewähren, als er sah, daß die Seelenkraft der so schmerzlich bewegten Frau die Schwäche des Körpers zu besiegen wußte, wenn es zu handeln galt.

Die Kunst des Arztes hatte durch die strengsten und durchgreifendsten Gegenmittel den furchtbar vernichtenden Folgen des Giftes glücklich entgegengewirkt, was freilich nur durch die unmittelbar der Vergiftung folgende Anwendung dieser Gegenmittel möglich war. Doch hatte er sie, wie es schien, vom Tode nur, aber nicht von der Qual und dumpfen Geistesverwirrung

retten können, die monatelang die beiden Verirrten im Krankenzimmer hielt. Edithen ward mindestens der Trost zutheil, zu erfahren, daß Agnes sie nicht betrogen hatte. Der Doctor hatte in Robert's Brusttasche das Blatt gefunden, das sie ihm zum Abschied gesandt. Darauf waren die Worte geschrieben:

„Ich scheide von dir, mein heiß und ewig Geliebter! Ich gehe, um auszuruhen. Kehre zu Edithen zurück! Du wirst sie wieder lieben lernen. Wenn nicht, so liebe sie mindestens als mein Vermächtniß. Gibt es ein Wiedersehen nach dem Tode, so werden wir dort vereint sein. Leb wohl! Deine Agnes."

Nachdem die Unglückliche dies geschrieben und durch den Kutscher befördert hatte, füllte sie ein Glas zum Theil mit Wasser an und leerte das Opiumfläschchen darein, das sie mit Absicht bei sich trug. Dann versank sie in tiefes Sinnen. Sie dachte an Robert, an Edithen, an ihr verfehltes Leben. Jetzt empfängt er das Blatt, jetzt liest er es, sagte sie für sich. Sie ergriff das Glas und leerte es zur Hälfte. Mit unwillkürlichem Ekel setzte sie es auf den Tisch nieder.

Sie sank auf den Stuhl daneben. Ein Gedanke an ihren Vater, an ihre Geschwister ergriff sie, und als die liebenden Gesichter der jungen, verlassenen Mädchen und alle die unschuldigen fragenden Kinderaugen sie ansahen, ergriff sie eine tiefe Rührung. „Es ist zu spät", rief sie entschlossen, „ich habe zu mächtig an die dunkle Pforte geklopft. Sie öffnet sich und ich muß hinein!"

Sie griff nach dem Glase und eben wollte sie es an ihre Lippen setzen, als Robert athemlos in das Zimmer brach. Er stürzte auf sie zu und entriß ihr das Glas.

„Nicht allein sollst du erlöst sein", rief er, bis zum höchsten Gipfel einer fast sinnlosen Leidenschaft aufgeschraubt. „Ich sterbe mit dir. So sind wir vereint."

Mit diesen Worten leerte er bis auf den letzten Tropfen das Glas. Agnes lag entzückt in seinen Armen.

„Im Tode vereint!" rief sie. „Arme Edithe! Du konntest uns nicht trennen. Wir sind eins."

Im Taumel ihrer leidenschaftlichen Schwärmerei

dachte keiner der Unglücklichen daran, daß der getheilte Trank statt des Endes ihnen vielleicht nur ein qualvolles Leben bereiten möchte. Noch einmal riß Agnes sich los und fügte ihrem Brief an Edithe die oben mitgetheilten Zeilen bei. Dann saßen die Liebenden eng verschlungen, in entzückter Liebestrunkenheit alles vergessend, auf dem Sofa nieder und bald ergriff sie jene todesähnliche Betäubung, in welcher der Arzt und Edithe sie fanden, und Zuckungen und Stöhnen ihr einziges Lebenszeichen waren.

Agnes' zarter Körper war von dem unglücklichen Trank viel heftiger angegriffen worden als Robert. Vielleicht auch hatte sie mehr davon zu sich genommen. Tagelang lag sie in sinnloser Betäubung. Wochenlang lebte sie unter beständigen Krämpfen, ohne erwachtes Denkvermögen, ein fast idiotisches Leben. Als sie endlich einmal, nachdem sie das junge blühende Mädchen, das immer an ihrem Bette saß und nebst einer gemietheten, bewährten Krankenwärterin ihre beständige Pflegerin war, oft lange angeschaut hatte, plötzlich in die Worte ausbrach: „Amalie, meine Amalie, bist du es wirklich?" da strömten Thränen der Freude aus den Augen

Edithens, die hinter ihr stand, denn sie dachte bei sich: nun ist sie gerettet! Leise zog sie sich zurück. Sie hatte Amalien aus der Pension kommen lassen, Agnes zu pflegen. Sie selbst nahte sich der Unglücklichen nur, so lange diese bewußtlos war. Sie wollte ihr auch jeden stummen Vorwurf ersparen.

Frau von Hartung aber kam in ihrer sittlichen Empörung nie in Agnes' Zimmer. Die Aeltern Edithens waren eiligst zurückgekehrt, als sie hörten, welche herzzerreißenden Prüfungen ihrem geliebten Kinde auferlegt waren. An Verbergen war nicht mehr zu denken gewesen, seitdem das ganze Hausgesinde Zeuge jener furchtbaren Scene gewesen. Man hatte zwar den Vorfall einigermaßen zu überschleiern gesucht, und einem unglücklichen Versehen, einer Verwechslung die Vergiftung zugeschrieben. Aber jeder hatte seine Gedanken, und das Beste schien, so wenig als möglich davon zu sprechen.

Für Robert war Edithe die Hauptpflegerin, obwol auch ihr eine geübte Krankenwärterin zur Seite stand. Wie Agnes lag auch er in tagelanger Betäubung und während dieser Zeit verließ ihn seine im tiefsten Innern

leidende Gattin kaum einen Augenblick. Als er aber wieder mehr und mehr zu sich kam, zog sie sich nach und nach mehr zurück, und während sie anordnete und überwachte, überließ sie die persönliche Pflege der Wärterin. Nur daß er, auch wenn nur in halbem Bewußtsein, immer nach seiner Frau fragte und jede kleine Handreichung, jeden geringen Liebesdienst lieber von ihr annahm. Sein Erwachen war seltsam. Er glaubte in einen langen tiefen Schlaf versenkt gewesen zu sein. „Wunderlich!“ wiederholte er, „ich habe den quälendsten Traum gehabt! Wer doch schlafen könnte ohne Träume!“

Einmal, als er lange, mit offenen Augen, aber in Geistesabwesenheit gelegen, sagte er zu Edithen, die an seinem Bette saß: „Ich habe schwer, schwer geträumt. Ich habe von Agnes geträumt. Weißt du noch, wie ich dir zuerst meine Liebe erklärte, als Agnes abgereist war, wie ich dir sagte, ich fühlte mich, als ob eine ungeheure Last von meinen Schultern genommen? Und so ähnlich ist mir jetzt! Und doch war sie so schön!“

„Ich glaube“, fuhr er nach einer langen, träumerischen Pause fort, „Agnes war mein böses Princip.

Du bist mein gutes. Ihr streitet euch um den Menschen", setzte er mit irrem Lächeln hinzu und war bald wieder in tiefen Schlaf versunken.

Je mehr er zu vollständiger Besinnung kam, je in sich gekehrter ward er und in seinem Betragen gegen Edithen trat eine merkliche Scheu ein, die durch ihre zunehmende Zurückhaltung nur vermehrt ward. Edithe hatte den Doctor gebeten, Robert zu sagen, daß auch Agnes gerettet sei und sich erhole, und der kluge Mann hatte von selbst unterlassen, durch sonstige daran geknüpfte Gespräche den sich mühsam Aufrichtenden von neuem zu erschüttern.

„Wir müssen sie so bald als möglich aus dem Hause schaffen", hatte der Doctor wiederholt gegen Edithe geäußert, und sich auch nicht versagen können, ein darauf hindeutendes Wort gegen Agnes fallen zu lassen. Aber er hätte nicht nöthig gehabt, das unglückliche Weib daran zu erinnern. Als sie zum ersten mal wieder aufstand und vor den Spiegel trat, schauderte sie zurück. Ein grünlich-graue Bläße hatte die Rosen und Lilien verdrängt, die dort einst auf dem Bilde blühten, das ihr entgegentrat. Ihre Adern waren dick

aufgeschwollen. Krankhafte Zuckungen rissen die schönen Formen hin und her. Ihre Schönheit war vernichtet. Ein unbeschreibliches Grauen vor sich selbst überfiel sie.

Kurz darauf traf es sich, daß die Krankenwärterin, die sie pflegte, um ein paar Tage Urlaub bat, weil eine in der Ferne verheirathete Tochter mit ihren Kindern zum Besuch gekommen sei. Sie war im nächsten Städtchen zu Hause, wo ihr Mann ein untergeordnetes Amt bekleidete. Agnes willigte sogleich ein. Aber Edithe, die unterdessen sich wieder ihr leise genähert, aber jedes längere Gespräch, jede mögliche Erschütterung sorgsam vermieden hatte, machte Schwierigkeiten. Sie beschloß endlich, Robert's Wärterin, die leichter entbehrt werden konnte, dafür anzustellen. Aber Agnes weigerte ihr entschieden den Zutritt und wollte auch keins der Mädchen des Nachts um sich haben. Sie behauptete, wohl genug zu sein, um sich ein paar Nächte lang mit Amalien allein behelfen zu können, und Edithe mußte nachgeben.

Wie groß aber war ihr Schreck, als sie am zweiten Morgen in aller Frühe in das Krankenzimmer trat, um nach Agnes zu sehen, und beide Betten unberührt

und das Gemach leer fand. Ein Brief an sie von Agnes' Hand lag auf dem Tisch. Sie schrieb:

„Verlange nicht, Edithe, daß ich dir danken soll, daß du und die, welche in deinem Namen handelten, mich dem Tode entrissen, um mich einem qualvollen, von allem, was es ziert, entblößten Leben zu überliefern. So körperlich wie geistig vernichtet, wie ich mich sehe und fühle, kann und will ich Robert nicht angehören. Ich fliehe. Ich beschwöre dich, verfolge mich nicht. Ich zürne dir nicht. Ich erkenne des Schicksals Stimme in dem, was geschah; des zürnenden Schicksals, das versöhnt sein will. Mein Leben sei der Buße geweiht. — Robert und Edithe, seid glücklich! Agnes."

Die nur nothdürftig Genesene war mit Amalien entflohen. Edithens Nachforschungen gelang es zu entdecken, daß eins der untern Mädchen, der das Einheizen der Schlafzimmer übertragen war, von Agnes erkauft worden, ihr für die zweite Nacht der Abwesenheit der Wärterin einen Wagen aus der nächsten Stadt zu besorgen. Auf dem Tische lagen reichliche Geldgeschenke, in mehrere Couverte vertheilt, für die Dienstboten des

Schlosses eingesiegelt da. Die Koffer mit Agnes' Sachen, die Edithe bald nach dem erschütternden Vorfall aus dem bewußten Badeort, Frau von Sassen's derzeitigem Wohnsitz, hatte holen lassen, standen wohlverpackt umher, mit der Adresse an einen Spediteur in Chur, der Agnes von ihren frühern Reisen her bekannt war. Alles war mit Fassung und Vorsicht angeordnet und ausgeführt.

Sechs Wochen nachher erhielt Edithe einen Brief aus Rom, von Amaliens Hand. Das Blatt war von Thränen durchnäßt und schwer zu entziffern. Das junge Mädchen bat mit herzlichen Worten ihre gütige Freundin um Vergebung für die Weise, in welcher sie sie verlassen, und meldete ihr, auf ihrer Schwester Geheiß, daß diese zur katholischen Kirche übergegangen. — „Sie spricht davon", setzte sie hinzu, „in ein Kloster zu gehen. Die Unglückliche! Gott! Wie kann ich meinem armen Vater das beibringen!"

Unter solchen schmerzlichen Erschütterungen hatte Edithe mindestens den Trost, Robert eher, als sie geglaubt hoffen zu dürfen, hergestellt zu sehen. Seine starke Natur schien, mit Hülfe der so unmittelbar darauf

angewandten kräftigen Gegenmittel, die Wirkungen des Giftes ziemlich überwunden zu haben. Nur eine bedenkliche Schwellung der Halsadern war zurückgeblieben, und ein so reizbarer Zustand der Kehle, daß der Doctor ihm auf das strengste empfahl, das Haus während des Einbrechens des Winters zu hüten, und eine gefährliche Entzündung jenes Theils ankündigte, im Fall der sonst Genesene sich der Luft aussetze. Edithe sah daher mit verdoppelter Angst dem langen Winter entgegen. Wie konnte sie unter diesen Umständen einem häufigen Alleinsein mit ihrem Gatten ausweichen? Ihre Aeltern, die sie oft, ja wechselsweise fast täglich besuchten, vermieden Robert's Gegenwart soviel als möglich, und Edithe suchte ihr Zusammensein mehr zu hindern als zu befördern. Denn beide waren voll von gerechtem Zorn gegen den undankbaren Mann, der den kostbaren Schatz, den sie ihm mit solchem Vertrauen überliefert, so wenig zu würdigen gewußt, und der Vater hatte schon davon gesprochen, daß seine geliebte Tochter, sobald jener ganz genesen, sich durchaus von ihm trennen müsse, und sich nicht länger zum Opfer eines charakterlosen Schwärmers machen dürfe. Daß aber Edithe ihn nie

verlassen würde, solange er noch als Kranker zu betrachten war, wußten sie, und behandelten daher Robert, wenn sie ihn sahen, mit kalter Höflichkeit.

Während des Tages halfen die Kinder aus, besonders der Knabe, der eben in sein drittes Jahr ging und mit seinen possirlichen Versuchen, zusammenhängend zu sprechen und sich selbständig zu zeigen, der Gegenstand des Vergnügens und der Bewunderung des ganzen Hauses war. Auch der Vater erwies ihm große Zärtlichkeit und beschäftigte sich viel mit ihm. Aber die langen Winterabende! Frau von Hartung hatte auf Edithens Wunsch ihr eine junge Cousine zum Besuch geschickt, deren Neigung zum stillen häuslichen Leben jener keine besondern Pflichten für ihre Unterhaltung auferlegte. Ihre Gegenwart bei den Mahlzeiten und sonst auch nöthigte das Ehepaar mindestens zu einiger Zurückhaltung und es konnte nicht unwillkürlich zu einer erschütternden Erörterung zwischen ihnen kommen! Aber ach! Noch einmal, die langen Winterabende. Schlief nicht die Cousine regelmäßig ein, wenn Edithe abends vorlas, und saß nicht auch Robert immer zuletzt

im tiefsten melancholischen Nachsinnen verloren und hörte kaum mehr zu?

Da trat ein glücklicher Umstand ein, der die Sache einigermaßen ins Gleiche brachte. Es kam ein neuer Pfarrer in das Kirchspiel, ein Mann von Geist und Gelehrsamkeit und von gefälligen Sitten. Er war Witwer und kinderlos. Das Pfarrhaus, alt und hinfällig, war außerdem noch kürzlich durch einen innern, durch Unvorsichtigkeit entstandenen Brand in mehreren seiner besten Stuben beschädigt. Während des Winters ließ sich nicht viel zur Herstellung thun, man mußte dazu die ersten Monate des Frühjahrs abwarten. Edithe ergriff gern die Gelegenheit, mit Robert's Einwilligung den sehr geachteten Mann für den Winter zu sich auf das Schloß einzuladen, und hatte dadurch sich und ihrem Gatten außer einer ersehnten Schranke einen interessanten Gesellschafter für die Mahlzeiten und die Abende gesichert.

Robert konnte sich nicht verhehlen, daß sein Verhältniß zu Edithen sich in jeder Hinsicht wesentlich verändert hatte. Seit ihrer ersten Bekanntschaft hatte sie in ihrer Bescheidenheit zu dem um mehrere Jahre

ältern, vielgereiften, geistreichen Mann hinaufgeblickt und er sich daran gewöhnt, sie, bei aller Achtung und Zärtlichkeit, mit dem Gefühl einer gewissen Superiorität zu behandeln. Edithens Ideal einer Ehe war auf eine solche Superiorität gegründet. Sie fand daher, solange sie sich mit dem Ausdruck der Liebe paarte, in dieser Weise nichts Verletzendes. Daß Edithe außer gut und liebevoll auch klug und gebildet war, hatte Robert schon längst entdeckt, obwol die Schätze ihres Geistes nie vor ihm recht ausgebreitet lagen. Sie sprach mit Freimüthigkeit ihre Gefühle aus. Aber in der Darlegung ihrer Gedanken hatte sie eine gewisse Blödigkeit, die immer auf eine directe Aufforderung wartete und die besonders sie gegen Agnes in der Unterhaltung in Schatten stellte. Denn wer, dem der Duft eines vollen, blühenden Blumenbeetes entgegenströmt, wird auf die Gefahr erstarrender Finger hin, nachsuchen wollen, ob unter dem Schnee, welcher das nächste Beet bedeckt, nicht auch noch Blumen blühen? Dies war der erste Eindruck, den Robert von ihrer Unterhaltung empfangen; und wenn auch seine Achtung ihres Geistes bedeutend während ihres ehelichen Ver-

hältnisses gestiegen war, so hatte er doch nie eine Schätzung ihres vollen intellectuellen Werthes erlangt, und er war oft mehr durch die Verschiedenheit ihrer Ansichten verletzt als durch deren Gründe beeinflußt worden.

Der treffliche Mann aber, der jetzt ihr Gast geworden, war in seiner Unterhaltung ganz dazu geschaffen, Edithen zur vollen Geltung zu bringen. Er hatte, ehe er eine Pfarre angenommen, sein Leben dem Lehramt gewidmet, und seine besondere Gabe, den geistigen Menschen zur Selbständigkeit herauszuziehen, vielfach bewährt. Ohne directe Absicht, mindestens ohne je eine zu zeigen, wußte er die verhüllenden Schleier zu heben, die hier und da die Begriffe verdunkelten. Rosenblätter wie Strohhalme schwimmen auf der Oberfläche der strömenden Wellen. Aber die Perlen zu finden, die auf dem Grunde liegen, erfordert die Kunst des Tauchers. Robert, sonst immer ein Hauptsprecher, wo es zu sprechen galt, hörte jetzt oft nur bewundernd zu, und würde sich der Anregung gefreut haben. Aber ein schwerer Trübsinn lag über ihm, eine stille, tiefe Traurig-

keit, die statt mit seiner zunehmenden Gesundheit zu weichen, mit jedem Tage zuzunehmen schien.

Seltsam! Es war ihm, als wäre Edithe durch ihre Leiden schöner geworden! Die fast in Ueberfülle strotzende Gesundheit des zweiundzwanzigjährigen Mädchens hatte nie einen besondern Reiz für ihn gehabt, die schwesterliche Vertraulichkeit, mit der sie ihn, trotz ihres geheimen Gefühls für ihn, vom Augenblick ihres Wiedersehens an zu behandeln gewußt, immer etwas Erkältendes. Gesichter, wie das ihre, denen besonders die Seele Reiz gibt, gewinnen bis zu einem gewissen Zeitpunkt des Lebens mit den Jahren, statt zu verlieren; obschon aus andern Gründen wie die Schönheit Agnes', bei deren Wiedererscheinen eine ähnliche Bemerkung sich uns aufdrang. Edithe war beträchtlich dünner im Gesicht und schlanker an Gestalt geworden. Die Rosen auf ihren Wangen, die für ihre kräftige Gesundheit zeugten, blühten in zartem Roth. Die Zurückhaltung, die sie bei aller Freundlichkeit gegen ihren Gatten beobachtete, gab ihr eine erhöhte Würde. Die widerspenstige Natur des Mannes in Robert ward gereizt, ohne daß er es sich

vollkommen klar ward, was ihn mächtig und mächtiger zu ihr zog.

Die Nachricht von Agnes' Flucht hatte ihn zuerst heftig erschüttert, nicht aber die, daß sie katholisch geworden sei. Es schien ihm, als hätte sich damit das Schicksal der schönen Schwärmerin erfüllt. Er fühlte sich merklich erleichtert, denn er war sich klar bewußt, daß von diesem Momente an ihre Wege gänzlich voneinander abwichen. Das Bedürfniß, sich Gott zu nähern, das Agnes durch diesen Schritt zu befriedigen hoffte, war seiner mehr egoistischen Seele völlig fremd. Es gab Momente, wo der unwiderstehliche Einfluß, den seine Leidenschaft für das schöne, hochbegabte Geschöpf acht oder neun Monate lang über ihn ausgeübt, bis er sich fast bis zum momentanen Wahnwitz gesteigert, ihm als eine Art von Zauberei erschien, nur daß er diese nicht aus Kräutern, Zeichen oder Sprüchen erwachsen ließ, sondern zur eigenen Genüge psychologisch erklärte. Doch lag die Erinnerung an diese Zeit schwer auf ihm, besonders aber blickte er auf den letzten Moment wie auf eine vollständige Geistesverwirrung zurück und versank darüber immer mehr in Melancholie.

* * *

Während dieses bürgerliche Trauerspiel auf dem Schlosse zu Rößlingen so viele Herzen erschütterte, ward die große welthistorische Tragödie vorbereitet, die das gemishandelte Deutschland endlich aus seinem politischen Schlafe schütteln sollte. Napoleon führte sein tapferes Heer nach Rußland, mit diesem die Söldnerscharen deutscher Fürsten, die selbst nur Söldner jenes großen Mannes waren. Das Unternehmen seines ungezügelten Ehrgeizes scheiterte an der Vaterlandsliebe des russischen Volks und an der furchtbaren Kälte des russischen Winters, in dessen gesteigerter Gewalt die Welt ein Strafgericht Gottes erkannte. Viele Tausende wurden sein Opfer. Die Russen drangen in Deutschland ein, vom jubelnden Volke als Befreier begrüßt. York führte das preußische Heer über. Des Königs von Preußen Ruf „An sein Volk" erschallte.

Nicht blos in Preußen, durch ganz Deutschland erweckte der Ruf einen kräftigen Widerhall, und in allen Theilen des großen Vaterlandes schlugen die Herzen der Jugend einem Kampf mit dem langjährigen Unterdrücker entgegen. Wenn wir Friedrich Rückert

glauben sollen*), so war der Patriotismus unter den fränkischen Frauen eben nicht groß; aber wer Edithen gekannt, die ja auch eine Fränkin war, muß wissen, daß es (und wahrscheinlich gar viele) Ausnahmen gab. Für sie besonders hatte die Erhebung Deutschlands einen unendlichen, auch persönlichen Werth. Denn sie sah mit inniger Zufriedenheit, wie tief und anregend Robert dadurch berührt ward. Sie hatte lange gewußt, daß er die Unterdrücker seines Vaterlandes hasse und die Erniedrigung desselben tief fühle.

Aber sie hatte ihn seinen Patriotismus nie anders als in Worten bethätigen hören. Und was blieb auch dem Einzelnen anders übrig? Jetzt aber ergriff es ihn mächtig, und da unterdessen sein Halsübel geheilt und er nicht mehr Hausgefangener war, erklärte er entschieden, sich dem preußischen Heere als Freiwilliger anschließen zu wollen.

Robert war in einer der Provinzen geboren, die früher zu Preußen gehört hatten oder der Sippschaft seines Königs unterthänig gewesen, aber auf Napoleon's

---

*) Siehe Rückert's Lied: „Das fränkische Mädchen."

gebieterische Anordnung von ihm für geraubtes Gut schmählich vertauscht worden waren. Er mußte daher auf die Confiscation seines Guts vorbereitet sein, wenn er ohne Erlaubniß seines jetzigen Königs, der erst später sich den Feinden Napoleon's beigesellte, diesen Schritt that. Aber diese Besorgniß hatte keinen Einfluß auf seinen Entschluß. Edithe bestärkte ihn mit klopfendem Herzen darin. Mit einer innern Genugthuung, die ihr selbst kaum klar ward, sah sie den einst innigst geliebten, jetzt, so wie sie wähnte, nur tief bemitleideten Mann, der sie so schmerzlich, so grausam beleidigt, zum Handeln bereit.

Er stand zur nächtlichen Abreise gerüstet vor ihr. Er hatte die schlafenden Kinder geküßt, während der Mutter heiße Thränen über die Wangen liefen. Jetzt ergriff er ihre Hand.

„Edithe", sagte er leise, mit tiefverhaltenem Schmerz, „wenn ich als Sieger zu dir zurückkehre, so soll mein Leben der Wiedererwerbung deiner Liebe gewidmet sein, um die ich in wahnsinniger Verirrung mich gebracht. Vielleicht wenn ich falle, ehe wir uns wiedersehen,

wird auch in dir deine einstige Empfindung für mich erwachen."

Er wollte sie umarmen und küssen. Aber sie entzog sich ihm leise. „Als Sieger oder besiegt", antwortete sie, ihm die Hand drückend, „wird innige Schwesterliebe dich empfangen! Gott schütze und segne dich!"

Heftig bewegt riß er sich los. Er wußte es, sie konnte ihn nicht mehr achten. Sie konnte ihre Lippe nicht von dem Manne berühren lassen, der selbst den Tod dem ehelichen Leben mit ihr vorgezogen hatte. Und eine Edithe konnte nicht lieben, ohne zu achten. Sie konnte die Freundin, die Pflegerin, die Wirthschafterin eines Mannes sein, der ihr vorgeworfen, sich ihm aufdrängen zu wollen, aber nicht in der innigsten Vertraulichkeit sein eheliches Weib. Sie stieg in seinem Innern höher im Preise in ihrem edeln Stolz. Der Entschluß stärkte sich in ihm, alles daranzusetzen, sie zu verdienen.

Jeder Leser weiß, daß dieser glorreiche Krieg auch glorreich endete, und daß, während der Congreß der Fürsten und Herrscher sich in Wien amusirte, durch Napoleon's Zurückkunft ein neuer Krieg ausbrach, aus

dem ebenfalls die Deutschen und ihre Verbündeten als Sieger hervorgingen. Während beider blutigen Kriege war Robert in vielen Schlachten gewesen, und seine Tapferkeit wie seine, wenn auch nur theoretisch erworbenen strategischen Kenntnisse hatten ihm hohe Achtung und entschiedene Auszeichnung erworben. Während des kurzen Friedens aber hatte ihn seine nicht unbedeutende Stellung noch an das Heer gebunden, und er war nicht im Stande gewesen, wenn auch nur auf wenige Tage, nach Rößlingen zurückzukehren.

Edithe war während dieser Zeit nach Feldberg zu ihren Aeltern gezogen, um ihre Kinder unter deren Schutz zu lassen, im Fall ihrer etwaigen Abreise, zu der sie sich immer bereithielt. Denn wenn Robert verwundet werden sollte, wollte nur sie ihn pflegen, wie eine Schwester den Bruder. Unterdessen übte sie Thätigkeit nach allen Seiten hin, für die Versorgung der Lazarethe mit Kleidungsstücken und Speisen und die Erleichterung der durch die Kriegszüge Verarmten. Denn sie hatte die volle Ueberzeugung, daß Frauen so gut Pflichten gegen ihr Vaterland haben als Männer, und handelte nach dieser Ueberzeugung.

Nach dem Frieden kehrte sie nach Rößlingen zurück, und erwartete mit klopfendem Herzen ihren Gatten.

Ja, ihren Gatten! Ach! Sie hatte geglaubt, einen Mann, der so schwer sie beleidigt und der so tief in ihrer Achtung gesunken, nicht mehr mit der ganzen Hingebung der Gattin lieben zu können, aber während der langen Trennung, während aller der Gefahren, denen sie täglich ihn ausgesetzt wußte, und ach! während der Ruhm seiner Tapferkeit und Ehrenhaftigkeit in den verschiedensten Stimmen zu ihr drang, hatte sie ihr Herz besser verstehen gelernt. Und als er nun vor ihr stand, das eiserne Kreuz an der Brust und den vollen Blick der Liebe auf sie richtete; dann aber ihre Hand ergreifend fragte: „Edithe, darf ich jetzt, jetzt noch einmal um deine Liebe werben?“ da schlang sie ihre Arme fest um ihn und flüsterte: „Mein Robert! Auf ewig mein!“

Robert hatte gezeigt, daß er auch handeln könne, und wußte auch die Verzeihung seiner Schwiegerältern leicht zu erlangen. Zu einer Zeit, wo Ehescheidungen, blos um einer veränderten Neigung willen, täglich vorfielen und eine christliche Anschauung des Selbstmordes

für einen altmodischen Begriff galt, konnten seine Extravaganzen auch vor der Welt ihm nicht besonders geschadet haben.

Edithe, die überzeugt war, daß er sich auf dem Lande nie behaglich fühlen würde, schlug vor, ihr Gut zu verpachten und den Winter nach einer der größern Städte zu ziehen, wo Robert seine literarischen Arbeiten mit mehr Genugthuung fortsetzen könne, den Sommer aber mindestens zum Theil bei ihren Aeltern zuzubringen, bei denen sie immer eine offene Heimat zu finden hoffen durften; und Robert nahm diesen Vorschlag gern an. Seine gründlichen orientalischen und anderen Studien brachten ihn mit den ausgezeichnetsten Gelehrten in Verbindung; vor wie nach blieb der größte Theil seiner Zeit der Poesie und den Wissenschaften gewidmet, und er selbst frei von der „Sklaverei des Beamtenthums". Aber er hatte das Vaterland, für das er gefochten, zu sehr lieben gelernt, um nicht auch später einen Theil seiner Zeit willig dem Wirken für dasselbe zu widmen, wo es galt, durch Vereine, gemeinschaftliches Handeln oder muthiges Sprechen durch Mund und Feder ihm zu

nützen. So sah denn Edithe mit inniger Herzensbefriedigung, daß ihr theurer Gatte die volle Achtung und Anerkennung der Welt genoß.

Noch einmal darf ich das Ehepaar glücklich nennen, und zwar dauernd glücklich. Denn seit Robert's Wiederkehr sind viele Jahre verflossen. An die unglückliche Freundin dachten die Beiden oft, ohne jedoch von ihr zu sprechen. Edithe hatte ihr einen rührenden edelmüthigen Brief geschrieben; aber keine Antwort erhalten. Durch Amalien erfuhr sie endlich, daß sie ihren Vorsatz, in ein Kloster zu gehen, bald nach des Papstes triumphirender Rückkehr ausgeführt habe und von dem heiligen Pius selbst zur Büßerin eingeweiht sei. Der Schmerz darüber warf einen Schatten auf Edithens Glück, das sonst ihr in mannichfaltigen Gestaltungen blühte, und bis vor zehn bis zwanzig Jahren im muntern Kreise von liebenden Kindern und zahlreichen Enkeln ihr noch an der Seite ihres Gatten zutheil ward.

Und wenn wol hier und da einer meiner Leser fragt: war das Schicksal hier gerecht? Warum mußte das heißliebende, opferwillige Wesen untergehen, das

nur durch Schwärmerei und Leidenschaft gefehlt, während die Vergehung des Selbstlings durch ein glückliches Leben besiegelt ward? so muß ich antworten, daß das Geschick des Menschen nur selten in harmonischen Accorden verhallt, und daß die Dissonanzen, die uns hier verletzen, erst jenseits ihre Lösung finden werden.

Anhang.

Gedichte.

Sehnsucht.

1813.

Weht ihr wieder, Frühlingslüfte?
Schmückt mit Blumen sich die Flur,
Süß ausathmend Balsamdüfte
Durch die lächelnde Natur?
Soll ich sie zum Kranze winden,
Deuten ihren Duft und Glanz,
Daß mein innerstes Empfinden
Spreche aus dem bunten Kranz?
Was mein banges Herz empfindet,
Wohl ist's sehnsuchtsvolle Qual,
Daß der Frühlingssonne Strahl
Mich im fremden Lande findet.

Ferne weilt des Geistes Hülle
Vom befreiten Vaterland,
Aber der Gedanken Fülle
Ist dem theuern zugewandt;

Liebend send' ich meine Blicke,
Sehnend nach der Heimat aus,
Doch das zürnende Geschicke
Söhnt der Thränen Strom nicht aus.
Ach, wird nie dies heiße Sehnen,
Nie der inn'ge Wunsch gestillt?
Was mein hoffend Herz erfüllt,
Wär' es nur ein eitel Wähnen?

Werd' ich nie die Heimat grüßen,
Nie mit still entzücktem Sinn
Die geliebte Erde küssen?
Wird, wo ich geboren bin,
Nimmer mir der Himmel lächeln,
Strahlen nie der Sonne Glanz?
Wirst du nimmer mich umfächeln,
Süße Luft des Vaterlands?
Wehet nie wie Zephyrsflügel
Warm dein Hauch mich an, und mild?
Saale, malet sich mein Bild
Nie in deiner Wellen Spiegel?

Du, die mich mit Zaubertruge
Oft in süßen Träumen wiegst,
Oft mit mir mit leichtem Fluge,
Auf ins Land der Geister fliegst.
Die du Freuden gibst und Wonne
In der Nacht der Wirklichkeit,
Täuschend mit gemalter Sonne,
Mit erträumter Seligkeit;

Die, wenn Hoffnung selbst verloren,
Balsam gießt ins wunde Herz,
Heilend all den herben Schmerz,
Den die Gegenwart geboren.

Phantasie, du ewig reiche,
Ewig junge Schöpferin!
Allbeglückende! entweiche
Nimmer meinem treuen Sinn.
Mit der Hoffnung dich zu gatten
Führ' die Freundliche zurück,
Daß der Zukunft finstrer Schatten
Lichter werd' vor meinem Blick!
Wenn gerühmt im Bardenliede
Sieg die deutschen Helden krönt,
Und erjauchzend nun ertönt
Dein gepries'ner Name, Friede!

O dann heilt des Herzens Wunde!
Denn es ist das süße Glück,
Nur mit ihm im engen Bunde!
Auch zu mir kehrt es zurück;
Führend die so früh Verbannte,
Deren Sehnsucht niemals schlief,
Heimwärts nach dem schönen Lande
Wo sie Gott ins Leben rief;
Wo der erste Strahl der Sonne
Eindrang in ihr junges Herz;
Wie des Lebens erster Schmerz
So des Lebens erste Wonne.

Alles ſchrieb mit Flammenzügen
Ins bewegte Herz ſich ein,
Und mit ſchmerzlichem Vergnügen
Saug' ich tief den Nektar ein,
Den in heißbethräntem Kelche
Die Erinnerung mir beut;
Gern das Jetzt vergeſſ' ich, ſchwelge
Gern im Meer der Seligkeit!
Liebe heimatliche Ferne,
Kehr' ich nie zu dir zurück?
Schwindet nicht dem irren Blick!
Leuchtet, leuchtet, Hoffnungsſterne!

Alles in uns und aus uns.

1817.

So groß die Welt und doch ſo klein und eng!
So reich der Menſch und doch ſo arm und ſchwach!
So lang das Leben und ſo flügelſchnell
Die Zeit, die raſtlos es von hinnen trägt!
Die Stunden fliehn, um nie zurückzukehren
O könnten wir mit ſtarkem Arm ſie feſſeln!
Es bietet nicht die Außenwelt uns Bande,
Doch flüſtert uns ein guter Genius:
Sie weiſe nützen ſei die flücht'gen halten;
Dreifach genieße ſie, wer rein genieße,
Das Jetzt nur fliehe; doch Erinnerung
Sei treu, und ewig wie das ſel'ge Hoffen.

Noch flüstert tröstend uns die innre Stimme:
Reich sei der Mensch, wenn Herz und Geist er bilde,
Die Kräfte pflege, die Natur gegeben;
Groß sei die Welt als Spiegel ihres Schöpfers,
Doch größer der in unserer eignen Brust.

An eine Freundin

zum Geburtstag, mit einer Tuchnadel, bestehend in einer Haarlocke in goldener Kapsel, mit gläserner Decke.

1818.

Doppelsinnig Angebinde
Wag' ich dir zu überreichen,
Hoff' ich doch, daß seinen Zeichen
Dir dein Herz die Deutung finde.
Zwar die Welt sieht Krieg und Streiten
Lieblos in Geschenk von Nadeln:
Ruhig laß' ich sie mich tadeln,
Denn dein Herz wird's anders deuten.

Vor der Brust der süßen Freundin
Sei mir Waffe ihre Spitze,
Daß sie drin mein Bildniß schütze
Vor der Zeit, der stillen Feindin.
Von dem Wechsel künft'ger Zeiten
Will die Welt, von bald'gem Trennen,
In der Lock' ein Pfand erkennen;
Doch dein Herz wird's anders deuten.

Leib und Geist sind eng verwebet,
Sie, lebend'ger Theil vom Leben,
Sei, ein Zeichen, dir gegeben,
Daß mein Geist dich stets umschwebet.
Sinnbild der Vergänglichkeiten
Sieht die Welt mit eitelm Sinne
In des Glases zarter Dünne;
Doch dein Herz wird's anders deuten.

Also leicht kannst du durchschauen,
Theure, meiner Seele Hülle!
Was sie hegt in tiefster Stille
Will sie gern dir anvertrauen.
Gold umschließt von allen Seiten
Eng im Kreise Glas und Haare;
Was die Welt in ihm gewahre
Soll dein Herz nicht anders deuten.

Gold ist meiner Treue Zeichen;
Wie es Feuer nicht verzehret,
Wie's im Wasser sich bewähret,
Soll ihm meine Treue gleichen.

Giebichenstein.

1818.

An des Stroms Gestade, droben,
Wo die steilen Felsen ragen,
Hat sich in der Vorwelt Tagen
Einst ein thürmend Schloß erhoben.

Oed nun, mit verfallnen Mauern,
Mahnt es stumm, daß alles schwindet;
Nur in tiefster Brust gegründet
Wirst du, Hoffnung, ewig dauern!

Sieh! kunstfert'ge Hände schufen
Einen Blumengarten, blühend,
Balsamduftend, farbenglühend,
Mild aus Trümmern vorgerufen.

So im Schos der Nacht verborgen
Ruht der Tag in stiller Feier,
Bis sich aus dem Nebelschleier
Strahlend hüllt der junge Morgen.

Also auch wird sel'ges Leben,
Bleicher Tod, aus dir erblühen!
Könnt' ich ohne Kampfesmühen
Solch ein schönes Ziel erstreben!

Versuch zur Entsagung.

1818.

Wohl bist du mir in wechselnden Gestalten
Im frühen Lenz erschienen einst, mein Leben!
Im Blütenkranz, dem süße Düft' entwallten.
Am Wiesenbach, auf Pfaden sanft und eben,
Hast du mit milden Händen mich geleitet,
Ein harmlos Kind, dir inniglich ergeben.

Mit irdischem Gewand warst du umkleidet,
Bis Phantasie, daß er dich zaubrisch schmücke,
Den goldnen Schleier um dich hergebreitet.
Zwar glänzend lag die Welt vor meinem Blicke,
Doch war ihr bald das junge Herz erkaltet.
Ach! wußt' es doch von einem schönern Glücke!
Denn herrlicher war jene Welt gestaltet,
Die wundersam, in seinen tiefsten Räumen
Dem innern Auge magisch sich entfaltet.
Ein Gartenbeet, wo zarte Blümlein keimen,
Wo Rosen blühn, die duft'gen Hauch entsenden,
Ein Hain war sie von heil'gen Lorberbäumen,
Gepflegt von junger Hoffnung Götterhänden.
Mit süßen Thränen hab' ich sie begossen,
Die Bäum' und Blumen, daß sie kräft'ger ständen.
O Heiligthum, das meinem Blick erschlossen!
An deinen Pforten bleib' ich zagend stehen:
Hat, wer dich sah, nicht schon genug genossen?
Mein scheuer Geist wagt nicht hineinzugehen;
Der Lorber dort soll Männerstirnen schmücken,
Doch nimmermehr der Jungfrau Haupt umwehen.
Die süßen Rosen zittr' ich abzupflücken,
Sind's Dornen doch, die warnend sie umgeben,
An ihrem Duft will ich mich fern erquicken.
Wie neugestaltet bist du nun, mein Leben,
Das keine Zauberschleier mehr umhüllen!
Zum Ziel des Glücks ein mühvoll, eitel Streben.
Ach! wo der Born des Geistes Durst zu stillen,
Der, von der ird'schen Bürde festgehalten,
Sich brünstig sehnt, dich, Räthsel, zu enthüllen.

Seufzer und Thränen.

Herbstlied.

1820.

Still durch des Feldes Mitten,
Auf grünem, unbetretnem Rain,
Bin ich dahergeschritten,
Sitz nieder auf bemoostem Stein.

Rings um mich alles Schweigen!
Todt unter mir das liebe Thal!
Mit halb entlaubten Zweigen
Die Bäume rechts, die Fluren kahl!

Warum treibst du, o Sehnen,
Die Seufzer aus der Brust empor?
Warum, warum, ihr Thränen,
Brecht unaufhaltsam ihr hervor?

Seid ihr doch sonst so blöde,
Ihr Stimmen meines tiefsten Leids,
Lockt euch ringsum die Oede,
Und dieser Stille ernster Reiz?

„Laß uns aus dem Gefängniß!
Seid ihr uns Pforten, Aug' und Mund!
Rett' uns aus dem Bedrängniß,
Wir drücken sonst das Herz dir wund.

„Vor menſchlichen Geſichtern
Fliehn wir zurück ins enge Haus,
Da ſind wir ſtolz und ſchüchtern,
Und woll'n und mögen nicht heraus.

„Doch hier ſehn wir dich winken,
Du ſympathetiſche Natur,
Hier ſiehſt nur du uns blinken
Und hörſt du uns ertönen nur.

„Sieh! wie die Blumen ſtehen,
Von Perlenthränen vollgenäßt!
Horch, wie die Seufzer wehen,
Des Sommers, der die Flur verläßt!

„Hier brauchſt uns nicht zu hüten,
Hier ſtöret keiner unſer Leid,
Denn ſchon mit welken Blüten
Schmückt die Natur ihr Sterbekleid."

So ſtrömt denn aus, ins Freie,
Entlaſtet mir die ſchwere Bruſt!
Ich fühl's, mit Muttertreue
Theilt die Natur ſo Leid als Luſt.

Doch wenn zurück mich treiben
Die Wellen in des Lebens Meer,
So mögt ihr hier verbleiben,
Bald ſchleich' ich einſam wieder her.

Mag sich ein Felsstück spalten,
Empfangen dich, mein Thränenquell,
Zum Bächlein dich gestalten,
Dem Berg entsteigend, silberhell.

Mag euch die Steinwand halten,
Ihr Seufzer, meiner Brust entflohn,
Zum Echo euch gestalten,
Das widerhallt der Klage Ton!

Des Vögleins Flucht.*)

1823.

Du gingest, wie sie, und bist frei!
Du flohest das öde, verlassene Haus,
Dich riefen die schwellenden Blüten hinaus,
Und der junge, sonnige Mai.

Und hab' ich noch Thränen für dich?
Und hat es noch Raum, das gebrochene Herz,
Noch Raum für der neuen Wunde Schmerz,
Gibt's noch ein verloren für mich?

So geh, und wie sie, sei frei!
Der Duft der Gefilde, der schattende Hain,
Des Weltalls sonniger Raum ist dein;
Was frägst du, wie traurig ich sei?

*) Veranlaßt durch die Flucht eines zahmen Kanarienvogels, ihrer verstorbenen Schwester Liebling.

Und kümmert Sie wol mein Schmerz?
Ein Wahn wär' der Frommen tröstendes Wort,
Daß Freud' und Ruh' bei den Seligen dort,
Zerrisse mein Leid ihr das Herz.

Wenn die Flur erglühet im Morgenlicht
Dann tönet aus tausendstimmigem Chor
Auch deine wohl in mein lauschend Ohr,
Und ich erkenne sie nicht!

Und Sie! Vielleicht ist's ihr liebes Aug',
Das dort aus dem Sterne mich grüßt,
Das Lüftchen, das mich leis seufzend umfließt,
Vielleicht ihres Athems Hauch!

Nicht weiß ich's! — Nichts weiß ich als eins:
Die süße Gestalt, ich seh' sie nicht mehr,
Das Haus ist verödet, die Kammer ist leer,
Kein Mal rings des irdischen Seins!

Beschwingter Flüchtling, genieß du dein Glück!
Die Kett' ist gelöst — dein kleines Haus,
Mit duftigen Kränzen schmück' ich es aus,
Dich locken sie nimmer zurück!

Die bräutliche Erde, so schmücket sie sich,
So kränzt sie des Lenzes, des Bräutigams Hand —
Wie lieblich sie strahlet im Hochzeitsgewand —
Ein Leichenkleid, wehe! für dich!

Räthsel des Lebens.

1823.

Allüberall wohin das Ohr sich wende,
Verlockt von Tönen wie im Traum vernommen,
Wohin der Geist die Augen forschend sende,
Dem Irrlicht folgend, das der Nacht entglommen,
Erlausch' ich etwas, das mein Herz verstände?
Erblick' etwas zu meiner Seele Frommen?
Weit aufgeschlagen liegt das Buch der Zeiten,
Deß räthselvolle Schrift nicht Menschen deuten.

Zurück in stille Heimat laß mich fliehen,
Wo noch unlängst des Forschens Stimmen schliefen,
Doch warum drängt ihr euch, Disharmonien,
Zerreißend euch in meiner Seele Tiefen?
Was fesselt ihr, todt meinem ernsten Mühen,
Magnetisch doch das Aug', ihr Hieroglyphen?
Ihr sagt mir nicht, wie brünstig ich euch frage:
Warum ich schwer auf schwachen Schultern trage.

Warum die Töne, die so lieblich klingen,
Als Dissonanzen ungelöst, verhallen?
Warum sie labyrinthisch sich verschlingen,
Die Pfad', auf denen müde Pilger wallen?
Warum, wo tausend nach der Palme ringen,
Sie keiner pflücket von den Kämpfern allen?
Statt eurer will mein Herz, mit gläub'gem Streben,
Auf manche Frage tröstend Antwort geben,

Und spricht: Getrost! bei wilder Stürme Tosen
Bewähret sich der kräftige Pilot;
Wenn milde Weste mit den Wellen kosen,
Lenkt auch ein Kind mit zarter Hand das Boot.
Bezeugen's nicht die dornumhüllten Rosen,
Sagt's nicht das nachtgeborne Morgenroth;
Aus dieses Lebenskampfes Angst und Mühen
Wird uns im Tod des Sieges Palm' erblühen.

Drum klag' ich nicht, daß welk und wurmgestochen
Das Schön' erstirbt in zarter Knospe Schwellen
Nicht daß, des Schiffes Mast vom Sturm gebrochen,
Der Edle treibt auf mitleidlosen Wellen;
Die Blüte sei, eh' sie gereift, gebrochen,
An Felsenklippen mag das Boot zerschellen;
Die Thräne trocknet bei dem Trostesworte
Vom Wiederaufblühn und vom Himmelsporte.

Doch ach! warum das Schicksal Millionen
Unschuld'ger Seelen rettungslos vergeudet,
Die lebenslang in Nacht der Sünde wohnen,
Ohn' Ahnung, wo der Pfad der Schuld sich scheidet
Von dem, der leitet zu des Himmels Kronen;
Unselige, die Ruh' und Glück hier meidet,
Die dort mit ewiger Verdammniß Qualen
Des Vaters Schuld, der Mutter Sünde zahlen.

Und weh! die Armen, deren Geist in Bande
Der Wahnwitz schlägt, eh' seine Kraft er übte.
Vor deren nimmer dämmernden Verstande
Das Licht der Wahrheit dumpfer Blödsinn trübte;

Von denen mancher, jetzt der Menschheit Schande,
Inbrünstiglich vielleicht die Gottheit liebte,
Wollt' ihm Vernunft ihr reines Bild enthüllen.
Wär' er nicht ruchlos nach des Schicksals Willen

Wer löst sie mir, die Räthsel dieses Lebens?
O Menschenweisheit, die das Wort verstände!
Die sich mit allen Kräften kühnsten Strebens
Durch Labyrinthe zur Erkenntniß fände!
Jahrhunderte schon forschtest du vergebens;
Im Dunkel walten seine Vaterhände!
O laß mich ruhn im Schos des Gottvertrauens,
Es kommt ein Tag des Wissens und des Schauens!

„Still, o Seele, du betrübte!"*)

1823.

Still, o Seele, du betrübte,
Bald ganz einsam bist du nun,
Bald wird alles, was dich liebte,
Alles bald im Grabe ruhn!

Oeder wird's im Freundeskreise,
Immer leerer wird die Welt,
Mühevoll die Pilgerreise
Wenn die Bahn kein Stern erhellt.

---

*) Bei dem Tode eines hochverehrten ältern Freundes.

Nächtlich sollst du einsam wandern —
Aber still, mein armes Herz!
Eins der Bande nach dem andern
Löst, zerschneidet dir der Schmerz. —

All die Bande, die die Erde
Trügrisch, reizend um dich schlägt,
Daß das Jenseits Heimat werde,
Wohin dich die Sehnsucht trägt.

Tausendarmig rankst du, Leben,
Dich noch um die wunde Brust;
Spinnst mit künstlichen Geweben
Fest sie ein, ihr unbewußt;

Laß sie, die zerriss'ne Seele,
Daß sie, gibst du ganz sie frei,
Eh' sie sich dem Grab vermähle,
Schon von dir geschieden sei.

Mit einer Schaumtorte zum Geburtstag eines ältern Freundes.

1826.

Zwar haben in jeglichen Zungen
Tiefsinnige Dichter gesungen,
Das Leben sei nur ein Traum.
Nun aber, weißt du, sind Träume
In Luft zerfließende Schäume;
Der Traum des Lebens ist Schaum.

Auch ist dir nicht fremd, es wissen
Wir Damen von logischen Schlüssen
Nur wenig vom logischen Muß.
Darum von meinem Geschlechte
Behaupte ich heute die Rechte,
Mir rückwärts verstattend den Schluß.

Sind Träume Schäume — sieh, Schäume,
Die bring' ich dir hier — also Träume!
Ist aber das Leben ein Traum,
Verehr' ich im Traume dir Leben! —
Doch still! wird mir Logik vergeben,
Die Muse vergibt es mir kaum.

In ihrer Tochter Stammbuch.

1845.

„Alten Freund für neuen wandeln,
Heißt für Früchte Blumen handeln."
Logau.

Wohl sollst du Blumen dir wie Früchte pflücken,
Doch eingedenk der Mutter Warnung sein:
Wenn Blumen, bunt, den Lebensmorgen schmücken,
Es kommt die Stunde, wo im Mittagsschein
Gewitterschwül die heißen Lüfte drücken,
Und die rasch welkenden dich minder freun;
Dann wird die Frucht, die reife, dich erquicken;
Drum für die flücht'gen tausche sie nicht ein!

Gar reizend ist im farb'gen Kleid das Neue,
Das jüngste Kind der launenvollen Zeit;
Doch heilig ist, o heilig ist die Treue!
Es rollt das Rad, das Neue wird zum Alten,
Die Rosen welken, die die Welt dir beut;
Nur Aelternliebe wird dir nie erkalten!

Sammlung zum Gebet.

1850.

Nun sammelt euch, ihr schweifenden Gedanken,
Nun sammelt euch zu einem einzig Einen!
Verscheucht sie, die verlockend mich umschwanken,
Die Bilder, wie die freveln, so die reinen!
Der Seele möcht' ich, der verwaisten, kranken,
Den Trost erringen, im Gebet zu weinen,
Möcht' in zerknirschtem, reuevollem Beten
Jetzt vor den Thron der ew'gen Liebe treten!

Den Kampf, die Glut, die Stürme möcht' ich stillen,
Sie, meiner Weltlust ewig wache Zeugen!
Mein Sehnen, Wünschen, Hoffen ihm enthüllen
Und was in tiefster Brust mir scheint mein eigen.
Mit seinem Odem meine Seele füllen,
Mich ganz entäußert, wahr, vor ihm zu beugen,
Dem Vateraug', dem's als mir selbst viel klarer,
Was wahr in mir und was in ihm noch wahrer.

Mein selbstisch Lieben und mein selbstisch Leiden,
Mein selbstisch Denken, Streben, Sorgen, Büßen,
O laß das enge Kleid mich jetzt zerschneiden
Vor deinem Thron und legen's dir zu Füßen!
O hilf mir meines Selbstes mich entkleiden,
O laß mich diese Himmelsruh' genießen!
Dann durch der Seele gottergebne Stille
Hauch' Ein Gebet, nur eins: Herr, es geschehʼ dein Wille!

Todeshauch im Frühling.

1857.

Sprach ein armes bleiches Kind:
„Mutter! Eins gewähre mir!
Weht die Luft so mild und lind,
Trage doch mich vor die Thür!

„Sähe gern das lenzesfrische
Gras der Wiese noch einmal,
Und wie's Bächlein durch die Büsche
Funkelnd blitzt im Sonnenstrahl.

„Und der Lämmlein lustig Springen,
Und den Himmel auch, den blauen,
Und die Vöglein, die da singen,
Möcht' ich gern noch einmal schauen.

„Allem, Mutter, was mich freut,
Möcht' ich Lebewohl noch sagen,
Denn in naher, kurzer Zeit
Wird man mich zu Grabe tragen!

„Mutter, laß mit Weinen ab!
Zugedeckt mit grünem Mooſe
Liegt ſich's ſtill im kühlen Grab,
Ruht ſich's ſanft in Vaters Schoſe!

„Mutter! Eins nur wünſch' ich mir,
Nur um Eins möcht' ich mich grämen!
Alles laſſ' ich willig hier —
Dich nur möcht' ich mit mir nehmen!"

Einer jungen Freundin.

1858.

Als ich in buntem Blumenbeete
Zuerſt dich junge Knosp' erſah,
Da fühlt' ich gleich: Dem Kelch entwehte
Der ſchönen Seele Aroma.

Seitdem haſt du die Welt befahren,
Still angebaut ſo Geiſt als Herz,
Und haſt in jungen Hoffnungsjahren
Schon tief erprobt des Lebens Schmerz.

Stehſt nun als volle Roſ' erſchloſſen,
Vermiſcht mit andrer Roſen Art;
Doch fühl' ich's, du vor den Genoſſen,
Du haſt den echten Duft bewahrt.

Der Duft, der macht dich mir zu eigen;
Jung oder alt, Weib oder Mann,
Wo Seelen sich zu Seelen neigen,
Kommt's auf Geschlecht und Zeit nicht an!

Wenn farblos diese Blüten bleichten,
Wenn welk der Kelch hängt niederwärts,
Wird's duftig deinem Aug' entleuchten,
Dein liebes, frommes, treues Herz!

Die Ströme von Canada.

1859.

Land der Ströme, der gewalt'gen', könnt' ich dich im Bild erfassen!
Deiner Farben mannichfalt'gen Ton in Eins verschmelzen lassen!
Wol enthüllst, in Seen und Forsten, vom Urantlitz der Natur
Du mit den gigant'schen Zügen manche wundersame Spur,
Doch vor allem deiner Ströme Majestät dies Lied ich zolle —
Meeresbreite, bodenlose! lebensreich geheimnißvolle!
Warum, da doch alles Werden sonst im Morgen keimt und sproßt,
Rollst du deine mächt'gen Adern breitgeschwellt von West nach Ost?
Warum, da der Erde Tiefe gern in Hüllen sich versteckt,
Ist mit ätherglei chen Schleiern deiner Fluten Grund bedeckt?

St.-Lorenz.

Wo doch such' ich deine Wiege, Hydroarch Cataraqui?*)
Wie erforsch' ich das Geheimniß, das dir Leben einst verlieh?
Schon als Riesenknabe trittst du aus Ontarios Bett heraus,
Schmückst mit tausend grünen Inseln schön das Flügelkleid dir aus.
Dann mit frischem Mannesmuthe stürz'st du über Fels und Riffe;
Weh' dem, der in deine wilde Siegesbahn dir hemmend griffe!
Wogend her von Nord und Süden kommen rauschend die Vasallen,
Müssen mit dir untergehen, mit dir Helden stehn und fallen!
Bis in Kampf und Strudelbraus all das Klippenheer bezwungen,
Und die schöne Hochelaga**) du mit starkem Arm umschlungen.

Aber weiter nun, als Sieger, wogst du, majestätisch prangend,
Ungehemmt, von Stromesfürsten Schritt für Schritt Tribut empfangend.

---

*) Cataraqui, indianischer Name des St.-Lorenz-Flusses.

**) Hochelaga, indianischer Name von Montreal.

Fühlst als Träger der Geschichte deine Würde, wenn zur Seiten
Deines ungeheuern Bettes Dörflein lieblich sich ausbreiten!
Meilenlange Häuserreihen, glänzend weiß auf grünen Au'n;
Frommer Kirchlein viel dazwischen — gar anmuthig anzuschaun!
Wie vor fünfmal funfzig Jahren sie von Frankreichs heim'scher Erde
Ihre Priesterhirten führten, eine dumpf andächt'ge Heerde,
Also leben sie verpflanzt nun drin ihr stilles Pflanzenleben,
Unbekümmert, was wir draußen uns erstürmen und erstreben!
Woge, König du der Ströme, ätherrein und schrankenlos,
Finde deines Laufes Ziel in des Weltmeers Grabesschos!

Saguenay.

Aber du, wie soll ich dich, dunkler Saguenay, begrüßen?
Seh' ich hier des Acherons schwarze Fluten sich ergießen?
Grausam wären sie, die Götter, wär' er, der vom Leben scheidet,
Mit so melancholischem Zauber, mit so wildem Reiz umkleidet!

Senkrecht steigen aus den Wellen hohe, schroffe, nackte Wände;
Senkrecht fallen sie hinunter in die Tiefe ohne Ende.
Jähe, ungebrochene Massen — suchte wol umsonst die Spalte
Sich ein Baum, darin zu wurzeln, Epheu, daß er dran sich halte;
Nur in seltsamen Gebilden deckt ein farbig Moos die Flächen,
Fast als wollt' in Hieroglyphen graue Urzeit zu uns sprechen.
Ist erstorben alles Leben? Ist kein Adler, der hier fliegt?
Keine Möve, keine Schwalbe, die auf düstrer Flut sich wiegt?
Kommt, wo sich die Halden neigen, wo sich durch' die Klippenketten
Wild, gejagt von Winterstürmen, Bäche rissen ihre Betten.
Kommt nicht aus dem Wald da oben wol ein Hirschlein her, zu trinken?
Kann Natur, lebend'gen Leibes, in solch Grabesschweigen sinken?

Nur der Mensch bezwingt die Oede! Gilt's Gewinn nicht? — Axtesschläge
Widerhallen an der Felswand und der schrille Klang der Säge,
Dampfbewegte Räder schneiden furchend durch die Flut sich Bahn;
Und mit Dorf und Kirch' und Mühlen kündet seinen Sieg er an.

Ottawa.

Aber ferne, wo noch sicher daß des weißen Mannes Nähe
Ihn nicht mit dem gift'gen Hauche tödtender Cultur anwehe;
Wo in seinen Jagdrevieren frei noch das Algonkin schweift,
Und der Büffel wilde Heerde, und der scheue Moose-Hirsch streift,
Da, du rief'ge Ottawa, trinken sie aus deinen Quellen,
Denen rings aus Bergesklüften Gießbäch' zahllos sich gesellen!
Und sie kommen, die Gewässer, sich der Jungfrau zu vereinen,
Und die Flut wird allgewaltig, wälzt sich fort auf Felsgesteinen,
Da, wie von Titanenhänden, durch die schneeumsäumten Wogen,
Ist in zack'gem Massenbollwerk quer ein Klippendamm gezogen.
Aber du, mit Götterkräften, brichst dir Bahn in Klüft' und Spalten:
Einer nicht, nein tausend Ströme, mit chaotischen Gewalten!
Kämpfend, brausend, hochaufbäumend — bis die Heldenthat vollbracht.
Nie noch sah ein menschlich Auge solche grause Wogenschlacht!

Ottawa, du Riesenjungfrau! willst der Wildniß du entsagen?
Bist du müde des Canoes, willst den raschen Dampfer tragen?
Willst in deinen braunen Wellen stolze Städte spiegeln sehn?
In Cataraqui's Umarmung fortgerissen, untergehn?

Niagara.

Nun genug des Sangs und Preises! wär' er mächtig tausend Zungen.
Wem von dir, Niagara, wär' im Lied ein Bild gelungen?
Staunend steh' ich, überwältigt — Gottes hehres Angesicht
Schaut mich an aus deinem Abgrund — Größ'res schuf der Schöpfer nicht!
Also lag in heil'ger Feier einst mein Herz entzückt, versunken,
Als es rings aus Schweizeralpen Seinen Odem eingetrunken.
So wie da von schnee'gen Gipfeln, wie aus grünen Thales Tiefen
Tausend Geisterstimmen preisend Ihm ihr Halleluja riefen
So aus diamantnen Fluten, aus dem Brausen, Kämpfen, Ringen
Tönt's herauf wie Engelsharfen, klingt's empor wie Psalmensingen.

Zauberhaft, o schönster Strom, ist der Blick in deine Gründe!
Ob in Katarakten donnernd deine Hoheit sich verkünde,
Ob in anmuthsvoller Ruhe, still, als wäre nichts geschehen,
Deine Bahn hinab du wallst, zwischen waldumkränzten Höhen.
Alles Große, alles Schöne ein'st du in dem Einen Bette,
Lenzesgrün und See an See knüpfend mit smaragdner Kette.
Lieblich bist du wie ein Bächlein, wie das Weltmeer bist du prächtig;
Spiegelhell wie Bergkrystallen, wie ein Urstrom wogenmächtig!
Was die Rose unter Blumen, was der Demant unter Steinen,
Was die Perle unter Muscheln, die in Form und Farben scheinen,
Was der König auf dem Throne, dem da huldigt fern und nah —
Edelster von allen Edeln — das bist du, Niagara!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Americana

P. 19, 20 (Das vergebliche Opfer)
426 Amerika
P. 491-497 (Poem)
"Die Ströme von Canada"

56191